Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Von

Gustav Meyer, Dr. phil.,
Professor an der Universität Graz.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1893.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1893.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Inhalt.

I.

Franz Bopp.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage am 14. September 1891.

Wohl nur eine kleine Gemeinde wird heute die hundertjährige Wiederkehr des Tages feiern, an dem Franz Bopp geboren wurde. Es ist ja überhaupt nicht allzu vielen Gelehrten beschieden, daß ihr Name auf den Lippen des Volkes von Gau zu Gau und von Land zu Land getragen wird, wie der eines Künstlers oder eines Heerführers. Lebendiger war vielleicht die Theilnahme, als man sich vor sechs Jahren an den hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimms erinnerte. Ihn trug die nationale Bedeutung seiner Persönlichkeit. Die Arbeit seines Lebens war der Erforschung deutschen Alterthums, deutscher Sitte und Sprache gewidmet; und der hervorragende Zug unserer Zeit nach Betonung nationaler Eigenthümlichkeit kam der dankbaren Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste des unsterblichen Mannes hülfreich entgegen. Franz Bopp und Jakob Grimm gehören zusammen, und als dritter gehört zu ihnen Wilhelm von Humboldt. Diesen dreien dankt das deutsche Volk und mit ihm die ganze Welt die Wissenschaft von der Sprache.

Bopp, Grimm und Humboldt haben sich in wunderbarer Weise ergänzt. Ihre Ausgangspunkte waren ganz verschieden, und schließlich trafen alle drei in dem Bemühen zusammen, dem merkwürdigen Werkzeuge des menschlichen Geistes, welches wir Sprache nennen, seine Geheimnisse abzufragen. In die größte Tiefe stieg Humboldt. Die ganze bunte Sprachenwelt des Erdballs wollte er in weit blickender Umschau erfassen und aufzeigen, warum sie so verschieden gestaltet sei. Noch heut ist nicht alles, was er angeregt, zu Ende gedacht. Grimm war unter den dreien am meisten Philolog. Er ging vom Besonderen aus; seine deutsche Grammatik wurde ein Vorbild der geschichtlichen Betrachtung einer Sprache. Von da stieg er auf zum Allgemeinen, ja zum Allgemeinsten, denn er hat ein Buch über den Ursprung der Sprache geschrieben. Franz Bopp war, wie Humboldt, genährt von den Anschauungen der philosophischen Grammatik, und, wie Grimm, zunächst in dem Gebiete einer einzelnen Sprache heimisch. Aber das Sanskrit wies, wie von selbst, über sich hinaus, auf die Sprachen, die mit ihm eines Stammes waren. So hat Bopp das Prinzip der Vergleichung in die wissenschaftliche Sprachenerforschung eingeführt.

Vor hundert Jahren gab es weder in Deutschland noch sonst irgendwo eine wirkliche Sprachwissenschaft. Es gab wohl Leute, welche sehr gut Lateinisch und Griechisch verstanden, viel besser, als das heutzutage der Fall ist; man trieb Hebräisch und Arabisch; die nicht genug zu rühmende Thätigkeit christlicher Glaubensboten hatte Beschreibungen von vielen Sprachen Asiens und Amerikas geliefert, die noch heute zum Theil ihren Werth nicht verloren haben. Aber das Studium der Sprachen war immer nur ein Mittel zu irgend einem Zweck, niemals Selbstzweck. Man wollte sich an den Feinheiten des

Atticismus und der goldenen Latinität berauschen, man wollte wohl selbst so gut Griechisch schreiben wie Platon, so gut Lateinisch wie Cicero; es galt die Bücher des alten und des neuen Bundes in den Originalurkunden zu verstehen, es galt den Heidenvölkern das Evangelium in ihren Muttersprachen zu predigen. Niemandem fiel es ein, daß die Sprache um ihrer selbst willen der wissenschaftlichen Erforschung werth sei, als eine der bedeutsamsten Aeußerungen des menschlichen Geistes und zugleich als eines der wichtigsten Mittel zu seiner Erziehung. Es war genug, wenn man festgestellt hatte, daß im Lateinischen ut mit dem Konjunktiv verbunden würde; warum das der Fall sei, danach fragte man nicht. Die Wichtigkeit des Nachweises von Sprachverwandtschaft für die Aufhellung gewisser vorgeschichtlicher Zustände war einzelnen erleuchteten Köpfen, wie Leibniz, aufgegangen; auch hier sollte die Sprachwissenschaft nur Hülfswissenschaft sein.

So war es nicht immer gewesen. Lange vor Bopp hatte es Sprachwissenschaft gegeben; aber ihre Quellen waren theils verschüttet worden, theils unbekannt geblieben. Zweimal ist vor unserem Jahrhundert die Bedeutung der Sprache erkannt und gewürdigt worden, und zwei Völker haben versucht den Aufgaben, welche sie unserer Erkenntniß stellt, näher zu treten. Diese zwei Völker sind die Griechen und die Inder. Beide sind so verschieden von einander, wie nur möglich, und es kann nicht leicht etwas Ungleichartigeres gedacht werden, als die Art, wie sie das Problem angefaßt haben. Mit einer Kühnheit des Denkens, die vor nichts zurückschreckt, haben die Griechen zuerst die allerschwierigsten Fragen zu beantworten gesucht, die es auf diesem Gebiete überhaupt giebt. Der Ursprung der Sprache, das Verhältniß des Denkens zum Sprechen, der Dinge zu ihren sprachlichen Bezeich-

nungen, das waren die Räthsel, mit welchen sich die Philosophen Griechenlands den Kopf zerbrachen. Es ist bewundernswerth, wie viel Tiefsinniges darüber von ihnen gesagt worden ist, obwohl das Material, aus dem diese Gedanken heraus gesponnen wurden, ein so gänzlich unzulängliches war. Die Sprache war für die Griechen lediglich das Griechische. Man kann nicht genug darüber staunen, daß die große mundartliche Mannigfaltigkeit der griechischen Landschaften, die abweichenden Alterthümlichkeiten in dem ehrwürdigen nationalen Epos, die vielseitigen Handelsbeziehungen zu anders redenden Völkern nicht zum Verständniß für wirkliche Sprachgeschichte geführt haben. Ein Denker wie Platon, der uns in seinem „Kratylos" ein köstliches sprachphilosophisches Schriftchen hinterlassen hat, mußte wohl von der Verschiedenheit der Mundarten und der Sprachen betroffen werden; aber auch er hat an diese Dinge nur schüchtern und von weitem getastet. Des Aristoteles empirische Forschung aber hat sich andere Aufgaben gesucht. So ist die Sprachwissenschaft der Griechen immer nur Sprachphilosophie geblieben. Freilich, die Arbeit, die sie hier gethan haben, ist nicht verloren gewesen. Daß wir Begriffe, wie Artikel, Substantivum, Verbum, handhaben können, verdanken wir ihnen, und man darf sie nicht dafür verantwortlich machen, daß man diese Ausdrücke hinterher auf Sprachen angewendet hat, für welche sie keinen Sinn haben.

Den Griechen kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß der geistige Hochmuth, mit dem sie sich von den andern Völkern, den „Barbaren", abschlossen, sie gehindert hat, Schöpfer auch der wissenschaftlichen Sprachforschung zu werden. Nur einmal sind im Alterthum die äußeren Verhältnisse dafür vielleicht noch günstiger gewesen, im römischen Weltreiche. Aber die Römer gingen

in den Wissenschaften — bis auf eine bekannte Ausnahme — nur die von den Griechen gewiesenen Wege; die griechischen Bezeichnungen für die grammatischen Kategorien haben in der lateinischen Umtaufung Weltbürgerrecht bekommen. Das römische Weltreich ging unter; während seines langsamen Zusammenbruches spielte sich einer der merkwürdigsten und folgenreichsten Prozesse im Sprachleben ab, die Entstehung der romanischen Sprachen. Aber niemand achtete darauf in den dunklen Jahrhunderten, die gekommen waren.

Lange vorher war im fernen Orient, in dem Wunderlande, hinter dessen verschlossene Pforten die Griechen einmal zu des Großen Alexander Zeiten einen neugierigen Blick geworfen hatten, die Sprachwissenschaft geboren worden, lange bevor die ionischen Philosophen über die Entstehung der Worte nachgrübelten. Sie war gezeugt in dem Schoße, in dem alle indische Weisheit ihren Grund hat, in der Wissenschaft vom Veda. Wie sich viel später die sehr achtungswerthen grammatischen Arbeiten der Araber an den Koran anlehnten, so ist die indische Grammatik hervorgewachsen aus der theologisch-philologischen Beschäftigung mit den heiligen Liedern der indischen Vorzeit. Auch für die Inder gab es, wie für die Griechen, nur eine Sprache, die eigene. Aber sie strebten nicht von diesem festen Boden weg in die Lüfte, sondern sie suchten erst das zu verstehen, was sie umgab; ihre eigene Sprache wollten sie kennen und begreifen und nicht die letzten Räthsel der Sprache an sich lösen. Es ist eigenartig zu sehen, wie hier die schärffste und nüchternste Beobachtung ihr Recht behält, während auf anderen Gebieten das klare Denken immer mehr von phantastischem, halb irrem Träumen überwuchert wird. Die Gebilde der Sprache, die Sätze, die Worte werden zerschnitten und

immer wieder zerschnitten, wie ein Anatom oder Physiolog die Theile des Körpers zerschneidet, um ihren Bau zu begreifen und den Geheimnissen des Lebens nachzuspüren. Die Griechen haben in den Zeiten, in welchen die alexandrinische Philologie mit wenig Glück sich auch an sprachlichen Dingen versuchte, von krankhaften Veränderungen, von der Pathologie der Sprache geredet. Sie mußten damit nothwendig in die Irre gehen, denn sie kannten die Anatomie des gesunden Sprachorganismus nicht. Diese Wissenschaft haben die Inder begründet. Und das ist eine That, die an und für sich nicht minder bedeutend ist, als die Entdeckung des Blutkreislaufes oder der Umdrehung der Erde.

Ich glaube nicht, was man oft behauptet hat, daß die Eigenart der indischen Sprache den einheimischen Forschern auf halbem Wege entgegen kam. Hätte in Griechenland ein Grammatiker gelebt, wie Pāninī oder dessen Vorgänger, die griechische Sprache hätte sich sicherlich als ein nicht weniger dankbares Objekt für sein Sezirmesser erwiesen. Vorläufig blieb jedenfalls was in Indien ersonnen war, ohne jede Wirkung auf die abendländische Wissenschaft; und selbst dann, als das ferne Land allmählich dem Weltverkehr erschlossen worden war, wurde die Sprachwissenschaft zunächst in ganz anderer Weise von dort aus befruchtet, als durch die indische Grammatik. Die indische Sprache selbst, das ehrwürdige Sanskrit, war es, welches hier neue Anregungen schuf. Bald, nachdem man mit ihr bekannt geworden war, fiel Einzelnen die Aehnlichkeit vieler ihrer Wörter und Formen mit denen der europäischen Hauptsprachen auf. Indische Handschriften kamen nach England und wurden dort herausgegeben; die Anfänge einer indischen Philologie in Europa regten sich. Dann kam Friedrich Schlegel's geistvolles

Büchlein über Sprache und Weisheit der Inder mit einer Fülle neuer, überraschender Thatsachen und Gedanken. Und dann kam Franz Bopp mit seinem 1816 erschienenen Erstlingswerke.

Bopp hat mit der von ihm vorgenommenen Zergliederung der Sprachformen dasselbe gethan, was die Inder vor ihm gethan hatten. Aber er hat mehr gethan. Er hat die Verwandtschaft und den gemeinsamen Ursprung derjenigen Sprachen, welche wir jetzt die indogermanischen zu nennen gewohnt sind, zuerst in umfassender Weise mit wissenschaftlichen Mitteln nachgewiesen. Und er hat über die Entstehung der grammatischen Formen dieser Sprachen eine eigene Ansicht aufgestellt und dieselbe wissenschaftlich zu begründen versucht. Das ist Bopp's Lebenswerk und das ist seine Größe. Wie groß seine That war, ermißt man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, unter welchen mangelhaften Vorbedingungen sie gethan wurde. Als Bopp sein „Conjugationssystem" schrieb, und auch später noch, als er die erste Ausgabe seiner „Vergleichenden Grammatik" verfaßte, war vom Sanskrit nicht allzu viel bekannt, noch weniger von der Sprache des Zendvolkes; die persischen Inschriften waren noch nicht gedeutet, die belehrende Mannigfaltigkeit der griechischen Mundarten war unzugänglich; das älteste Latein war noch zum größten Theil vom Boden Italiens bedeckt und die iguvischen Tafeln standen unentziffert in einem kleinen Provinzialmuseum Umbriens. Das alte Kirchenslavisch hatten slavische Gelehrte eben angefangen in seiner Bedeutung zu würdigen; gänzlich unzureichend waren die Hülfsmittel für das verwandte Litauisch, das erst viel später von Schleicher der Wissenschaft erobert werden sollte; den stolzen Bau der germanischen Grammatik begann der gleichaltrige Grimm

eben erst aufzuführen. Ich rede nicht von den keltischen Sprachen, deren Zugehörigkeit zu unserem Sprachstamme selbst Bopp damals noch nicht erkannte, nicht vom Albanischen, in dessen Gebiet er später einen nicht ganz glücklichen Streifzug unternahm. Und trotz der Unzulänglichkeit aller dieser Hülfsmittel hat er es verstanden, auf diesem weiten Gebiete in den großen Hauptsachen überall das Richtige zu treffen, das Gemeinsame aufzuzuzeigen, das Besondere zu erklären; er hat es vermocht, in Wirklichkeit den Bau einer vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen zu errichten, ohne daß von einer einzigen dieser Sprachen ihm eine wirklich ausreichende Grammatik vorgelegen hätte. Hier kam ihm vielleicht selbst ein Mangel seiner Anlage zu Hülfe. Neben seiner hervorragend sprachwissenschaftlichen Begabung war die philologische etwas verkümmert. Das liebevolle Eingehen auf die kleinen und kleinsten Erscheinungen des Sprachlebens, wie es nur durch langdauernde und mühevolle Beschäftigung mit den Literaturdenkmälern einer Sprache gezeitigt wird, der feine Blick auch für das Kleinleben einer Sprache, der alles, was Jakob Grimm geschrieben hat, so köstlich macht, war Bopp versagt; und man darf es getrost aussprechen, daß ihn dies auf seinem Wege nur gehindert hätte. Hier galt es die Besitzergreifung ungeheurer Gebiete, in denen sich wohnlich einzurichten der Zukunft überlassen werden mußte; es galt breite Hauptstraßen durch den Wald zu hauen, zu denen sich sorglicher gepflegte Nebenwege später finden mochten. Bopp's Werk ist die That eines erobernden Genius, ein Werk aus einem vollen Gusse, von dem selbst seine Fehler nicht wegzudenken sind, ohne daß es dem Eindrucke des Ganzen schaden würde.

Denn Bopp's „Vergleichende Grammatik“ ist nicht

blos die Arbeit eines Gelehrten; sie ist auch ein Kunstwerk. Man hat häufig die Sanskritgrammatik Pāṇini's das größte grammatische Kunstwerk genannt. Ich kann, unbeschadet meiner großen Verehrung vor dem indischen Gelehrten, in ihrer formalen Seite nichts anderes sehen, als ein großes Kunststück. Die denkbar vollständigste Grammatik einer der reichsten Sprachen ist hier mittelst eines erschreckend verwickelten Systems von Formeln und Abkürzungen auf einen ungemein kleinen Raum zusammengedrängt. Das hat etwa denselben Werth, wie die Versuche, Dante's „Hölle" auf eine Postkarte zu schreiben, und ähnliches. Damit darf Bopp's großes Werk nicht verglichen werden. Seine Darstellung ist von größter Einfachheit, aber von vollendeter Kunst. Wer überhaupt dem Reize eines so trockenen Gegenstandes, wie Grammatik zu sein scheint, zugänglich ist, der liest diese in behaglicher Breite dahin strömenden Erörterungen wie ein Epos. Schleicher's bekanntes späteres Handbuch nimmt sich dagegen wie eine Gesetzsammlung aus. Die jungen Sprachforscher sollten Bopp's Grammatik viel mehr lesen, als es zu geschehen pflegt. Sie hat einen ähnlichen Reiz, wie die älteren Reisewerke über die ersten Entdeckungsfahrten in unbekannte Länder, von denen wir jetzt viel genauere und zuverlässigere Beschreibungen haben.

Die von Bopp begründete Wissenschaft würde ja diesen Namen nicht verdienen, wenn sein Buch nicht, was seinen thatsächlichen Inhalt betrifft, heute veraltet wäre. Man verzeihe den Ausdruck, der nicht pietätlos sein soll. Daß dies rascher eingetreten ist, als vielleicht sonst, ist nur ein gutes Zeichen für die Lebenskraft und Entwickelungsfähigkeit von Bopp's Schöpfung. Die Methode sprachwissenschaftlicher Untersuchung hat sich verfeinert und befestigt. Bopp hatte keine eigentliche Methode; aber er

hatte mehr, er hatte Genie. Ein Genie, sagt man, macht wohl Fehler, aber keine Dummheiten. Bopp hat, eben infolge seines Mangels einer sicher arbeitenden Methode, große Fehler gemacht, besonders als er es unternahm, die gänzlich unverwandten kaukasischen und malaiisch-polynesischen Sprachen als Glieder der indogermanischen Familie zu erweisen. Heutzutage ist Methode eine Krücke, mit der auch die Lahmen gehen können. Sie machen keine genialen Fehler, dafür aber um so mehr recht ungeniale Dummheiten. Die Durchforschung der einzelnen Sprachen hat ungeheure Fortschritte gemacht; aus Stein- und Papierurkunden sind uns neue Sprachen und Mundarten erschlossen worden, und von der menschlichen Rede, wie sie auf den Lippen noch lebender Geschlechter erklingt, sucht man von Tage zu Tage mehr zu lernen. Das ist vielleicht der wichtigste Fortschritt. Wir haben erkannt, daß die Sprache nicht getrennt gedacht werden kann von dem sprechenden Einzelwesen. So haben sich Physiologie, Psychologie und Sprachwissenschaft unlöslich verbunden. An den lebenden Sprachen lernen wir die todten immer besser verstehen. Vielleicht geschieht hier des Guten manchmal sogar zu viel. Man möchte in vorgeschichtlichen Perioden unserer Sprachen Feinheiten belauschen, die uns wohl für immer ein Geheimniß bleiben werden. Es giebt Leute, die hier das Gras wachsen hören wollen; das ist schwer in einem lebendigen Walde, geschweige denn in einem, der uns blos in Versteinerungen vorliegt. Ich fürchte, gerade die Jüngsten bauen allzu oft Kartenhäuser, die am nächsten Tage der Hauch eines Mundes umbläst.

Man hat wohl gesagt, es sei in den letzten zwei Jahrzehnten in der indogermanischen Sprachwissenschaft eine Revolution ausgebrochen, welche den ganzen von Bopp aufgeführten Bau niedergerissen habe. Ich kann das nicht

finden. Ich sehe von Bopp bis heute nur eine nothwendige und folgerichtige Entwickelung. Sie ist bald langsamer vor sich gegangen und bald rascher, zeitweise vielleicht etwas überstürzt; das Gebäude Bopp's ist theilweise umgebaut worden, vielfach neu eingerichtet, aber die Grundsteine sind nicht verrückt. Man hat Bopp's Erklärung der grammatischen Formen aus Zusammensetzung ursprünglich selbständiger Elemente vielfach angefochten, und es ist gewiß, daß er in der Erklärung von Einzelheiten nicht selten geirrt hat. Aber im Ganzen ist seine Hypothese nicht widerlegt worden; und je mehr sich unsere Kenntniß verschieden gearteter Sprachen der Erde erweitert, umsomehr zeigt sich, daß sie die einzig mögliche ist. Auch hier hat sein genialer Blick etwas gesehen, für das der genaue Nachweis von den später Gekommenen erst in mühsamer Arbeit erbracht werden muß. Es kam ein Geschlecht jüngerer Sprachforscher, dem die älteren, durchaus nicht um ihm zu schmeicheln, den Namen Junggrammatiker beilegten. Zornige Schlachtrufe erschollen eine Zeit lang hüben und drüben; und wenn man ängstlichen Gemüthern glauben durfte, so war ein Massenaustritt aus der Bopp'schen Gemeinde erfolgt, und ein unheilbares Schisma zerklüftete die bis dahin einmüthigen Bekenner. Der Lärm ist verhallt, und man konnte sehen, daß er recht überflüssig war. Verschiedenheiten der Meinungen giebt es überall, und gerade da am meisten, wo man ernsthaft die Wahrheit sucht. Aber das Widerwärtige persönlichen Gezänkes, welches die von den Brüdern Grimm begründete Wissenschaft der deutschen Philologie so lange Zeit hindurch geschändet und geschädigt hat, ist der indogermanischen Sprachwissenschaft erspart geblieben. Es giebt keinen unter ihren Jüngern, der sich am heutigen Tage nicht freudig bewußt wäre, daß wir alle unter dem Zeichen Franz Bopp's kämpfen. Er bleibt uns allen Führer, Herr und Meister!

II.

Georg Curtius.

(1885.)

Wer den Grabhügel von Georg Curtius mit einer Reliefplatte schmücken wollte, der müßte darstellen, wie die beiden Wissenschaften der klassischen Philologie und der vergleichenden Sprachforschung Hand in Hand daher schreiten, den Manen des Hingeschiedenen ein Todtenopfer zu bringen. Herangebildet in jener, durch die formelle Umgrenzung seines Lehrberufes sein Lebenlang nach außen hin ihr Vertreter, erscheint er seiner schriftstellerischen Thätigkeit nach doch viel mehr als Linguist denn als Philologe. „Indem ich“, so sagte er in seiner Leipziger Antrittsvorlesung (1862), „von der Verbindung der Philologie und Sprachforschung redete, habe ich Ihnen damit das besondere Ziel bezeichnet, das ich mir zur wissenschaftlichen Aufgabe meines Lebens gesetzt habe, die klassische Philologie, welche zu lehren und zu fördern mir obliegt, mit der allgemeineren Sprachforschung in lebendige Wechselwirkung zu setzen.“ Damit hat Curtius im Wesentlichen richtig selbst seine wissenschaftliche Individualität gekennzeichnet; damit ist ausgesprochen, worin seine unvergängliche Bedeutung für das geistige Leben unseres Jahrhunderts liegt.

Die Wende des vorigen Jahrhunderts zum neun-

zehnten, in so mannichfacher Hinsicht eine Frühlingsepoche im geistigen Leben der Menschheit, hatte auch die wissenschaftliche Sprachforschung neu geboren. In das trübe Spekuliren über das Wesen und die Uranfänge menschlichen Sprechens war plötzlich durch das Bekanntwerden der Sanskritsprache ein heller Schein gefallen. Man konnte mit dem Finger auf die wunderbarsten Uebereinstimmungen zwischen Indisch und Deutsch, Lateinisch u. s. w. hinweisen; es eröffnete sich eine höchst bedeutsame Fernsicht in weit zurückliegende Zeiträume der Völkergeschichte. Nach manchem unsicheren Tasten und Rathen stellte der großartige Wurf der Bopp'schen Grammatik die neue Wissenschaft auf feste Füße. Vergleichende Methode war das Schlagwort, das nicht blos die grammatische Forschung damals neu belebte. Allmählich stellten sich die Zusammenhänge der großen Sprachenfamilie dar, welche wir die indogermanische zu nennen gewohnt sind. Indisch, Persisch, Griechisch, Lateinisch, Albanesisch, Slavisch, Litauisch, Germanisch, Keltisch, mit ihren Kindern und Kindeskindern, erwiesen sich als die Abkömmlinge einer und derselben Mutter. So ungleich auch verschiedenartige Begabung und bunte Lebensschicksale der Völker die einzelnen Sprachen gestaltet hatten, dem immer schärfer werdenden Auge des Forschers erschlossen sich immer zahlreicher die niemals verwischten verwandtschaftlichen Züge.

Gleichzeitig legte Wilhelm v. Humboldt's philosophisch durchgebildete Weltanschauung, vereint mit seinem weiten Rundblick über einen Kreis der verschiedenartigsten Sprachen des Erdballs, die wissenschaftlichen Grundlagen für die Betrachtung der allgemeinen Gesetze des Sprachlebens und der Sprachentwicklung. Abseits von Beiden führte Jakob Grimm den stolzen Riesenbau der deutschen Grammatik auf, für alle Zeiten das unerreichte Muster liebevollster

Versenkung in die Eigenart einer einzelnen Sprache, zugleich der vielversprechende Anfang historischer Sprachbetrachtung. Die drei Richtungen Bopp's, Humboldt's und Grimm's ergaben in ihrer Vereinigung die moderne Linguistik.

Es war nur natürlich, daß so mächtige Anregungen allenthalben neues Leben schufen, wo man sich der Erforschung von Sprachen hingab. Jakob Grimm hat freudig die von der vergleichenden Richtung Bopp's gebotene Förderung anerkannt und selbst nach Kräften gestrebt, sich in Sanskrit und Sprachvergleichung hineinzuarbeiten. Die slavische Sprachforschung stand von Anfang an auf dem Boden der komparativen Methode; das Aufblühen der romanischen Sprachstudien in Deutschland war auf engerem Gebiete eine Wiederholung des Bopp'schen Werkes. Nur die klassische Philologie stand ablehnend beiseite. Sie spöttelte über diejenigen, welche vom Ganges her die griechische Sprache aufklären wollten, und fuhr unbekümmert fort, die Wort- und Formforschung in den beiden klassischen Sprachen mit einer seit den Zeiten der alexandrinischen und byzantinischen Philologie unverändert gebliebenen Methodelosigkeit zu betreiben. Thorheiten und Widersinnigkeiten, welche durch jahrhundertelange Tradition geheiligt waren, wurden nach wie vor im Schulunterrichte fortgepflanzt, obwohl die richtige Erkenntniß von der Sprachwissenschaft längst gefunden war.

Vielleicht darf man die Philologie wegen dieser ablehnenden Haltung nicht einmal allzu sehr tadeln. Ein nicht geringer Theil des Verschuldens trifft die Linguistik selber. Bei dem Eroberungszuge in das ausgedehnte Gebiet der indogermanischen Sprachenwelt mußte es naturgemäß zunächst etwas stürmisch zugehen. Es wurde von einer Anzahl Hauptpositionen Besitz ergriffen; viele Klein-

arbeit blieb nothwendig vorläufig ungethan. Die minutiöse Akribie der Quellenforschung, die blendende Sauberkeit der Ausführung, Dinge, die dem Philologen — und mit Recht — ans Herz gewachsen waren, vermißte er hier. Bopp selbst war kein streng geschulter Philologe; seine Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskrit-Philologie lassen diesen Mangel mitunter fühlbar hervortreten. Auch seine älteren Schüler waren es nicht, besonders die beiden, welche zunächst die neue Wissenschaft in besondere Berührung mit Griechisch und Lateinisch setzten, Pott und Benfey. Der erstere ist sein Lebenlang ein unerhörter Stylist geblieben; die Form seiner durch eine eminente Gelehrsamkeit ausgezeichneten Schriften ist ein abschreckendes Unikum. Der andere, später ein hervorragender Sanskritist, machte ziemlich früh den directen Versuch, den gesammten griechischen Wortschatz etymologisch zu zergliedern. Sein Buch war wüst und unerfreulich selbst für die damalige Zeit. Es wimmelt von den unbewiesensten und unbeweisbarsten Annahmen; die strenge Zügelung der kombinatorischen Phantasie durch die Norm fester Lautgesetze fehlte gänzlich. Noch immer mußte dem Philologen die Etymologie als eine Pseudo-Wissenschaft erscheinen, in welcher nach dem alten Witzworte die Vokale nichts und die Konsonanten noch weniger bedeuteten.

Hier nun setzte die Thätigkeit von Georg Curtius ein. Er verband die streng philologische Schulung durch Boeckh und Lachmann frühzeitig mit einer Hinneigung zu sprachwissenschaftlicher Beschäftigung. Seine Erstlingsschrift über die Bildung der griechischen Nomina ist Franz Bopp gewidmet. Schon hier tritt klar die Richtung seiner Lebensaufgabe zu Tage. Sie steht auf ihrer Höhe in den „Grundzügen der griechischen Etymologie“. Dieses Buch ist von dem weittragendsten und tiefgreifendsten Ein-

flusse auf die klassische Philologie wie auf die vergleichende Sprachwissenschaft gewesen. Es hat die beiden so lange im Antagonismus verharrenden Schwestern ausgesöhnt und zu schöner gemeinsamer Arbeit angeeifert, es hat aber auch jede von beiden mächtig angeregt und gefördert. Mit einer seltenen Meisterschaft in positiv schaffender Kritik war hier der sichere Gewinn verzeichnet, welchen die neue Lehre für die Erforschung und das Verständniß des griechischen Wortvorrathes ergeben hatte. Mit dem willkürlichen Rathen und blinden Vergleichen war es nun für alle Zeit vorbei, klar und deutlich wurde die Forderung nach dem Aufsuchen von Lautgesetzen aufgestellt, welche die Laute und Wörter der verschiedenen Sprachen in regelmäßiger Entsprechung und Vertretung erscheinen ließen. Damit kämpfte Curtius an der Seite des früh gestorbenen Schleicher, der ebenso wie er eine zeitlang der Prager Hochschule angehörte. Wenn heute die gesammte Sprachwissenschaft wesentlich auf die Lautgeschichte gestellt ist, so ist das zum größten Theile Curtius' Verdienst. Er hat überhaupt ungemein viel dazu beigetragen, prinzipielle Erörterungen anzuregen und in weitere Kreise zu tragen. Klarheit der Auffassung und Durchsichtigkeit der Darstellung unterstützten ihn dabei in hervorragendstem Maße, dabei ein feiner natürlicher Takt im Vermeiden von Extravaganzen und Gewaltsamkeiten. Wie sein Bruder, hat er von den Griechen das Schönste gelernt, was man von ihnen lernen kann, die Sophrosyne, das edle Maß in Allem und Jedem, auch in Wort und Schrift. Seine Polemik ist zu aller Zeit eine ruhige, leidenschaftslose, versöhnliche gewesen, selbst weniger geschmackvollen Angriffen gegenüber, wie dem des Graecisten Nauck in Petersburg. Er war eine im besten Sinne des Wortes vornehme Natur.

Selbst gewagteren Problemen der Sprachwissenschaft gegenüber hat Curtius seine Umsicht und Besonnenheit niemals verleugnet. So, als er in seiner Abhandlung „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung" es unternahm, Vorgänge einer weit vor aller geschichtlichen Erkenntniß liegenden Sprachepoche zu erschließen und zu zeigen, wie das indogermanische Formensystem nicht auf einmal, sondern schichtenweise entstanden sei. Auch wer nicht geneigt ist, den hier entwickelten Ansichten von Curtius beizutreten, wird nicht umhin können, die Richtigkeit der Grundanschauung anzuerkennen und die Sauberkeit und Konsequenz seiner Ausführungen zu bewundern. Vielleicht hat gerade diese Scheu vor jedem Zuviel Curtius gehindert, schöpferischer in der Wissenschaft aufzutreten, als es der Fall war. Ein eigentlicher Bahnbrecher und Pfadfinder in neuen, unentdeckten Gebieten ist er nicht gewesen. Das Parta tueri war vielmehr sein Wahlspruch. Wie nothwendig und wohlthätig das ist, sind jüngere Streiter allzu leicht geneigt, zu vergessen. Jede Wissenschaft bedarf ebenso sehr des Zügels als des Sporns.

Das richtige Gefühl für das Mögliche und Wahrscheinliche ersetzte bei Curtius vielfach den Mangel an ausgebreiteten Kenntnissen auf dem Gebiete sämmtlicher indogermanischer Sprachen. Denn trotz aller Exkursionen in das allgemeine indogermanische Gebiet blieben die beiden klassischen Sprachen immer der Mittelpunkt seiner Studien. Er hat den Philologen gezeigt, wie man an der Erkenntniß des herrlichsten Geistesproduktes, das uns die alten Völker hinterlassen haben, ihrer Sprache, wissenschaftliche Freude empfinden und thätig mitarbeiten könne, ohne Sanskritist oder Sprachvergleicher von Beruf zu sein. Besonders seine Wirksamkeit an der Leipziger Universität war diesem Ziele gewidmet. Er hat derselben fast ein

Vierteljahrhundert angehört und neben Ritschl, leider nicht durchaus in frohem Zusammenwirken mit diesem, den glänzendsten Anziehungspunkt dieser Hochschule gebildet. Zahlreiche Schüler, unter ihnen mancher Name von trefflichem Klange, haben durch ihn die Anregung zu ihrer Lebensarbeit bekommen. Aus fernen Ländern, über den Ozean herüber, zog sein Ruhm Studirende in seine Vorlesungen; besonders die jüngere linguistische Schule Italiens zählt eine Anzahl seiner begeistertsten Anhänger. Ich vermag nicht aus eigener Erfahrung ein Bild von seiner Lehre zu zeichnen, denn ich bin nie in dem Sinne sein Schüler gewesen, daß es mir vergönnt war, das lebendige Wort seiner Vorlesungen zu hören. Aber gern bekenne auch ich, wie unendlich Vieles und Ausschlaggebendes ich der Anregung seiner Schriften verdanke. Als vor neun Jahren Curtius' fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum gefeiert wurde, da fand der warme Dank seiner zahlreichen Schüler in Nah und Fern einen schönen Ausdruck in den reichen Beiträgen zur „Curtius-Stiftung".

Naturgemäß leitete Curtius seine Schüler vorzugsweise zur Arbeit auf dem Gebiete an, in welchem er selbst am meisten heimisch war. Seine grammatische Gesellschaft hat hier besonders segensreich gewirkt; Alle, welche das Glück hatten, daran theilnehmen zu können, haben ihr die dankbarste Erinnerung bewahrt. Zahlreiche, zum Theil treffliche Monographien über einzelne Partien der griechischen und lateinischen Grammatik sind daraus hervorgegangen; die reichen inschriftlichen Funde der letzten zwanzig Jahre sind häufig hier zuerst verwerthet und für unsere Kenntniß mundartlicher Besonderheiten besonders der griechischen Sprache fruchtbar gemacht worden.

Und hier darf eine That von Curtius nicht vergessen werden, unscheinbar vielleicht in ihrer äußern Erscheinung,

aber doch von der größten Tragweite in den davon betroffenen Kreisen. Ich meine seine griechische Schulgrammatik, welche er noch als Professor in Prag verfaßte. Sie ist es, welche seinen Namen am meisten populär gemacht hat; leider ist es ja den Verfassern von Schulbüchern nicht immer beschieden, bei Allen, die sie gebrauchen mußten, im besten Andenken zu stehen. In ihr ward zum erstenmale der Versuch gemacht, eine Anzahl von sicheren Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft auch dem griechischen Unterricht dienstbar zu machen. Er ist gleich auf den ersten Wurf in überraschendster Weise gelungen; alle später von Anderen in derselben Richtung unternommenen Arbeiten sind nicht im Stande gewesen, die Vortrefflichkeit der Curtius'schen Leistung in Schatten zu stellen. Die Auswahl des Stoffes, die Klarheit in seiner Anordnung und das pädagogische Verständniß für das richtige Maß in der Aufnahme neuer Auffassungen sind gleich bewunderungswürdig. Die jüngere Generation, welche nach Curtius Griechisch gelernt hat, kann kaum mehr beurtheilen, welch großer Schritt von den Grammatiken eines Buttmann oder Rost zu der von Curtius war. Ihr ist eine Fülle von sprachlichen Thatsachen von vornherein in der richtigen Beleuchtung vermittelt worden, die wir Aelteren uns erst durch die Korrektur falscher Ansichten selbst schaffen mußten. Die Einführung dieses Buches in den Unterricht bedeutete einen Bruch mit der Vergangenheit, der, zur Ehre der damaligen österreichischen Unterrichtsverwaltung sei es gesagt, in Oesterreich viel eher sanktionirt wurde als in Deutschland.

Den letzten Lebensjahren von Curtius blieben manche Bitternisse nicht erspart. Es wiederholte sich an ihm, was dem Ausgange mancher wissenschaftlichen Größe einen fast tragischen Anstrich gibt. Einige seiner besten Schüler,

in seinem Sinne weiter arbeitend, arbeiteten über ihn hinaus. Die Mehrzahl der jüngeren Sprachforscher, mit einem übelwollenden und unpassenden Namen „Junggrammatiker" genannt, stellte Grundsätze der Forschung auf, welche Curtius nicht mehr die seinen heißen wollte. Unbesonnenheit, von mancher Seite vielleicht selbst Böswilligkeit, machte den Gegensatz schroffer, als er in der That war. In Wirklichkeit war es nichts absolut Neues, was Curtius sich gegenüber sah; es war nur ein folgerichtiges Fortschreiten auf den Bahnen, die er selbst gewiesen hatte. Die von ihm zuerst und nachdrücklich eingeschärfte Strenge in der Beobachtung der Lautvertretung wurde immer rigoroser gefaßt und zuletzt in dem mannigfach umstrittenen Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze formulirt. Der Einfluß psychologischer Faktoren auf die Gestaltung der Sprache, von Curtius selbst in einzelnen Fällen wiederholt zugegeben, wurde in den Vordergrund geschoben und zu einem Hauptprinzipe der Erklärung gemacht. Ueber die Lautzustände der indogermanischen Ursprache gelangte man zu Ansichten, die zum Theil wohl bereits als sicher bewiesen gelten dürfen und nun auch die Vorstellungen über die Lautverhältnisse der Einzelsprachen bedeutend änderten, zum Beispiel das Verhältniß des griechischen zum indischen Vokalismus geradezu umkehrten. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen indogermanischen Sprachen, die Möglichkeit sicherer Einsicht in die Probleme der Wort- und Formenschöpfung wurden mit einem Negativismus betrachtet, der weit über Curtius' eigenen Skeptizismus hinausging. Curtius verhielt sich gegen das Meiste, was die neuere linguistische Schule leistete, ablehnend. Nicht aus Eigensinn oder starrem Unfehlbarkeitsdünkel — der war seinem Wesen durchaus fremd; er war einfach nicht überzeugt.

Wer wollte deshalb dem Dahingeschiedenen einen Vorwurf machen? Er ist dem Lebenden mitunter nicht erspart worden, hie und da in einer Form, die ich niemals gebilligt habe. Mir, der ich im großen Ganzen zu den Grundsätzen der modernen Schule mich bekenne, ist es stets eine sehr große Freude gewesen, mit Curtius trotz mancher wissenschaftlicher Differenzen persönlich in den besten und wohlthuendsten Beziehungen zu bleiben. „An Ihrer Rezension über mein Buch," schrieb er mir im Mai dieses Jahres, „weiß ich die weitherzige Art, wie Sie über Ansichten sprechen, die wenigstens zum Theil mit den Ihrigen nicht zusammenstimmen, sehr zu schätzen". Auch ich habe niemals etwas Anderes von ihm sagen können.

So ist es zuletzt recht einsam um ihn geworden. Seine letzte Schrift: „Zur Kritik der neuesten Sprachforschung", die im Anfange dieses Jahres erschien, ist einer Auseinandersetzung mit den neuen Ansichten gewidmet. Sie ist von demselben Geiste versöhnlicher Milde durchleuchtet, der auch seine früheren polemischen Arbeiten kennzeichnet, hie und da durch vornehme Ironie gewürzt; aber sie geht, wie mir scheint, den Schwierigkeiten der Probleme mehr aus dem Wege, anstatt sie herzhaft anzufassen. Vielleicht ist es zu hart, wenn einer seiner Gegner sagt, Curtius habe noch nicht gesehen, wo der Kernpunkt der ganzen Meinungsverschiedenheiten liege. Aber in der That vermißt man in dieser letzten Schrift das scharfe Erfassen und Beleuchten der Grundlagen und Voraussetzungen, aus denen die Differenzen erwachsen sind und in denen sie schließlich ihre Ausgleichung finden werden. Uns kann in der Trauer über Curtius' plötzlichen und vorzeitigen Tod — und diese Trauer wird eine große und allgemeine sein — der Gedanke trösten, daß ihm das,

was seines Lebens Ziel und Aufgabe war, ganz und voll zu erreichen und auszugestalten beschieden war. Da ist kein jäher Abbruch eines vielversprechenden Wirkens, keine zerstörte Hoffnung auf begonnene oder noch zu erwartende Leistungen. Seine Schriften bleiben der Sprachforschung als ein Gut für alle Zeit, sein Name einer der glänzendsten Gelehrtennamen für alle Zukunft.

III.

Weltsprache und Weltsprachen.

(1891.)

Daß am Ende des nunmehr bald abrollenden Jahrhunderts die Idee einer Weltsprache und die Versuche zur Schöpfung einer solchen zu wiederholten Malen aufgetaucht sind und es zum Theil vermocht haben, selbst breiteren Schichten des Volkes bei uns und anderwärts ein wenn auch nur flüchtiges Interesse einzuflößen, ist eine eigenthümliche Erscheinung. Die ähnlichen Bestrebungen, von denen wir aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts wissen, erklären sich viel einfacher und natürlicher. Das damalige Zeitalter war kosmopolitisch, international, von großen und schönen Humanitätsgedanken durchtränkt; die Besten aller Völker nährten sich und die freudig aufhorchende Jugend mit dem Gedanken eines brüderlichen, nach Freiheit ringenden Zusammenlebens der verschiedenen Nationen. Dazu kam, daß die sprachwissenschaftliche Thätigkeit jener Zeit auf das Allgemeine und Theoretische hinzielte. In Indien war das Sanskrit entdeckt worden, in Ägypten hatte Napoleon's Feldzug in dem dreisprachigen Stein von Rosette den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphenschrift zugänglich gemacht. Träume von der ursprünglichen Einheit des Menschen-

geschlechtes und seiner Sprache gewannen durch diese merkwürdigen Dinge neue Nahrung, der philosophische Zug der Zeit förderte die Liebhabereien der sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatik, welche das Wesen der Sprache ergründen zu können vermeinte, ohne die Sprachen der Erde in irgend ausreichender Weise zu kennen. Jetzt, hundert Jahre später, liegen die Dinge anders. Unsere Zeit ist nicht international, sondern in hervorragendem Maße national. Noch nie sind Schlagwörter, wie Arier und Semiten, oder Germanen und Slawen mit so entschiedener Betonung erklungen wie gerade jetzt. Die großen Völker stehen sich in eiserner Rüstung, die Hand am Schwerte, gegenüber; die kleinen gefallen sich wenigstens in leidenschaftlichen Deklamationen über Berechtigung und Zukunft ihrer Nationalität. Durch erbitterte Kämpfe um Nationalität und, was man für das wichtigste derselben hält, um Sprache wird seit vielen Jahren die Kulturarbeit eines großen und mächtigen Staates lahm gelegt. Und auch die gegenwärtige Richtung der Sprachwissenschaft kommt den weltsprachlichen Bestrebungen nicht anregend entgegen. Sie hat sich, mehr als es der ersprießlichen Lösung auch ihrer engeren Aufgaben gut ist, fast durchaus in die Erforschung des Speziellen und Speziellsten vergraben; sie weicht der Erörterung allgemeiner Fragen meistens ängstlich aus — die Satzungen einer geachteten sprachwissenschaftlichen Gesellschaft des Auslandes haben Untersuchungen über den Ursprung der Sprache geradezu verboten — und ist mitunter in Gefahr, in der Durchstöberung des Einzelnen den großen Zusammenhang mit dem Ganzen zu vergessen und den weiten Ausblick ins Allgemeine zu verlieren.

Es liegt auf der Hand, daß die Liebhaberei für den Gedanken einer Weltsprache in unserer Zeit an einem

anderen Punkte angesetzt hat. Das ist der gegen früher ins völlig Ungeahnte gesteigerte und sich immer noch mehr steigernde Weltverkehr. Das Reisen wird durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Erweiterung der Eisenbahnnetze und durch die Vervielfältigung der Dampferlinien immer leichter und wird durch die in verschiedenen Ländern begonnene Preisherabsetzung immer weiteren Kreisen zugänglich; der Briefverkehr gewinnt immer mehr an Ausdehnung und Telegraph und Telephon lassen die ungeheuersten Entfernungen auf ein Nichts zusammenschrumpfen. Freilich ist auch hier noch immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer von Konstantinopel nach Paris reist, muß unterwegs genau sechs Mal seinen Koffer auf- und zuschließen, und da der Ozean die alte Welt von der neuen nicht mehr trennt, sondern sie im Gegentheil immer enger verbindet, sucht die Mac-Kinley-Bill und die geplante Zollunion der amerikanischen Staaten zwischen beiden eine chinesische Mauer zu ziehen. Trotzdem ist es nicht zu verwundern, wenn an so auffallende und greifbare Fortschritte auf dem Gebiete des Völkerverkehrs sich Utopien knüpfen, welche das mit einem Schlage erobern möchten, was nur eine allmähliche Entwickelung zu geben vermag. Und wie die katholische Kirche trotz aller Enttäuschungen und Verluste immer noch an der Hoffnung festhält, dereinst die gesammte Menschheit als eine Heerde unter einem Hirten zu vereinigen, so drängt sich vielfach mit mehr Bestimmtheit als früher der Gedanke hervor, die unter anderem durch die ungeheure Vielheit der Sprachen getrennte Menschheit durch das Band einer gemeinsamen Sprache zu einigen. Menadé bal pükí bal, Einer Menschheit Eine Sprache! so lautet der Wahlspruch der Volapükisten.

Unter den sehr zahlreichen Versuchen zur Aufstellung

einer Weltsprache, die nicht alle, vielleicht nicht einmal dem Namen nach, zu meiner Kenntniß gekommen sind, ist ja ohne Zweifel Volapük der bekannteste geworden. Diese „Weltsprache“ — genau das soll der Name bedeuten — war in der glücklichen Lage, nach langer Pause als erste auf den Plan zu treten; ihr Erfinder konnte, was den Erfindern des vorigen Jahrhunderts versagt war, die mannichfaltigen und weit tragenden Mittel unserer modernen Publizistik in den Dienst seiner Sache stellen, und eine ungewöhnlich regsame, zum größten Theil gewiß von wirklicher Ueberzeugung und Begeisterung getragene Jüngerschaar brachte es fertig, in allen möglichen Landen der Erde Vereine und Zeitschriften zu gründen, Versammlungen abzuhalten, Vorträge ins Werk zu setzen und durch eine mit unleugbarem Geschick durchgeführte Reklame wenigstens dem Namen der neuen Sprache eine unerwartete Popularität zu geben. Eine Zeitlang konnte man keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf eine Rede des Geographen Alfred Kirchhoff in Halle zu stoßen, der einer der eifrigsten Wanderprediger für Volapük war, übrigens in Deutschland der einzige bekanntere Name, den die Volapükisten zu den Ihrigen zählen. Gegenwärtig scheint die Bewegung ihren Höhepunkt überschritten zu haben, und obwohl Prophezeien eine mißliche Sache ist, gebe ich doch meiner bescheidenen und unmaßgeblichen Meinung Ausdruck, daß, wenn Chidher, der ewig Junge, in zehn Jahren desselbigen Weges fahren sollte, er wenige Trümmer dieses einst so hoffnungsvoll begonnenen Baues finden wird.

Bei einem Urtheil über Volapük muß man, wie in einer guten Predigt, drei Fragen sorgfältig von einander trennen. Ist eine Weltsprache wünschenswerth? Ist eine künstliche Weltsprache möglich? Entspricht Volapük den

Bedürfnissen und Anforderungen einer solchen? Wenn man die beiden ersten vorläufig einmal mit Ja beantwortet, so scheint die dritte gegen Volapük entschieden zu sein. Es sind im Schoße der Volapükgemeinde selbst so viele Dissidenten erstanden, daß dadurch ein etwa möglicher Erfolg des Volapük entschieden unmöglich geworden ist. Der Abfall gerade einiger der anfangs begeistertsten Anhänger hat der Sache das Todesurtheil gesprochen. Zu ihnen gehört unter anderen Julius Lott in Wien, der noch im Jahre 1887 eine Einladung zu einer Prüfung in Volapük als „Weltsprache-Oberlehrer" mit unterzeichnete, einer Prüfung, welche den Beweis liefern sollte, „daß neun Lektionen vollkommen genügen, um in Volapük sich verständigen zu können", und der bereits im Jahre 1888 eine Flugschrift versandte, in welcher der Beweis versucht wird, daß Volapük „nicht das einfachste und natürlichste Verkehrsmittel sei", in welcher der Satz steht: „Wenn Schleyer deklamirt: Einer Menschheit Eine Sprache, so ist das einfach nur Reklame", und in welcher mitgetheilt wird, daß „selbst hervorragende Volapükisten nach jahrelangem Mühen die Fähigkeit noch nicht besitzen, einen Diskurs in ihrem Ideal-Idiome zu führen". Herr Lott hat dann selbst eine „Kompromißsprache" als Ersatz des Volapük vorgeschlagen und ihre Grundzüge entworfen. Schwerer noch ist die Schleyer'sche Weltsprache durch den Abfall des französischen Volapükisten Kerckhoff, Professors an der Handelsakademie in Paris, geschädigt worden, der auf eigene Hand im Jahre 1888 einen Volapükistenkongreß nach Paris berief. Schleyer hat gegen dessen Beschlüsse feierlich Verwahrung eingelegt. Er hat vollkommen Recht damit gehabt. Volapük soll sein, wie es ist, oder es soll nicht sein. Die Bewegung war durch energisches Erfassen einer Idee und durch begeisterte Parteinahme

dafür in Fluß gebracht worden. Nur unbedingter Glaube an sich selbst und blinde, fanatische Unterwerfung kann einer solchen Idee zum Siege über die Welt verhelfen. Durch das Schisma hat sie sich selbst gerichtet. Volapük ist nicht mehr, was es war, und damit ist für sein Nichtsein entschieden.

Ich kann mir eine Kritik dieses Versuches einer Weltsprache ersparen. Sie ist mehrfach von andern besorgt worden, am besten, gründlichsten und vorurtheilsfreiesten von Herrn Oberlehrer Dr. Beermann in einer Abhandlung „Studien zu Schleyer's Weltsprache Volapük", welche im Programm des Gymnasiums in Ratibor vom Jahre 1890 gedruckt ist. Die Arbeit zeugt von ernsthafter Beschäftigung mit dem Gegenstande und von tüchtiger sprachwissenschaftlicher Bildung; der Verfasser ist, wenn ich nicht irre, Schüler des verstorbenen Georg Curtius in Leipzig gewesen. Herr Beermann zieht die Summe seiner auf alle Seiten dieser Weltsprache sich erstreckenden Erörterungen selbst mit folgenden Worten: „Volapük in seiner jetzigen Gestalt ist allenfalls für den schriftlichen Handelsverkehr geeignet, bei entsprechender Ergänzung seines Lexikons würde es sich auf allen Gebieten verwenden lassen, bei denen es sich um einen schriftlichen Gedankenaustausch über rein verstandesmäßige Angelegenheiten handelt; in der Poesie sowie überall da, wo es auf Schönheit der Darstellung ankommt, hat es keine Statt; für den mündlichen Verkehr ist es unbrauchbar. Seine Erlernbarkeit ist nicht leichter als die der meisten Cultursprachen; denn was durch die Regelmäßigkeit seiner Lautbezeichnung und seiner Flexion gewonnen wird, geht durch die Unregelmäßigkeit seiner Wortbildung wieder verloren. Die einzigen Vorzüge, welche Volapük vor den Natursprachen hat, sind seine theilweise auf Kosten der Deutlichkeit erlangte Kürze und

seine Internationalität, wenn letztere auch in der Hauptsache sich als nur scheinbar erweist, da sie nur das Aeußere, nicht aber den Geist betrifft."

Die Volapükisten haben sich von Anfang an heftig über die gleichgültige oder ablehnende Haltung der sprachwissenschaftlichen Fachmänner, der „Zunft", beklagt. Dieser letztere Ausdruck ist natürlich durchaus nicht in anerkennendem oder liebenswürdigem Sinne zu verstehen. Man hört ihn regelmäßig, wenn wohlmeinende und gut gesinnte Dilettanten sich an die Lösung von Aufgaben machen, die nun einmal eine ordentliche, meinetwegen handwerksmäßige Schulung und eine gewisse Summe von Kenntnissen verlangen, und wenn sie hinterher von der Wissenschaft zurecht gewiesen und auf den gänzlichen Mangel eines Befähigungsnachweises aufmerksam gemacht werden. Ich gebe ja, obwohl oder weil ich selbst der gelehrten „Zunft" angehöre, gern zu, daß in derselben unendlich viel Anmaßung, kleinliche Eifersucht und widerwärtiges Kliquenwesen herrscht, daß man sich häufig allzu ängstlich gegen jeden frischen Luftzug von außen absperrt und daß man oft allzu geneigt ist, sein höchsteigenes Persönchen und sein eigenes Wissenschäftchen für den Mittelpunkt des gesammten Weltalls zu halten. Das hängt zum Theil damit zusammen, daß bei uns die wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschließlich an den akademischen Betrieb an Universitäten geknüpft ist. Aber es gibt Gott sei Dank bei uns auch eine große Anzahl hochdenkender und weitblickender Gelehrten, und das Bild, welches der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" von dem deutschen Professor entworfen hat, ist ein widerwärtiges und unrichtiges Zerrbild, gegen welches nicht scharf genug Verwahrung eingelegt werden kann. Leistungen von echter und wirklicher wissenschaftlicher Bedeutung werden darum nicht

todt geschwiegen, weil sie keinen Professor zum Urheber haben. Der große, ja epochemachende Werth des bekannten Buches von Victor Hehn über Kulturpflanzen und Hausthiere ist gleich beim ersten Erscheinen desselben von der gesammten wissenschaftlichen Welt freudig anerkannt worden, obwohl der Verfasser ein Privatgelehrter war, und Schliemann's Entdeckungen haben, nachdem einmal die erste Verblüffung vorüber war, die ungetheilte Bewunderung der archäologischen Fachmänner gefunden, wenn diese auch gewisse Wunderlichkeiten des gänzlich autodidaktisch gebildeten Mannes bis an dessen Lebensende mit in den Kauf nehmen mußten.

Ich will hier vorläufig einmal unerörtert lassen, ob das Volapük und überhaupt das Problem einer Weltsprache die Sprachwissenschaft etwas angehe oder nicht. Für Volapük war es sehr wahrscheinlich ein Glück, daß eine eingehende wissenschaftliche Kritik, wie die Beermann'sche, nicht früher an ihm geübt wurde; der blutlose Schatten wäre dann gewiß weit früher in die Unterwelt zurückgetaucht, als es jetzt der Fall sein wird. In den Veröffentlichungen der letzten Jahre prunken nun die Volapükisten mit den Namen dreier hervorragender Sprachforscher, welche sich für ihre Sache ausgesprochen haben sollen. Das sind Alexander Ellis, Max Müller und Hugo Schuchardt. Es lohnt sich, die Stimmzettel, welche diese drei Herren für Volapük abgegeben haben, sich einmal in der Nähe zu betrachten.

Ellis ist ein hervorragender englischer Phonetiker, dessen eigene Gedanken sich schon früher mit einer allgemeinen Schrift und einer allgemeinen Sprache beschäftigt hatten. Er hat in der Philologischen Gesellschaft in London ein Gutachten über Volapük abgegeben, in welchem er mannigfaltige und schwere Mängel dieses Versuches

nicht verschweigt, aber schließlich die Ansicht vertritt, man müsse trotzdem, wolle man zu einer Weltsprache kommen, Volapük annehmen, weil die Bewegung dafür im Flusse sei und bereits gewisse Erfolge erzielt habe. Das ist der Standpunkt, auf welchem auch der Erfinder Schleyer steht und den ich oben — die Haltbarkeit der Voraussetzungen einmal zugegeben — als den einzig richtigen bezeichnet habe. Der Name Max Müller's ist unter den drei angeführten wohl der bekannteste, weniger durch die große, von ihm zuerst unternommene und in einem Vierteljahrhundert zu Ende geführte Ausgabe des ehrwürdigsten Denkmals der altindischen Literatur, des Rigveda, oder durch seine fortgesetzten Bemühungen auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte, als durch seine von geistreicher Auffassung und gewandter Darstellung getragenen Versuche, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu popularisiren. Man wird das einem Stoffe gegenüber, der sich der Anpassung für weitere Kreise ganz besonders spröde erweist, nicht genug anerkennen dürfen, und seine „Vorlesungen" und „Essays" verdienen auch jetzt noch die hervorragende Beachtung, welche ihnen bei ihrem ersten Erscheinen zu Theil wurde. Dabei kann man aber nicht leugnen, daß der Eindruck, welchen gewisse Schriften Max Müller's im größeren Publikum gemacht haben, bei diesem eine Ueberschätzung der wissenschaftlichen Bedeutung ihres Verfassers gezeitigt haben, die von den näher betheiligten Fachkreisen nicht getheilt werden kann. Diese werden sich nicht verhehlen dürfen, daß die glatte und leicht verständliche Form der Müller'schen Schriften zum Theil mit einem gewissen Verzicht auf die Durchdringung und Vertiefung der Probleme erkauft ist, und daß besonders seine letzten Arbeiten auf allgemein sprachwissenschaftlichem Gebiete einigermaßen hinter den höchsten Anforderungen, wie man

sie heut stellen muß, zurückzubleiben scheinen. Jedenfalls sind es Uebertreibungen der Autorität Max Müller's, gegen die er selbst gewiß zuerst Verwahrung einlegen wird, wenn es in einem neueren Buche über eine „Gemeinsprache der Kulturvölker" beispielsweise heißt, er sei „der allgemeinen Meinung nach die höchste Autorität in diesem Zweige des menschlichen Wissens". Seine Aussprüche werden von solchen Leuten geradezu als Orakel angesehen, und man kann vielleicht zugeben, daß sie wirklich in der Form etwas Orakelhaftes haben. Mir sind über Volapük zwei solche Aussprüche Max Müllers bekannt; der eine lautet: „Die Schleyersche Weltsprache ist mir bekannt und ich stimme den Prinzipien, auf welchen sie beruht, vollkommen bei"; der andere: „Daß Volapük Fortschritte macht, freut mich; auch dieses hilft die Fesseln der Sprache etwas lockern". Wer möchte entscheiden, wie viel bei diesen Urtheilen auf Rechnung der persönlichen Liebenswürdigkeit Müller's kommt? Wenigstens hat er dem Verfasser eines Buches, das auf den Trümmern des Volapük eine ganz andere „Gemeinsprache der Kulturvölker" zu errichten trachtet, geschrieben: „Ich glaube, daß eine Gemeinsprache wie die Ihrige für den Verkehr sehr nützlich sein wird — wird sie jedoch je den Platz einer wirklichen lebenden Sprache einnehmen? Ich bezweifle es, in Anbetracht der menschlichen Natur, doch wenn es jemals möglich sein sollte, Millionen von Köpfen unter eine Haube zu bringen, so glaube ich, daß Ihr Vorschlag die beste Aussicht auf Erfolg hat." Immerhin dürfte es gut sein, wenn Jemand, der mit Bestimmtheit erwarten muß, daß seine Aussprüche gedruckt und zu Reklamezwecken benützt werden, sich selbst ein Verzeichniß derselben anlegte; er hätte dann, als er an Herrn Liptay schrieb, nicht vergessen, daß er vor kurzem auch dem Volapük seinen Segen gespendet hatte.

Von ganz anderer Art und anderem Werthe ist die Schrift Hugo Schuchardt's, welche die Volapükisten zu ihren Gunsten anzuführen pflegen*. Es ist eine sehr geistvolle und gedankenreiche Abhandlung, die sich, eben „auf Anlaß des Volapüks“ (ich hätte vorgezogen „aus Anlaß“ oder „auf Veranlassung“), mit einer Anzahl von Fragen, die zum Theil mit jener Weltsprache nur einen entfernten Zusammenhang haben, in frischer und origineller Weise auseinandersetzt. Schuchardt ist durchaus kein Vertheidiger des Volapük, mit dem er sich, so viel ich weiß, eingehender nie beschäftigt hat; er erkennt viele der erhobenen Einwendungen als berechtigt an, er glaubt, daß größere Einfachheit und innigerer Zusammenhang zu erzielen gewesen wären, „obwohl schließlich auch hier das Bessere der Feind des Guten sein mag“. Aber er vertheidigt die Möglichkeit einer künstlichen Sprache, ja er hält eine Weltsprache für ein wissenschaftliches Desiderat. Damit sind wir bei einer allgemeineren und wichtigeren Frage angelangt als die über die Aussichten der Erfindung des Pfarrers Schleyer ist.

Schuchardt's Ausführungen knüpfen an ein Problem an, dessen Verständniß er selbst in dem letzten Dezennium durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen mächtig gefördert hat, an die Mischsprachen, wie sie sich besonders in den außereuropäischen Welttheilen durch die Berührung arisch, meistens romanisch oder germanisch, sprechender Ansiedler mit der gänzlich unverwandten Redeweise der Eingeborenen gebildet haben, wie z. B. das in Indien und auf den Sundainseln einst weit verbreitete, auch heute noch in großem Umfange herrschende verdorbene Portugiesisch, oder das sogenannte Pidgin-Englisch, das allen

* Auf Anlaß des Volapüks. Von Hugo Schuchardt. Berlin 1888. 48 Seiten.

Ernstes einmal als eine Art neuer Weltsprache bezeichnet worden ist. „Die Portugiesen, welche an Indiens Gestaden landeten, kamen als Volapükisten; ohne jede andere Rücksicht als die auf leichte Verständigung brachen und flickten sie ihre Sprache für die Eingeborenen zurecht.“ „Das Volapük würde sich von solchen Neusprachen, auf welche Weise sie sich auch weiter entwickelt haben mögen, nur durch die breitere Grundlage und den durchdachten Plan unterscheiden.“ Und es wird Einspruch erhoben gegen „das lächerliche Bild von der künstlichen Sprache als einem Homunkulus“.

Ich weiß nicht, wer dieses Bild vom Homunkulus auf das Volapük oder eine andere der neuen Kunstsprachen angewendet hat. Aber meines Erachtens kann es gar kein zutreffenderes geben. Der Homunkulus ist ein ohne das Zusammenwirken zweier menschlicher Einzelwesen erzeugtes Geschöpf, ein Produkt der wissenschaftlichen Bemühungen eines Einzelnen. Ganz ebenso das Volapük. Die Sprache ist allerdings kein Organismus, sondern als Thätigkeit an die Sprechenden gebunden. Aber die Sprache, ihre Entstehung und ihre Fortbildung ist durchaus an die Berührung zweier Individuen geknüpft. Wäre der erste Mensch immer allein geblieben, so hätte er niemals gesprochen; erst die Gesellschaft hat das Bedürfniß der Mittheilung und damit unter anderem auch die Lautsprache erzeugt. Lebte ein Mensch, der bereits sprechen gelernt hat, sein Leben lang allein auf einer abgeschiedenen Insel, er würde sicherlich die Sprache theilweise, wahrscheinlich ganz verlernen. Gewiß kann man künstlich, das heißt willkürlich neue Sprachen erzeugen, aber in der Weise, wie Darwin neue Arten erzeugt hat. Man bringe, gänzlich entrückt von anderen Einflüssen, zwei verschieden sprechende Menschen in dauernde Berührung, und das Er-

gebniß wird eine neue Sprache sein, welche die Züge der Sprechweise des einen und des anderen trägt; ein Schweizer und ein Niederdeutscher, auf einer Insel ausgesetzt, werden schließlich ein aus oberdeutschen und niederdeutschen Elementen gemischtes Deutsch reden, und ein Hottentotte und ein Eskimo werden in gleicher Lage zu einer Sprache gelangen, die dem Sprachforscher wahrscheinlich sehr interessant sein dürfte. Die Portugiesen, welche in Indien landeten, brachten kein Volapük mit, sondern ihr Portugiesisch, das sie so schlecht und so recht sprachen, als es ihnen gegeben war; mit den Eingeborenen radebrechten sie es nicht, wie Schuchardt sagt, sondern sie redeten mit ihnen, wie man mit Kindern redet, ihren Bedürfnissen und ihrem Verständniß mit mehr oder weniger Geschicklichkeit entgegenkommend. Die Eingeborenen assimilirten das Fremde nach Thunlichkeit ihren Sprachgewohnheiten, ebenso mit Beziehung auf das Aeußere, Lautliche und Flexivische, wie auf die innere Sprachform. Beide Sprachen gaben einander und beide Sprachen nahmen von einander. Mit mathematischen Formeln läßt sich das Verhältniß nicht ausdrücken; der Vorgang ist ein im letzten Grunde geheimnißvoller, wie der alles natürlichen Werdens. Volapük aber ist nicht in der lebendigen Umarmung zweier Sprachen gezeugt, sondern auf dem Studirtisch in kühler Berechnung ausgeklügelt. Leben und Wachsthum, zwei Begriffe, die man mit Recht auf die Sprache übertragen hat, sind für Volapük unmöglich, weil kein Blut in seinem Körper rollt, wie es nur die natürliche Zeugung gibt. Es ist ein lebensschwaches Geschöpf mit altklugem Gesicht, dem der frühe Tod auf der Stirn geschrieben steht; es ist ein Homunkulus.

Der wissenschaftliche Idealismus meines verehrten Collegen hat ihn noch weiter geführt. „Ich möchte von

allem Praktischen absehen", sagt er, „um zu behaupten, daß das Problem nicht nur durchaus lösbar ist, sondern daß uns seine Lösung auf das Lebhafteste anlockt und innerliche Befriedigung verheißt. Die ungeheure, bunte Welt der Sprachen suchen wir in immer höhere Einheiten zu ordnen; können wir die konvergirenden Strahlen nicht nach rückwärts in einem Punkte sammeln, wie man einst hoffte, warum nicht nach vorwärts? Warum nicht eine Ursprache ersinnen, wenn sich keine erweisen läßt?" Vielleicht habe ich den Gedanken des Verfassers nicht richtig erfaßt, weil ich die Stellung der Frage nicht ganz verstehe. Man hat geglaubt, und manche glauben es vielleicht noch, daß es der Wissenschaft gelingen könne, die Ursprache des Menschengeschlechts nachzuweisen. Wer an den Ursprung der Menschen von einem Paare glaubt, der wird geneigt sein, eine einzige Ursprache anzunehmen, obwohl auch dieser nicht dazu gezwungen ist, denn das erste Menschenpaar kann sich immerhin auch ohne Lautsprache verständigt haben. Wer selbständige und unabhängige Entstehung von Menschen an verschiedenen Punkten der Erde für wahrscheinlicher hält, für den fällt die Veranlassung zu jener Annahme natürlich fort. Diese Ursprache oder diese Ursprachen aufzuzeigen, kann uns im Laufe der Zeit mit wissenschaftlichen Mitteln vielleicht gelingen; wenigstens läßt sich von vornherein nichts dagegen sagen, daß, wenn wir einmal alle Sprachen der Erde genau beschrieben und verglichen, die Familientypen alle festgestellt, die ältesten Formen der einzelnen überall herausgeschält haben, wir schließlich auch dazu gelangen können, die letzten Einheiten, beziehungsweise die einzige letzte Einheit, herauszurechnen. Aber die Vielheit der Sprachen in einem in der Zukunft liegenden Punkte zu einer Einheit zu sammeln, also — nicht eine Ursprache, wie Schuchardt

sagt, sondern — eine Endsprache oder Schlußsprache, wenn ich so sagen darf, zu ersinnen, dazu hat die Sprachwissenschaft keinerlei Mittel. Denn die Sprache ist ja kein selbständiger Organismus, der nur seinen eigenen, ihm innewohnenden Entwickelungsgesetzen folgt, sondern sie ist an die vielen Millionen von Individuen gebunden, welche auf der Erde leben. Mit der Entwicklung dieser ist die Entwicklung der Einzelsprachen und ihre Einwirkung auf einander unlöslich verbunden; und wie sich im Laufe der Jahrtausende diese Entwickelung gestalten wird, darüber können wir ja vielleicht allgemeine Vermuthungen haben, aber wir können kein Problem daraus machen, welches einer wissenschaftlichen Lösung zugänglich wäre. Eine solche, die ganze Sprachentwickelung abschließende Allsprache ist eine Träumerei, und ich mag die Lust an Träumereien Niemandem verkümmern; sie ist eine Utopie, wie Bellamy's Gemälde von der zukünftigen gesellschaftlichen Gestaltung der menschlichen Verhältnisse. Utopien aber schafft nur der Poet, und der Gelehrte nur dann, wenn er ein Dichter ist.

Ich habe damit eigentlich schon genügend angedeutet, wie ich mir die Lösung des Problems einer Welt- oder Gemeinsprache denke. Sie muß ein Ergebniß der natürlichen Entwickelung der Menschheitsgeschichte sein, und darum vermag heut Niemand zu sagen, wie sie dereinst aussehen wird; ja man kann denjenigen nicht widerlegen, welcher bezweifelt, daß überhaupt die Geschicke der Menschheit diesem Ziele zutreiben. Aber man kann durch Analogien aus der Sprachengeschichte eine solche Annahme stützen. Wie es eine Aufeinanderfolge von Weltmonarchien gegeben hat, welche noch jüngst Ferdinand Gregorovius in einem gedankenreichen Vortrage gezeichnet hat, so hat es auch Weltsprachen gegeben, die einander abgelöst haben.

In beiden Fällen ist allerdings Welt nicht in dem Sinne einer Bezeichnung für die ganze bewohnte Erde zu verstehen. Wir sehen im Gefolge der Weltmonarchie des großen Alexander, dieselbe aber lange überdauernd, die griechische Sprache Weltsprache werden im ganzen Orient bis zu den Pforten von Indien; auch Italien und Südfrankreich werden in den Kreis ihres Einflusses gezogen, und ihre Herrschaft reicht lange Zeit unbestritten so weit, als der Kreis der von Gesittung erfüllten Welt reicht. Die griechische Weltsprache wird abgelöst von der lateinischen, nachdem sie eine Weile mit dieser die Herrschaft getheilt hatte. Beispiellos groß ist das Schauspiel, wie das Latein aus der kleinen Ebene am Tiber auszieht und nach und nach alles, was um das Mittelmeerbecken wohnt, zu seinen Füßen zwingt. Die Weltherrschaft der lateinischen Sprache hat die römische Weltmonarchie lange überlebt, und in ihrer Anwendung innerhalb der römisch-katholischen Kirche spielt sie noch heute die Rolle einer Weltsprache im vollsten Sinne des Wortes. Verschiedene riesengroße Kulturgebiete, Kulturwelten, wenn man will, haben gegenwärtig ihre Gemeinsprache; für die islamitische Kulturwelt ist es das Arabische, für die ungeheure Einflußsphäre des Britischen Reiches das Englische, für die Hälfte Europas und einen großen Theil Asiens das Russische. Daneben ist das Französische immer noch, man mag sich dagegen sträuben, so sehr man will, die Gemeinsprache eines sehr großen Theiles der Gebildeten aller Kulturvölker, die von ihnen neben der Muttersprache gesprochen oder wenigstens verstanden wird. Endlich gibt es auch auf kleineren Gebieten ähnliche Vermittelung durch eine Sprache; trotz aller Anfeindung erfüllt in Oesterreichs vielsprachigen Ländern das Deutsche noch immer diese Aufgabe; in einem großen Theile Ostafrikas spielt das Suaheli diese Rolle. Und ist es

etwas anderes, wenn über den Mundarten einer Sprache ein zur Herrschaft gelangter Dialekt, die sogenannte Schriftsprache, als „Volapük" schwebt, der den Schwaben dem Holsten, den Sizilianer dem Mailänder näher bringt? Und wenn in Frankreich das Französisch den Pariser dem Basken und Bretonen, das Englisch in England den Londoner dem Kymren und dem Iren eint?

Auf diese Weise sehen wir mehrfach die bunte Menge der Sprachen zu gewissen idealen Einheiten zusammengefaßt, ohne daß dabei im allgemeinen die Lebensfähigkeit der einzelnen Sprachen geschmälert wird. Freilich erweisen sich nicht alle gleich widerstandsfähig. Zahlreiche Fremdwörter, wenn nicht gar weiter gehende Sprachmischung, sind gewöhnlich die Wahrzeichen der Kulturüberlegenheit jener „Gemeinsprache"; die Mundarten zerbröckeln unter dem Einflusse der Schriftsprache; manche kleinere Sprache verschwindet im Kampfe ums Dasein ganz. So ist in Zeiten, die nicht weit hinter den unseren liegen, das Kornische in England, das Polabische an der Elbe, das Preußische in der Provinz Preußen ausgestorben; auf der Insel Veglia im Quarnero sprachen vor einigen Jahren noch ein paar alte Leute den alten, sehr merkwürdigen Dialekt, und diese mögen nun wohl auch todt sein. Manche kleinere Sprachinsel fristet ein kümmerliches, gegenwärtig vielfach durch künstliche Mittel angefachtes Dasein, das von heute auf morgen auslöschen kann. Und wieviel Sprachen sind im Alterthume unter dem Siegesschritte der griechischen und der lateinischen Weltsprache zertreten worden, deren dürftige Ueberbleibsel der Sprachforscher heute mühsam zusammenzufügen sucht, wie der Antiquar eine zerbrochene Vase. Also nicht immer zeigen sich die realen Weltsprachen so harmlos, wie das Volapük, dessen ge-

mäßigte Anhänger wenigstens versprechen, den Besitzstand der Natursprachen unangetastet zu lassen.

Man kann sich danach die zukünftige Entwickelung der Sprachenwelt so vorstellen, daß die großen Weltsprachen den Umfang des ihnen botmäßigen Gebietes immer mehr erweitern, so daß die Zahl der an dem Kampfe um die Hegemonie Betheiligten immer mehr eingeschränkt wird. Das wird natürlich mit der politischen Gestaltung der Erdoberfläche aufs engste zusammenhängen. Und wenn die Prophezeihung wahr ist, daß den endgültigen Kampf um den Besitz der Welt dereinst England und Rußland auszufechten haben, so mag man auch daran denken, daß einmal Englisch oder Russisch die wirkliche und einzige Weltsprache sein wird. Die ganze Frage ist also auf jeden Fall eine Machtfrage; ihre Lösung wird nicht so harmlos und friedlich besorgt werden, wie die Abtötung der einzelnen uns im Laufe der letzten Zeit vor Augen gekommenen Weltspracheprojekte, wo jedesmal der Nachfolger den Nachrichter des Vorgängers spielt und wo jeder zu sterben scheint mit jenem Verse der Aeneide auf den Lippen, welcher durch das Citat im Munde des Großen Kurfürsten berühmt geworden ist.

Englisch und Russisch als Wettbewerber um den zukünftigen Thron eines wirklichen Volapük, das führt noch zu einer andern Erwägung. Es ist in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Versuchen zur Schöpfung einer Kunstsprache aufgetaucht, welche auf dem Untergrunde des Romanischen, genauer der romanischen Bestandtheile in den Kultursprachen, ihr solides Gebäude aufgeführt haben. Zu ihnen gehört unter anderen der Versuch des ehemaligen Volapükisten Julius Lott, zu ihnen auch das schon oben genannte, von Herrn Max Müller empfohlene Buch des Herrn Liptay „Eine Gemeinsprache der Kulturvölker“.

Sie knüpfen an die bekannte Thatsache an, daß mehr als die Hälfte des englischen Wortschatzes von romanischer Abstammung ist, und daß wir auch im Deutschen eine sehr beträchtliche Zahl von Fremdwörtern haben, die theils unmittelbar, theils durch Vermittelung einer romanischen Sprache, besonders der französischen, aus dem Lateinischen herstammen. Unsere armen Fremdwörter werden auch bald nicht mehr wissen, woran sie eigentlich sind. Auf der einen Seite brandmarkt man sie als häßliche Eindringlinge und Parasiten an dem schönen und gesunden Leibe unserer Sprache und eröffnet gegen sie einen unbarmherzigen Vertilgungskrieg; auf der andern preist man sie als das wichtigste Kulturbindemittel und destillirt aus ihnen einen heilsamen Weltsprachenextrakt. Herr Liptay rühmt sich gar, er habe seine „Gemeinsprache“ nicht erfunden, sondern lediglich entdeckt; wer sein Buch durchblättert — ein wirkliches Durchlesen kann ich bei der unendlich breiten und recht geschmacklosen Darstellungsweise desselben Niemandem empfehlen — wird freilich inne werden, daß es ohne die allergewagtesten Erfindungen auch bei ihm nicht abgeht. Alle diese „Erfinder“ oder „Entdecker“ gehen eingestandenermaßen von der Anschauung aus, daß „Kulturvölker“ nur die germanischen und romanischen seien. Abgesehen davon, daß dabei unter anderm das nicht ganz kleine und nicht ganz unkultivirte chinesische Reich mit seinen vierhundert Millionen Einwohnern vergessen ist, muß es als höchst thöricht erscheinen, daß dabei die ungeheuer große russische Kulturwelt keine Berücksichtigung erfahren hat. Die Russen sind im Verhältniß zu den zahlreichen Völkerstämmen, über welche der Zar gebietet, ganz zweifellos ein Kulturvolk; ihre Kultur, welche nicht an die westeuropäische, sondern an die byzantinische angeknüpft hat, welche erst verhältnißmäßig spät

alle Aeußerlichkeiten der abendländischen bis auf die Telegraphenstangen und das Champagnertrinken angenommen hat, ist eine eigenartige, uns vielfach fremd und unverständlich erscheinende, aber in ihrer Gesammtheit doch Achtung heischende Kultur. Rußland mag vielfach noch Halbasien sein, aber man darf nicht vergessen, daß es zugleich halb Asien ist. Darin hätte für jene Herren Erfinder die Nöthigung liegen sollen, auch das Russische bei ihren Experimenten zu berücksichtigen; dieses aber zeigt sich, obwohl es als Kultursprache natürlich auch eine beträchtliche Anzahl romanischer Kulturworte aufgenommen hat, doch einer Verflüchtigung in ein künstliches Ideal-Romanisch sehr wenig zugänglich.

Dieses Ideal-Romanisch der Herren Lott, Liptay, Daniel Rosa (Le nov Latin, Turin 1890) legt eine Frage nahe. Bei den romanischen Sprachen können wir ja bis zu einem gewissen Grade „die konvergirenden Strahlen nach rückwärts in einem Punkte sammeln", und wenn wir auch das Volkslatein, aus dem sie hervorgegangen sind, nicht ganz in der wünschenswerthen Vollständigkeit wiederherzustellen vermögen, so haben wir schließlich als unverächtlichen Ersatz dafür das alte Schriftlatein. Warum also nicht, statt jener künstlichen Versuche, ohne weiteres das Latein in den Rang einer Weltsprache einsetzen? Man hat in der That auch dies vorgeschlagen; auch Herr Dr. Beermann macht sich am Schlusse seiner Volapükstudien zum Anwalt eines aus den romanischen Sprachen höchstens in seinem Wortvorrathe zu ergänzenden „Küchenlateins" als Weltsprache. Und damit auch die zweite Hauptsprache der alten Kulturwelt nicht fehle, räth man von anderer Seite, wenigstens zur Gelehrtensprache der Zukunft das alte oder das neue Griechisch zu machen. Das führt uns

schließlich zu einer Beantwortung unserer ersten Frage, ob eine Weltsprache wünschenswerth sei.

Man darf sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß der überwiegend größte Theil aller Bewohner unseres Erdballs an der Schöpfung einer Weltsprache nicht das mindeste Interesse hat. Ich meine damit nicht bloß die vielen Millionen der Naturvölker, sondern beispielsweise unsere steirischen oder oberschlesischen Bauern, an denen für lange Zeit noch ganz andere Kulturarbeit zu thun ist, bevor man sie mit den Segnungen eines Volapük beglückt. Wer sich nicht am Weltverkehr betheiligt, hat von vornherein mit einer Weltsprache nichts zu schaffen. In meinem Hause wohnt ein vortrefflicher Kaufmann; er bezieht seine Bedürfnisse aus Wien, wenn es sehr weit ist, aus Deutschland. Trotzdem ließ er sich vor einigen Jahren, als Volapük in seiner Blüthe stand, von der Nothwendigkeit seiner Erlernung überzeugen. Das wenige, was er damals mit saurem Schweiße in seinen Kopf brachte, hat er heute glücklicherweise wieder vergessen; sein Geschäft hat darunter keinen Schaden genommen, und wenn er wirklich einmal auf die höchst unwahrscheinliche Idee kommen sollte, seinen Bordeaux in Bordeaux zu bestellen, so werde ich oder ein anderer unserer Hausbewohner ihn gewiß gern in der Ausführung dieses menschenfreundlichen Vorhabens unterstützen. Ob der große internationale Handelsverkehr die Schöpfung einer Weltsprache zum unabweisbaren Bedürfniß macht, kann ich wohl nicht genügend beurtheilen. Mir scheint es gut und wünschenswerth, daß unsere jungen Kaufleute, die ja mit Lateinisch und Griechisch nicht geplagt zu werden brauchen, ebenso wie bisher, oder in noch höherem Grade, Französisch und Englisch lernen. Wer außer seiner Muttersprache diese beiden Sprachen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck leidlich beherrscht, der dürfte

in seinem internationalen Verkehr wohl ungefähr ausreichen. Für ganz besondere und individuelle Bedürfnisse kann dann immer noch in besonderer Weise gesorgt werden. Etwas verwickelter liegen die Verhältnisse in dem internationalen wissenschaftlichen Verkehr. Hier sind in der letzten Zeit allerdings Zustände zu Tage getreten, welche denselben theilweise zu unterbinden drohen. Ich meine nicht so sehr den brieflichen Verkehr zwischen Gelehrten verschiedener Nationen. Wenn die beiden Briefschreiber gegenseitig ihre Sprache verstehen, so wird es natürlich das beste und gerechteste sein, daß jeder in seiner Muttersprache schreibt, und ich befolge bei einem ziemlich ausgebreiteten Briefaustausche mit Gelehrten in Frankreich, Italien, Griechenland, England, Amerika seit langer Zeit diese Praxis ohne irgendwelche Schwierigkeit. Ist dies nicht der Fall, so wird sich bei zwei Männern der Wissenschaft sicherlich eine dritte Sprache finden, welche beide so weit verstehen, um sich gegenseitig ihre Gedanken mittheilen zu können. Die Schwierigkeit liegt auf dem Gebiete der gedruckten Veröffentlichungen. Die kleinsten Natiönchen haben es sich jetzt in den Kopf gesetzt, wissenschaftliche Werke nur in ihrer Muttersprache zu publiziren; und die gelehrten Gesellschaften und Akademien Ungarns, Serbiens, Finnlands u. s. w. lassen ihre Schriften magyarisch, serbisch, finnisch erscheinen. Das ist auch eine beklagenswerthe Folge des nationalen Chauvinismus unserer Tage, und hier thut eine Abhülfe dringend noth, im Interesse der Wissenschaft im allgemeinen und mehr noch im Interesse jener kleinen Länder. Ein Gelehrter wird meinetwegen Englisch, Französisch, Italienisch und Deutsch verstehen; ein deutscher Gelehrter wird sich auch in einer holländischen, schwedischen oder dänischen Abhandlung zur Noth zurecht finden; für gewisse Forschungsgebiete beginnt die Kenntniß

des Russischen unerläßlich zu werden; aber darüber hinaus seine Zeit mit dem Erlernen fremder Sprachen zu zersplittern, das wird Niemandem, der nicht Sprachforscher von Fach ist, zugemuthet werden dürfen. Hier denkt man mit stillem Neide an die Zeit zurück, wo alles Gelehrte lateinisch geschrieben wurde. Ein internationaler wissenschaftlicher Kongreß wäre berufen, eine Regelung dieser wichtigen Frage anzustreben; und mir scheint, daß vor allem die gelehrten Gesellschaften, denen ja Geldmittel zur Verfügung stehen, dafür sorgen sollten, daß wenigstens Auszüge ihrer Abhandlungen in eine der größeren Kultursprachen übersetzt und so der Allgemeinheit nutzbar gemacht würden.

Alles andere ist von untergeordneter Bedeutung. Wenn Schuchardt erzählt, er habe es mit angesehen, wie zwischen einem jungen Ehepaar der Engel der Liebe den stummen Mittler machte, so darf man wohl annehmen, daß diese Leutchen, nachdem sie sich endlich satt geküßt hatten, gegenseitig sich ihre Sprachen werden beigebracht haben. Wer als flüchtiger Tourist in fremden Ländern reist, findet überall, sofern er nicht ganz als Böotier hinkommt — und solche Böotier sollen zu Hause sitzen bleiben — hülfsbereite Dolmetscher, deren Benutzung höchstens das Reisebudget etwas erhöht. Und wer in längerem Aufenthalte ernsthaft ein fremdes Land kennen lernen will, muß auch aus anderen Gründen sich mit dessen Sprache bis zu einem gewissen Grade bekannt machen. Ueberhaupt kann es gerade in unserer Zeit nicht genug betont werden, wie unendlich fördernd das Erlernen fremder Sprachen ist. Schon der alte Ennius wußte, daß man so viele Seelen habe, als man Sprachen spreche. Dabei braucht das nationale Gefühl keinen Schaden zu leiden; es wird für uns immer mit der Sprache zusammenhängen, in

welcher unsere Mutter uns das erste Gebet vorgesprochen hat. Die Einschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen, die auch ich lebhaft befürworte, soll hier Raum schaffen, und die Abschaffung des blödsinnigen Klavierstümperns, mit dem die unmusikalischesten Kinder Jahre lang gequält werden, könnte manche Stunde einem besseren Zwecke frei machen.

Ich habe mich vor ein paar Jahren, als die Volapükbewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte, in einer harmlosen Plauderei, allerdings mit wenig Respekt, darüber ausgesprochen. Das hat mir damals einen offenen Brief von Professor Kirchhoff zugezogen und einen Verweis meines Freundes Schuchardt, weil ich meinte, „ich brauchte nur das Zauberstäbchen meines Humors gegen die phantastische Wolke zu schwingen, damit sie in die Lüfte zerrinne". Nun, diese Wolke zerrinnt, natürlich nicht vor dem Zauberstäbchen meines Humors, sondern vor der Sonne der frischen und lebendigen Wirklichkeit. Gegen Volapük zu kämpfen ist nicht mehr nothwendig. Aber ich habe auch nach langem und ernstlichem Nachdenken mich nicht davon überzeugen können, daß eine künstlich geschaffene Weltsprache in sich eine Daseinsberechtigung trage. Eine Vereinfachung des verwickelten und schwerfälligen Sprachenapparates der Völker ist gewiß vielfach wünschenswerth, wenn man will, sogar nothwendig; aber sie kann nach meiner Meinung nur in der Weise erfolgen, daß die großen Kulturmittelpunkte immer weitere Kreise um sich ziehen, um sich vielleicht schließlich in einem einzigen zu vereinigen.

IV.

Etruskisches aus Aegypten.

(1892.)

Aegypten ist und bleibt doch immer das alte „Wunderland der Pyramiden“, als welches es auf dem Titel eines in meiner Jugend sehr verbreiteten Buches mit populären Schilderungen seiner Merkwürdigkeiten bezeichnet wurde. Eine Kulturentwickelung, die sich über viele Jahrtausende erstreckt, oft gehemmt, niemals ganz unterbrochen, hat in diesem der Erhaltung alter Ueberreste ganz besonders günstige Bedingungen bietenden Lande die denkwürdigsten Spuren hinterlassen, und was bis jetzt, fast immer nur zufällig, aus den Ruinen der untergegangenen Städte, aus den Grabkammern der vielen Tausende von Todten ans Licht des Tages gestiegen ist, läßt auf die ungeahntesten Schätze hoffen, wenn einmal planmäßig in größerem Umfange Ausgrabungen veranstaltet werden. Gerade in der jüngsten Zeit ist eine Anzahl der merkwürdigsten Dinge bekannt geworden, die weit über die zunächst betheiligten Fachkreise hinaus Aufsehen erregt haben. Wir haben erlebt, wie eine kleine Ausstellung ägyptischer Porträtbilder durch die Hauptstädte Europas wanderte und keinen geringeren Eindruck hervorbrachte als seinerzeit die tanagräischen Thonfigürchen, wie diese einer für untergegangen

gehaltenen Kunst begeisterte Bewunderung weckend. Wir haben gesehen, wie eine bis dahin nur in kümmerlichen Bruchstücken bekannte Schrift des Aristoteles auferstand, der Geschichtswissenschaft und der Philologie auf lange Zeit hinaus Stoff und Anregung gebend. Der Schrift des Stagiriten folgten bald beträchtliche Ueberreste von den Werken eines bisher fast nur dem Namen nach bekannten Poeten, die uns eine gänzlich dunkle Seite der antiken Literaturgeschichte in helles Licht gerückt und auch dem modernen Naturalismus die alte Wahrheit gepredigt haben, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Erst zum Theil sind die reichen Papyrussammlungen des Erzherzogs Rainer in Wien veröffentlicht worden; aber schon jetzt haben sie uns in das Verwaltungswesen und das Privatleben altägyptischer Provinzstädte mit ihrer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung die interessantesten Blicke thun lassen.

Zu all' diesen höchst merkwürdigen Dingen ist soeben eine neue Entdeckung gekommen, die für eine sprachwissenschaftliche Frage ohne Zweifel von großer Bedeutung sein wird. Ein langer Text in der räthselhaften etruskischen Sprache kommt in dem Sarge einer ägyptischen Mumie zu Tage, zunächst freilich neue Räthsel zu den alten fügend, aber vielleicht doch schließlich die Lösung beider fördernd. Nicht erst jetzt ist die Mumie ihrer alten Ruhestätte entrissen worden, sondern sie steht bereits lange Jahre in einem europäischen Museum; man hat an das Geheimniß, das ihre Leinwandbinden bergen, schon vor längerer Zeit gerührt, aber erst jetzt ist es dem Scharfsinn eines Wiener Gelehrten gelungen, die Schrift zu bestimmen und den Text zu entziffern. Der Sachverhalt ist folgender. Im Anfange der sechziger Jahre kam eine ägyptische Mumie in das Museum der kroatischen Landeshauptstadt Agram,

als Geschenk eines gewissen Elias Barich, eines Geistlichen der Djakovarer Diözese. Sie war von dem Bruder dieses Barich, dem Hofkonzipisten Michael von Barich, auf einer Reise in Aegypten erworben worden, die er im Jahre 1848 oder 1849 unternommen hatte, und nach dessen Tode an jenen Bruder übergegangen. Zu der Zeit, da die Agramer Mumie zum ersten Male die Aufmerksamkeit eines Gelehrten auf sich zog, waren ihre Binden bereits losgewickelt und, wie noch jetzt, in einem besonderen Glaskasten untergebracht. Jener Gelehrte war kein Geringerer als der große Aegyptologe Heinrich Brugsch. Er nahm im Jahre 1869 auf Ersuchen des Direktors die Beschreibung der ägyptischen Sammlung in Agram vor und wurde dabei auf die merkwürdigen Schriftcharaktere, mit denen ein Theil der Leinwandbinden bedeckt war, aufmerksam. Er sah sofort, daß sie nicht ägyptisch seien, war aber, trotzdem er die Buchstaben in sein Taschenbuch notirte, nicht im Stande, sie irgendwie zu bestimmen. Durch Brugsch wurde der bekannte Reisende Burton, der vor einigen Jahren als englischer Konsul in Triest gestorben ist, auf die Binden aufmerksam. Im Jahre 1879 veröffentlichte er Faksimile einiger Stücke der darauf geschriebenen Texte, mangelhaft freilich und in einer wenig Vertrauen erweckenden Umgebung; aber doch ist es im höchsten Grade erstaunlich, daß Niemand dadurch angeregt wurde, sich genauer um die Sache zu kümmern. Der Ruhm der Entzifferung war dem Wiener Professor Krall vorbehalten. Er wurde schon 1880 durch eine Stelle in dem Katalog der ägyptischen Sammlung des Agramer Nationalmuseums auf die Bindentexte aufmerksam, konnte aber erst zehn Jahre später ihrer Untersuchung näher treten, die er im Laufe des Jahres 1891 in den Räumen der Wiener Universitätsbibliothek vornahm und als deren Ergebniß eine

in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienene, mit photographischen Nachbildungen ausgestattete Abhandlung vorliegt.

Professor Krall schildert uns in lebhafter Weise das Erstaunen, das ihn erfaßte, als er sah, wie diese Mumienbinden keinen libyschen oder karischen Text enthielten, wie man vielleicht erwarten durfte, sondern einen etruskischen. Dieses Erstaunen pflanzte sich sofort in alle dabei betheiligten Kreise fort. Das neue Räthsel fügte sich in ein altes ein. Nur wenige Worte will ich hier über die berüchtigte etruskische Sprachfrage sagen, die ich früher einmal, in der ersten Sammlung meiner „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde", ausführlich dargestellt habe. Mitten unter den einander sprachlich sehr nahe stehenden Stämmen Alt-Italiens finden wir ein Volk, dessen Spuren wir von Kampanien bis hinauf in die Alpen Südtirols verfolgen können. Die von ihm auf die Nachwelt gekommenen Denkmäler sind sehr zahlreich; sie lassen uns eine Kulturentwickelung erschließen, die der bei den benachbarten italischen Völkern anzunehmenden um viele Jahrhunderte voraus war; sie überliefern uns in den zahlreichen, freilich meistens sehr kurzen Inschriften eine Sprache, deren Buchstaben wir zu lesen vermögen, deren Sinn wir aber nicht verstehen. Man hat die mannichfaltigsten Versuche gemacht, dieses Sprachräthsel zu lösen, bald mit Methode, bald ohne Methode, bald mit ausgebreiteter sprachwissenschaftlicher Gelehrsamkeit, bald nur mit dem Instinkt, der sich lediglich aufs Rathen verlegt — aber alles ohne jedes befriedigende Ergebniß. Noch heute liegt die Sache so, daß die einen das Etruskische für eine allen indogermanischen Sprachen ganz fern stehende Sprache halten, während andere der Ansicht sind, daß es ein den andern italischen Mundarten, also auch

dem Lateinischen, nahe verwandter Dialekt sei, der blos durch irgend welche besondere Schicksale ein stark fremdartiges Aussehen bekommen habe.

Schon vor ein paar Jahren war in die, wie mir vorkommt, etwas stark versumpfte Frage nach dem Charakter der etruskischen Sprache und in die damit eng verbundene nach der Herkunft der Etrusker ein neues, belebendes Element durch einen außerhalb Italiens gemachten Fund gekommen. Auf der Insel Lemnos im nördlichen Theile des Aegäischen Meeres ist eine Inschrift zu Tage gefördert worden, die nicht griechisch, sondern in einer Sprache abgefaßt ist, welche die auffallendsten Anklänge an das Etruskische zeigt. Wenn wir hier nicht geradezu Etruskisch vor uns haben, so handelt es sich gewiß um einen dem italischen Etruskisch ganz nahe stehenden Dialekt. Ich vermag den kühnen Hypothesenbau, den ein bekannter Etruskologe über dieser lemnischen Inschrift aufgethürmt hat, nicht gut zu heißen. Der ruhigeren Betrachtung scheint sich zunächst nur dies zu ergeben: entweder waren die Männer, welche diese Inschrift auf der griechischen Insel schrieben, italische Etrusker, die auf einer Seefahrt dorthin gelangt waren und sich dauernd oder vorübergehend dort niedergelassen hatten; oder die Etrusker Italiens stammen aus dem Osten, und jener Mann, dessen Grab die Inschrift schmückt, war der Angehörige eines im Osten zurückgebliebenen Theiles jenes Volkes; oder endlich, die Etrusker Italiens und jener Stamm auf Lemnos waren die Reste eines Volkes, das die Urbevölkerung der Apenninen- und der Balkanhalbinsel bildete, also Italien vor den Italikern, Griechenland vor den Griechen bewohnte. Auf jeden Fall wird man neuerdings an den Zusammenhang erinnert, den schon das Alterthum zwischen den Tuskern oder Etruskern und den Tyrrhenern oder Tyr-

jenern des Ostens annahm, und weiter an jene Turscha, die nach Hieroglypheninschriften des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts vor Christus mit andern Mittelmeervölkern Beutezüge nach Aegypten unternahmen und in denen manche Gelehrte immer wieder die Tyrsener, sei es die kleinasiatischen, sei es die italischen, wiedererkennen wollen. Die Agramer Mumienbinden führen uns nicht in eine so graue Vorzeit und regen kein so schwieriges ethnologisches Problem an. Die Mumie, die sie umschlossen haben, stammt erst aus griechisch-römischer Zeit, also aus den letzten Jahrhunderten vor oder den ersten nach Christus. Die Fragen, die man angesichts der neuen Entdeckung stellen muß, sind zunächst anderer Art; ihre Beantwortung hängt freilich zum großen Theil von dem Inhalt des uns gegenwärtig noch unverständlichen Textes ab. Es ist der längste Text in etruskischer Sprache, den wir nun besitzen. Bis jetzt war der sogenannte Cippus von Perugia der umfangreichste; er enthält etwa 125 Worte. Die Agramer Leinwandschrift bietet uns etwa 1200 Worte in mehr als 200 Zeilen; über ein Drittel des ursprünglich vorhandenen Textes scheint zu fehlen. „Ein paar Seiten eines etruskischen Buches“, so schrieb Professor Nissen vor einigen Jahren, „würden bessere Dienste für die Entzifferung leisten als die Namenregister, die wir den Nekropolen entnehmen.“ Es scheint, daß jetzt ein paar solche Seiten vorliegen; hoffen wir, daß wir sie bald verstehen lernen.

Wer war die Frau oder das Mädchen, deren Leiche gegenwärtig in dem Glaskasten des Agramer Museums einen Ruheplatz gefunden hat? Keine Aufschrift gibt uns mehr Kunde davon. An der Stirne zeigte sie Spuren von Vergoldung; das ist eine Sitte, die, soweit wir sehen können, sich nur bei Mumien der griechisch-römischen Zeit findet. Wir können vorläufig nicht einmal sagen, ob wir

eine Aegypterin oder eine Etruskerin vor uns haben. Der Inhalt des Textes gibt darüber vielleicht einmal Auskunft; vielleicht auch eine anthropologische Untersuchung der Mumie. War die Todte eine Etruskerin, so muß man gewiß an ein Mitglied der etruskischen Kolonie denken, die wir in der Ptolemäerzeit oder der römischen Kaiserzeit unbedenklich in Aegypten voraussetzen dürfen, wenn wir uns an das ungeheure Sprachgemisch erinnern, das uns die Papyrusfunde in den Ruinen von Arsinoe, einer kleinen Provinzialstadt, kennen gelehrt haben. Krall geht sogar soweit, ein etruskisches Viertel mit eigenem Kultus in Alexandrien anzunehmen. Wenn wir eine etruskische Leiche vor uns hätten, so würde man sich schwer der Annahme entziehen können, daß die etruskischen Texte der Binden in irgend einer Beziehung zu der Leiche ständen. An und für sich wäre das ja nichts Merkwürdiges. Man würde daran denken dürfen, daß der Todten ein in ihrer Muttersprache geschriebener Text mit ins Grab gegeben wurde, und zwar würde die Wahrscheinlichkeit dann zunächst für einen religiösen Text sprechen, obwohl auch ein profaner nicht ausgeschlossen wäre, wie man ja in der Hand einer Mumie eine Papyrushandschrift mit Stücken aus Homer gefunden hat. Auf keinen Fall aber darf man den Angehörigen der Verstorbenen die Geschmacklosigkeit zutrauen, daß sie diesen religiösen oder profanen Text zu Streifen zerschnitten und damit die Leiche umwickelt hätten. Solchen Unfug könnte man höchstens den ägyptischen Einbalsamirern zuschreiben. Und das macht für mich die Annahme höchst unwahrscheinlich, daß die Mumie und der etruskische Text in irgend einer Beziehung zu einander stehen, und ich halte es darum auch für überflüssig, in der Todten eine Etruskerin zu sehen. Viel einleuchtender erscheint mir die andere, auch von Krall be-

vorzugte Ansicht, daß wir es in den fraglichen Binden einfach mit Makulatur zu thun haben. Ein etruskischer Text, vielleicht aus einem Grabe gestohlen — denn das haben nicht erst die Araber in Aegypten eingeführt — vielleicht blos irgendwie verworfen und in den Handel mit alten Sachen gekommen, war den Einbalsamirern in die Hände gefallen; sie zerschnitten die Leinwand ohne Rücksicht auf den Inhalt zu Streifen und wickelten damit die Mumie ein. Krall weist darauf hin, daß die beschriebenen Seiten der Binden nach innen zu lagen, eine Anomalie, durch die nach seiner Meinung angedeutet werden sollte, daß der Text für die Mumie völlig gleichgültig sei. In ähnlicher Weise hat man, um leere Räume in Mumiensärgen auszufüllen, Fetzen von Papyrushandschriften hineingesteckt, auf denen wir trotz ihres entsetzlich verstümmelten Zustandes mitunter noch Bruchstücke griechischer Dichter und ähnliches zu erkennen vermögen.

Daß ein längerer etruskischer Text auf Leinwand geschrieben wurde, darf uns nicht in Erstaunen setzen. Leinene Bücher, libri lintei, sind uns gerade aus Italien mehrfach bezeugt. Der Geschichtschreiber Livius beruft sich gelegentlich auf eine solche leinene Chronik, die im Tempel der Juno Moneta auf dem Kapitol aufbewahrt wurde, und führt an einer anderen Stelle ein auf Leinwand geschriebenes Ritualbuch bei den Samniten an. Noch Kaiser Mark Aurel kannte unter den Alterthümern der Priesterschaft von Anagnia solche Leinwandbücher, und Kaiser Aurelian ließ in dieser Form seine Tagebücher aufzeichnen. Es hat also keine Schwierigkeit, auch bei den Etruskern das gleiche vorauszusetzen. Ob unser Text in Italien auf die Leinwand geschrieben wurde oder in Aegypten, vermögen wir nicht zu sagen. Die Leinwand selbst ist ja ägyptisches Fabrikat; aber sie kann sehr wohl durch den

Handel nach Etrurien und von dort beschrieben wieder zurückgewandert sein. Auch über die Zeit der Aufzeichnung ist vorläufig nichts irgendwie sicheres zu sagen. So viel scheint festzustehen, daß die Schrift älter ist als die Mumie. Damit ist aber nicht viel gewonnen. Wir wissen, daß noch in der Zeit des Cicero und des Augustus etruskisch gesprochen und geschrieben wurde; aus späterer Zeit sind keine Inschriften nachzuweisen. Wenn man daraus den Schluß ziehen darf, daß in Italien im ersten nachchristlichen Jahrhundert die etruskische Sprache erloschen war, so kann sie immerhin in einer Kolonie in Aegypten noch länger gelebt haben. Aber freilich, unsere Leinwandstreifen können viel älter sein; man kann nicht viel dagegen erinnern, wenn Professor Krall sie in die Zeit der Ptolemäer setzt, ja man kann sie, falls sie im Mutterlande beschrieben sind, noch beträchtlich höher hinauf rücken.

Man sieht, „da muß sich manches Räthsel lösen, doch manches Räthsel knüpft sich auch". Auf jeden Fall ist die Auffindung von Stücken eines alten etruskischen Leinwandbuches im Sarge einer ägyptischen Dame an und für sich merkwürdig genug, und die erfindende Phantasie eines Poeten könnte um diese Thatsache herum einen niedlichen altägyptischen Roman spinnen. Die Wissenschaft hat es nicht so gut. Zunächst wird es den Etruskologen, die dem Wiener Gelehrten für die Entzifferung des unendlich schwer lesbaren Textes nicht dankbar genug sein können, obliegen, dem neuen Denkmale abzugewinnen, was ihm abzugewinnen ist. Von ihnen hat sich bis jetzt meines Wissens nur Professor Lattes in Mailand über die Sache geäußert. Er hat aus der formelhaften Wiederholung gewisser Sätze den Eindruck gewonnen, daß es sich um einen ritualen Text handelt, in dem die Vornahme gewisser heiliger Handlungen nicht anbefohlen, sondern als

zu einer gewissen Zeit und an einem bestimmten Orte vollzogen berichtet wird, ähnlich wie in den lateinischen Akten der Arvalbrüderschaft. Wie aus seiner letzten Mittheilung in der „Perseveranza“ hervorgeht, scheint sich ihm durch das neue Dokument die Ansicht befestigt zu haben, daß das Etruskische eine mit dem Lateinischen ganz nahe verwandte Sprache ist, die in ihrer Entwickelung gewisse Erscheinungen moderner romanischer Dialekte vorweg genommen hat. Auch die beiden deutschen Gelehrten, die einst in Freundschaft verbunden bei dem etruskischen Geheimniß um Gegenliebe warben, bis bitterer Haß sie entzweite, Deecke und Pauli, werden wohl nicht lange zögern, ihre Meinung über den wichtigen Fund auszusprechen. Man kann nicht lebhaft genug wünschen, daß ohne jede vorgefaßte Meinung an ihn heran gegangen werde; die Wissenschaft kann ihre Dankbarkeit für dieses Geschenk nicht besser bezeugen, als indem sie es nicht mißbraucht. Ich stehe den neuesten Kombinationen über das Etruskische, die lediglich mit Hülfe der etymologischen Methode zu Stande gekommen sind, mit großem Mißtrauen gegenüber. Gewiß hat man auf diese Weise, das heißt durch Deutung der Worte mit Zuhülfenahme anderer Sprachen, auf anderen Gebieten große Ergebnisse erzielt, so bei der Entzifferung der persischen Keilinschriften oder bei der Uebersetzung der umbrischen Tafeln von Gubbio. Aber da handelte es sich jedesmal um Sprachen, über deren linguistische Stellung und Verwandtschaft kein Zweifel war. Das Etruskische, das trotz aller möglichen einzelnen Anklänge im ganzen doch immer noch einen verzweifelt unlateinischen Eindruck macht, der mit dem des Oskischen oder des Umbrischen zum Beispiel nicht zu vergleichen ist, darf meiner Meinung nach vorläufig immer nur aus sich selbst heraus gedeutet werden. Das ist ein Weg, der viel

entsagungsvoller ist als der sprachvergleichende, ohne Zweifel. Man wird auf ihm wahrscheinlich nicht dazu kommen, den Agramer Text ganz zu verstehen und zu übersetzen. Und mir scheint soviel sicher zu sein, daß uns auch dieser in endgültiger Weise von dem etruskischen Räthsel nicht befreien wird; ich glaube nach wie vor, daß nur eine umfangreichere Bilingue, das heißt ein Text, der neben der etruskischen Fassung die Uebersetzung in eine uns bekannte Sprache enthält, uns diese Befreiung bringen kann.

V.

Die Aussprache des Griechischen.

(1886.)

Ich war eben von mehrmonatlicher Abwesenheit im Orient und in Griechenland zurückgekehrt, als mir Engels „Griechische Frühlingstage“ zukamen. In einem Zuge habe ich das Buch durchgelesen, und es hat von dem Lichtglanze des griechischeu Himmels und der griechischen Luft, die mir in den graulichen Tagen seit meiner Heimkehr bereits wie ein längst entschwundenes Märchen vorzukommen begannen, ein gut Stück in mein Zimmer gezaubert. Dafür bin ich dem Verfasser von Herzen dankbar. Nicht von jeder Reisebeschreibung kann man solche Wirkung rühmen. Ich spreche dabei natürlich nicht von jener Gattung Reisender, die ohne jede Vorbereitung die Nase in ein fremdes Land stecken, darüber gewissenhaft Tagebuch führen, wie oft ihnen das Essen nicht geschmeckt und wie oft sie ein Floh gebissen hat, und nach ihrer Heimkehr ihrem Abscheu darüber Luft machen, daß es in der Fremde so ganz anders ist, als bei ihnen zu Hause. Solche Leute brauchen nicht ernst genommen zu werden. Aber überhaupt ist Reisen eine Kunst, eine größere vielleicht, als eine Reise gut beschreiben. Niemand wird als Meister in ihr geboren, nicht jeder erlernt sie. Reiches Wissen thut viel dabei,

warmes, wenn auch nicht überschwängliches Empfinden mehr. Darum sind mir die vielgescholtenen Reiseschilderungen von Baron Warsberg so sehr sympathisch. Er kennt nicht bloß die bedeutsame Geschichte, auf deren Spuren man im Orient bei jedem Schritte wandelt, sondern er versteht auch die einzige Poesie, die dort um Jeden, der ihrer würdig ist, ihren Zauberschleier wirft.

Hr. Engel ist nur sehr kurze Zeit in Griechenland gewesen. Aber er hatte ein treffliches Mittel, diese wenige Zeit zu möglichst selbständigen und nützlichen Beobachtungen zu verwenden; er hatte sich vorher einige Kenntniß der Landessprache erworben. Man merkt seinen Erzählungen die Freude an, die es ihm machte, wenn er sich mit einem peloponnesischen Bauern verständigen konnte. Dieser Umstand hat ihn wohl auch zunächst veranlaßt, in einer ernsten und wichtigen Frage eine Ansicht zu vertreten, die ich leider nicht zu theilen vermag. Hr. Engel hat sich in der berüchtigten Frage über die Aussprache des Altgriechischen völlig auf die Seite der heutigen Griechen gestellt, welche nicht nur das Altgriechische mit ihrer heutigen Aussprache der Laute lesen, was erklärlich und entschuldbar ist, sondern auch glauben, daß dieß richtig sei. Es handelt sich dabei nicht um eine Frage des Patriotismus oder des Philhellenismus, sondern um eine Frage der Wissenschaft, und darum habe ich mich, trotz meiner Sympathien für Neugriechenland, nie gescheut, darüber eine Ansicht auszusprechen, welche mit derjenigen der meisten — nicht aller — Griechen nicht übereinstimmt. Durch Hrn. Engels Buch dagegen zieht sich wie der bekannte rothe Faden die Anschauung, daß die Neugriechen recht haben, und daß wir nichts besseres thun können, als auf unseren Gymnasien die neugriechische Aussprache des Altgriechischen einzuführen. Dem griechischen Unterrichte soll auf diese Weise

eine neue Art von Existenzberechtigung geschaffen werden, indem dann Jemand, der das Gymnasium absolvirt hat, auf einer etwaigen griechischen Reise viel Nutzen und Förderung haben würde. Mir scheint, das Griechische auf unseren Schulen ist übel daran, wenn es sich zu seiner Erhaltung an diesen Strohhalm klammern soll. Ich will mich, wenigstens nicht hier, in den immer brennender werdenden Streit über das Wünschenswerthe des Unterrichts im Griechischen oder in den klassischen Sprachen überhaupt nicht mischen. Glaubt man einzusehen, daß das Altgriechische in dem Bildungsgang unserer männlichen Jugend seine bisherige Stellung nicht mehr beibehalten kann und soll, so möge man es über Bord werfen; aber ich glaube, die Herren Physiker, Mediziner, Realschullehrer und Abgeordneten, welche unsere künftigen Generationen lediglich mit Zirkel und Metermaß erziehen wollen, werden an seine Stelle Besseres zu setzen wissen, als eine Verkehrssprache des Orients; und ich selbst würde in Erinnerung an die Streitschriften jener Herren, soweit ich sie gelesen habe, einem ausgiebigeren Unterrichte in der deutschen Muttersprache das Wort reden.

Indessen, wir sind noch nicht so weit, und es handelt sich für Hrn. Engel auch nicht um Ersatz des Altgriechischen durch das Neugriechische, sondern bloß um das Altgriechische mit neugriechischer Aussprache. Es geht mir dabei immer nicht ein, wie Jemand im Ernst glauben kann, eine Sprache, zumal die Sprache eines so lebhaften und unruhigen Volkes, wie die Griechen sind, habe in der Zeit, sagen wir seit Perikles bis heute, gar keine Wandlungen in der Aussprache, d. h. wissenschaftlicher gesprochen, gar keine phonetischen Veränderungen durchgemacht. Das ist so ungeheuerlich, daß es gar nicht diskutirt zu werden verdiente. Die heutige Orthographie der Griechen, die sich

so weit von der wirklichen Aussprache entfernt, ist eine historische, wie die französische und die englische. Was will das anders sagen, als daß sie die Aussprache einer früheren Zeit wiederspiegelt? Einmal muß sich ja doch auch in diesen Sprachen Laut und Lautbezeichnung gedeckt haben — wenigstens soweit gedeckt, als das bei der Anwendung eines ursprünglich fremden Alphabets auf die eigene Sprache, wie das im Griechischen der Fall war, möglich ist. Wenn die Griechen von Anfang an ἀφτός „selbst" geschrieben hätten, so würde ich ohne weiteres zugeben, daß die heutige Aussprache aftós alt und ursprünglich sei; da die alten Griechen aber bis zu einer gewissen Zeit immer αὐτός schrieben, die neuen Griechen ebenfalls noch αὐτός schreiben, aber aftós sprechen, so sehe ich darin einen Beweis, wie er deutlicher nicht sein kann, daß es einmal eine Zeit gab, wo αυ einen anderen Werth hatte, als af (oder av). Und ich bin mir erst dann sicher, daß die Zeit eingetreten war, wo man (sei es überall, sei es in gewissen Gebieten der griechisch redenden Bevölkerung) aftós sprach, sobald ich finde, daß Leute, welche nicht ordentlich orthographisch schreiben konnten, gelegentlich ein ἀφτός auf einen Stein graben. Nun ist es ja ohne weiteres klar, daß nicht alle die Lautveränderungen, welche die neugriechische Lautbezeichnung den wirklichen Lautwerthen so unähnlich gestaltet haben, auf einen Schlag eingetreten sind. Wir wissen mit ziemlicher Genauigkeit, daß υ noch im ersten nachchristlichen Jahrhundert nicht, wie heute, i, sondern ü lautete, also zu einer Zeit, wo αι wahrscheinlich allgemein die Aussprache von ä hatte. Solcher Thatsachen lassen sich eine Anzahl mit mehr oder weniger großer Sicherheit feststellen; was man darüber wissen kann, hat Professor Blaß in seinem Büchlein über griechische Aussprache gesammelt. Gewiß wird bei der

täglich zunehmenden Ausdehnung des uns zu Gebote stehenden inschriftlichen Materials sich noch mancherlei feststellen lassen.

Da wir auf unseren höheren Lehranstalten Altgriechisch und nicht Neugriechisch lehren, so haben wir die Verpflichtung, unsere erreichbare Kenntniß von der Aussprache des Altgriechischen auch im Unterricht zum Ausdruck zu bringen; denn wir suchen auch auf anderen Gebieten der klassischen Alterthumskunde das pädagogische Bedürfniß mit den Resultaten der Wissenschaft in Einklang zu setzen. Streng genommen, müßten wir also das Griechisch des Plutarch anders aussprechen als das des Platon, das des Platon anders als das des Homer. Es liegt auf der Hand, daß das nicht angeht. Nun trifft es sich aber, daß im Mittelpunkt der Gymnasiallektüre Schriftsteller des perikleischen Zeitalters und der unmittelbar darauf folgenden Zeit stehen: Thukydides, Platon, Sophokles, Xenophon — von Homer abgesehen, der in jeder Beziehung eine Ausnahmestellung einnimmt. Die meisten und einschneidendsten Wandlungen hat der griechische Lautbestand und damit die griechische Aussprache seit der Zeit erfahren, als der attische Dialekt in seiner Gestalt als sogenannte Koiné allgemeine Verkehrssprache des Orients wurde, also seit Alexander dem Großen. Unsere Schullektüre fällt, bis auf wenige gelegentliche Ausnahmen, vor diese Zeit, und für die Zeit vorher ist für den attischen Dialekt wohl keiner der neugriechischen Lautwerthe als bereits existirend zu erweisen. Und für diese Zeit unterschreibe ich vollständig den von Hrn. Engel (S. 425) mitgetheilten und sehr spöttisch abgefertigten Satz des mir gänzlich unbekannten „Gelehrten der Kölnischen Zeitung“: „Wir sind weit davon entfernt, die in den deutschen Lehranstalten geläufige Aussprache des

Altgriechischen als in allen Punkten richtig darzustellen; aber sie ist trotz einiger Unarten erheblich besser als die der Neugriechen." Sie ist auch erheblich besser als unsere Schulaussprache des Lateinischen, über die man merkwürdigerweise niemals solche Entrüstung gezeigt hat; dort leistet man immer noch das Unglaubliche in falschen Quantitäten, man sagt ruhig bōnŏs statt bŏnōs und spricht Zizero anstatt Kikero (mit zwei palatalen k) u. s. w.

Es wird sich also wesentlich darum handeln, jene „Unarten" aufzugeben. In dieser Beziehung ist die Praxis der österreichischen Gymnasien wenigstens in einem Punkte erheblich besser. Da fällt ει nicht mit ai und ευ nicht mit oi zusammen; man spricht das erste wirklich wie e und i, das letztere wie eu in mecklenburgischer Aussprache, also φεύγειν nicht wie foigain, was allerdings schauderhaft ist. Wenn man außerdem noch das ϑ, schon um Uebereinstimmung mit den spirantisch gesprochenen φ und χ herzustellen, interdental wie ein englisches hartes th spricht und den Gutturalen vor hellen Vokalen palatale Aussprache gibt, so wird das Wesentlichste gebessert sein. Vielleicht — aber das ist keineswegs sicher — kann man auch den drei Medien γ, δ, β die Aussprache als weiche Spiranten geben. Jedenfalls ist unsere Aussprache der Konsonanten der Besserung bedürftiger, als die der Vokale und Diphthonge. οἶς das Schaf und ὗς das Schwein nach neugriechischer Weise gleich zu sprechen, ist zweifellos falsch; als die beiden Wörter in der Aussprache wirklich zusammengefallen waren, hat man sie durch πρόβατον und χοῖρος ersetzt.

Daß griechische Schuljungen in ein homerisches Gelächter ausbrechen, wenn man ihnen einen altgriechischen Satz in unserer Aussprache vorliest, ist vollständig begreiflich. Das schauderhafte Herunterhacken griechischer Verse nach unserem Skansionssystem gehört auf ein anderes

Blatt; wie die Griechen ihre Hexameter und Strophen gesprochen oder richtiger melodramatisch vorgetragen haben, werden wir voraussichtlich niemals erfahren. Ebensowenig die wirkliche Aussprache eines Attikers der Perikleischen Zeit in allen ihren Nüancen. Das ist bei einer todten Sprache überhaupt unmöglich und hat keinerlei Sinn. Wir lernen Griechisch nicht zu dem Zweck, um uns mit den abgeschiedenen Seelen der Marathon-Kämpfer zu unterhalten.

Wir lernen es aber auch nicht zu dem Zwecke, um uns mit griechischen Agojaten und Gasthofbesitzern zu verständigen. Wer nach Griechenland reist und dort mit den Leuten reden will, dem hilft es nichts, er muß Neugriechisch lernen. Die Kenntniß des Altgriechischen wird ihm dabei gewiß förderlich sein, förderlich wenigstens bis zu einem gewissen Grade, so wie die Kenntniß des Lateinischen das Erlernen einer romanischen Sprache in gewissem Sinne erleichtert. Mehr freilich für den, welcher sie zu wissenschaftlichem Zwecke oder bloß zur Lektüre erlernt; man weiß, daß häufig ein Handlungsreisender, der ein Jahr in Frankreich gereist ist, besser französisch spricht, als ein Gymnasiallehrer, der auf dem Gymnasium acht Jahre Latein gelernt und auf der Universität im Seminar drei Jahre Altfranzösisch getrieben hat. Der griechische Bauer, dem man die schönste Phrase in xenophontischem Griechisch — dabei in neugriechischer Aussprache — an den Kopf wirft, wird sie vermuthlich für deutsch oder französisch halten; der Reisende wird bei den einfachsten Redensarten, wie *οὐκ ἔστι* statt dhen ine (*δὲν εἶναι*) keine Gegenliebe finden, und er kann, wenn er *ὕδωρ*, *οἶνος*, *ἄρτος*, *ἰχθῦς*, *ᾠόν* statt *νερό*, *κρασί*, *ψωμί*, *ψάρι*, *αὐγό* verlangt, ruhig dem Verhungern entgegensehen, er wird, wenn er auf einem *ἵππος* oder *ὄνος* zu reiten ver-

langt, sicherlich nicht vom Flecke kommen. Nicht jeder Bauer ist so gebildet wie jener Kellner in der *Μικρὰ Ἀσία* zu Smyrna, der mir, als ich *κρασὶ μαῦρο* (vino nero) bestellte, stolz erwiderte: *οἶνον μελανὸν* (so!) *θέλετε*?

Das Neugriechische, selbst in der puristischen Gestalt, wie es die Hauptstadtblätter schreiben und wie es, man kann es nicht läugnen, der Schulunterricht in immer weitere Kreise trägt, ist eine sehr andere Sprache als das klassische Attisch. Wer dieses kann, wird eine Zeitung allenfalls verstehen; aber er wird sehr viel vergessen und sehr viel neu lernen müssen, wenn er in einem athenischen Salon eine Konversation führen will, noch mehr, wenn er mit einem spartanischen oder kretischen Bauern reden will. Keiner, der Homer und Sophokles vollständig versteht, wird ein neugriechisches Volkslied auch nur zur Hälfte ohne weiteres übersetzen können. Die auch von Hrn. Engel behauptete Reinheit der griechischen Volkssprache von Fremdwörtern existirt nicht; ich zähle in einem beliebig herausgegriffenen Liede aus Kreta (bei Passow Nr. 443) in 26 Versen nicht weniger als dreizehn Fremdwörter, in einem anderen (Nr. 214) in 13 Versen sechs! Mir war es auf meinen Reisen in Griechenland immer ein großes Vergnügen, wenn mir ein biederer Landbewohner seine großen und kleinen Interessen vorerzählte oder wenn ich von den frischen Lippen eines Mädchens ein hübsches Volkslied ablauschen konnte. Aber trotzdem habe ich mich, was die Frage der griechischen Aussprache anbetrifft, niemals von der Richtigkeit des Satzes überzeugen können: „Der Lebende hat Recht.“

VI.

Von der schlesischen Mundart.

(1892.)

Vor einiger Zeit ist mir aus Schlesien ein kleines Büchlein zugekommen, das ich mit vielem Vergnügen durchgelesen habe. Es trägt den Titel: „Die Breslauer Klabatschke", ist von Herrn Adolf Weiß verfaßt und in Grünberg erschienen. Herr Weiß wollte durchaus keine wissenschaftliche Arbeit liefern, obwohl er wissenschaftliche Quellen benutzt zu haben scheint, und wo er sich auf sprachliche Deutungen einläßt, hat man meistens den Wunsch, es wäre besser unterblieben. Aber er hat eine geschickt gemachte und frisch geschriebene Zusammenstellung von Wörtern und Redensarten des Breslauer Stadtdialektes mitgetheilt, nicht in der trockenen Form eines Wörterbuches, sondern nach innerer Zusammengehörigkeit zu kleinen Abschnitten gruppirt, welche die Eigenthümlichkeiten des Breslauer Volkscharakters in Scherz und Ernst lehrreich hervortreten lassen. Mir hat die kleine Schrift, deren Inhalt ja zum großen Theile allgemein schlesisch ist, eine Menge von Ausdrücken wieder lebendig werden lassen, die ich als Kind und Knabe gebrauchen hörte oder selbst gebrauchte und die noch jetzt aus geliebtem Munde an mein Ohr klingen, wenn ich

als Gast im Elternhause einkehre. Und alle, die in einer ähnlichen Lage sind, werden wie ich dem Verfasser für seine anspruchslose Studie herzlich dankbar sein. Aber sie hat auch ernstere Gedanken in mir angeregt, und ich habe im Zusammenhange damit in einigen älteren Arbeiten über die schlesische Mundart geblättert.

Dabei ist mir zunächst die einigermaßen beschämende Thatsache zum Bewußtsein gekommen, daß wir es noch zu keiner wirklichen und vollständigen Darstellung der schlesischen Mundart gebracht haben. Es scheint überhaupt, als ob die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Mundarten, trotz einzelner vortrefflicher Arbeiten, in dem Vaterlande der Brüder Grimm und des unübertroffenen Schmeller etwas im Rückstande geblieben sei. Gerade in der letzten Zeit, wo die Beobachtungsmittel durch den Aufschwung der lautphysiologischen Studien so sehr verfeinert worden sind, haben wir uns in dieser Richtung von den romanischen Ländern etwas überflügeln lassen. Freilich ist es ja gerade in Folge der Verfeinerung der Instrumente nicht mehr möglich, sie den ungeübten Händen wohlmeinender Dilettanten anzuvertrauen, die früher reichliche und in gewissem Sinne unverächtliche Sammlungen zur Dialektforschung beizusteuern pflegten. Für die schlesische Mundart haben wir nur eine Anzahl sehr werthvoller Vorarbeiten, die, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, alle von Weinhold und Rückert herrühren. Mein verstorbener Lehrer Heinrich Rückert, ein Sohn des deutschen Dichters, hat eine feinsinnige Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien geschrieben, die sich durch einige Bände der von Höpfner in Breslau begründeten „Zeitschrift für deutsche Philologie“ hinzieht. Wenn ich auch manchen und gerade sehr wesentlichen Anschauungen dieser Abhandlung nicht beizustimmen vermag, so

bewundere ich doch aufs höchste das sinnige Verständniß, mit welchem der in anderer mundartlicher Umgebung aufgewachsene Mann in die Eigenthümlichkeiten des Schlesischen eingedrungen ist. Denn es ist leichter, sich in den Genius einer gänzlich fremden Schriftsprache einzuleben als in die Heimlichkeiten einer Volksmundart der eigenen Sprache, in der man nicht von Kindheit an zu Hause ist. Hier war Karl Weinhold in besserer Lage. Ihn, den geborenen Schlesier, der als Nachfolger Rückert's eine Reihe von Jahren an der Universität der schlesischen Landeshauptstadt wirkte, hat das warme Interesse für die Mundart seiner Heimat durch sein ganzes Leben begleitet. Aus den Jahren 1853 und 1855 stammen seine Beiträge zur Grammatik und zum Wörterbuche des Schlesischen, und im Jahre 1887 ist seine vorzügliche Untersuchung über die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien erschienen, welche eine der glänzendsten Zierden der von Professor Kirchhoff herausgegebenen „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ bildet. Vielleicht dürfen wir von Weinhold, der ja überhaupt einer der hervorragendsten deutschen Dialektforscher ist, doch noch eine zusammenfassende Darstellung des Schlesischen erhoffen.

Wie alle Sprachforschung muß auch die Erforschung der Mundarten, abgesehen von der Feststellung des Thatsächlichen, historisch und vergleichend sein. Sie muß, wo es möglich ist, die Geschichte der Mundart an der Hand geschriebener Quellen so weit zurück verfolgen, als es geht. Hier bleibt freilich unser Wissen noch mehr Stückwerk als sonst. Denn während wir heut, wenn wir aus dem Munde des Volkes einen Dialekt aufzeichnen, die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Laute durch ein bis ins Kleinste entwickeltes, freilich nicht immer sehr einfaches

System von Bezeichnungen auch dem Lesenden nahe zu bringen vermögen, sind in älteren Aufzeichnungen die dialektischen Eigenthümlichkeiten gewöhnlich nur sehr obenhin mit den Mitteln des gangbaren Alphabetes wiedergegeben. Das Lebende muß hier dem Verständniß des Toten zu Hülfe kommen, und häufig genug bleibt zwischen beiden eine klaffende Lücke. Hierher gehört der Entwurf einer Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter, den aus Rückert's Nachlasse Paul Pietsch 1878 herausgegeben hat. Aber wir kommen beim Schlesischen auf diese Weise nicht allzu weit. Man weiß ja, daß die Deutschen Schlesiens kein hier seit dem Anfang der geschichtlichen Zeit angesessenes Volk sind, sondern im Laufe des Mittelalters den Slawen das Land in unaufhaltsam fortschreitender Kolonisation abgerungen haben, und zwar bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz. Freilich sind damit die Deutschen blos in altes deutsches Gebiet wieder zurückgekehrt. Denn die Lugier, die Silingen, welche uns als die ältesten Bewohner Schlesiens genannt werden, sind germanische Stämme gewesen. Von der allen Vandalen eigenen Beutelust getrieben, verließen sie im dritten und vierten Jahrhundert die Heimat und machten nachrückenden Lechen und Tschechen den Platz frei. Schlesien war seit dem fünften Jahrhundert ein slawisches Land. Wie dann sechshundert Jahre später die deutschen Einwanderer aus dem Westen hereinkamen und wie die deutsche Sprachgrenze gegen die slawische allmählich immer weiter vorrückte, das mag man in Weinhold's letzter Abhandlung nachlesen.

Es liegt auf der Hand, daß gar viele von den heute deutsch redenden Bewohnern Schlesiens von undeutscher Abstammung sein müssen; denn die Kolonisten haben die Slawen weder mit Feuer und Schwert vertilgt noch zum

Verlassen des Landes genöthigt, sondern sie friedlich in sich aufgehen lassen. Man darf die Frage aufwerfen, ob nicht das polnische Idiom, bevor es unterging, irgend welche Einwirkungen auf das siegreiche Deutsch geübt hat. Eine Untersuchung der schlesischen Mundarten wird auch hierauf ihr Augenmerk zu richten haben. Im ganzen, darf man sagen, ist der Einfluß nicht sehr bedeutend gewesen, und die Mischung des Schlesischen mit polnischen beziehungsweise tschechischen Bestandtheilen ist sehr mäßig. Es geht ja sonst bei der Berührung zweier Sprachen nicht immer so harmlos ab; man denke an die des Normannischen und Angelsächsischen, deren Ergebniß das Englische war. Vielleicht ist die eigenthümliche Betonungsweise schlesischer Mundarten slawischem Einflusse zuzuschreiben; vielleicht ist auch die eine und die andere syntaktische Fügung nach fremdem Muster gebildet. Am leichtesten kenntlich sind einige Fremdwörter, die indessen im Schlesischen viel weniger zahlreich zu sein scheinen als in den andern östlichen Mundarten Deutschlands, die entweder auf slawischem Boden sich angesiedelt haben oder noch heut in dauernder Berührung mit Slawen sind. Auch in Schlesien sind solche Eindringlinge an der Grenze des polnischen Sprachgebietes häufiger als anderswo. Es sind ja damit nicht solche slawische Wörter gemeint, welche allgemein deutsches Eigenthum geworden sind, wie z. B. unser „Grenze", das aus dem polnischen granica stammt, aber schon frühzeitig vom Osten her seinen Weg weiter gefunden hat. Aber Ausdrücke wie Plauze, Kriewatsch, Prenzel, Kretscham, Tschipprine, Grautschke, Komurke, Kalluppe sind unzweifelhaft polnische Bestandtheile des schlesischen Wortschatzes, während das sehr bekannte Boblatsche eine Anleihe aus dem Tschechischen ist. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß die polnischen Aus-

drücke gegenüber sinnverwandten deutschen häufig den Nebenbegriff des Schlechteren, weniger Geschätzten haben; der Grund liegt ja leicht zu tage. So ist Nusche ein schlechtes Messer, Kalluppe ein baufälliges Haus; die entsprechenden slawischen Wörter bedeuten einfach Messer und Bauernhütte. Manches merkwürdige Wortschicksal ist geeignet unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So ist Pinunse für Geld in Schlesien verbreitet; das stammt aus dem polnischen pieniądze, dieses selbst aber ist in alter Zeit von den Slawen aus dem deutschen Pfenning entlehnt worden — also eine Rückwanderung wie bei den bekannteren französischen Beispielen Bivouac, Boulevard. In meiner Heimat wenigstens braucht man Paputschen für Hausschuhe; dieses Wort ist zunächst polnisch, seine eigentliche Heimat liegt aber viel weiter östlich, in Persien, von wo es durch Vermittelung der Türken dem Westen zugetragen worden ist; es hat auf anderem Wege auch Eingang ins Französische (babouche) gefunden. Doch ich will aufhören, solche Einzelheiten aufzuzählen, und blos noch bemerken, daß mir gerade das Wort, welches Herr Weiß zum Titel seines Büchleins gewählt hat, slawischer Herkunft durchaus verdächtig erscheint. Man hat zwar den Stamm des Wortes Klabatschke auch im bayerischen und im niederrheinischen Dialekte wiederzufinden geglaubt; aber die Bildung des Wortes trägt ganz deutlich slawischen Typus, und thatsächlich giebt es im Polnischen ein Wort klapaczka mit der Bedeutung Plaudertasche. Der Stamm wird ja im letzten Grunde ein beiden Sprachen gemeinsamer, lautnachahmender sein.

Man darf nicht behaupten, daß ein paar fremde Verbindungen, wie „sich spielen“ oder „auf etwas vergessen“, und ein halbes Hundert fremde Vokabeln — etwa so viel vermag ich zusammenzurechnen — ausreichen,

um der schlesischen Mundart den Stempel eines Mischdialektes aufzudrücken. Wenn sie trotzdem als ein solcher bezeichnet werden muß, so hat damit das Verhältniß der deutschen Elemente zu den polnischen nicht das geringste zu schaffen. Die Mischung liegt innerhalb der deutschen Elemente selbst. Der Grundcharakter der schlesischen Mundart ist der eines mitteldeutschen Dialekts, der besonders mit dem Ostfränkischen und dem Thüringischen eine Menge besonderer Berührungspunkte zeigt; daneben aber kommt eine ganz beträchtliche Anzahl niederdeutscher Elemente vor und zwar solcher, die nicht etwa in neuester Zeit aus Berlin eingeschleppt worden sind, sondern altes Heimatrecht in Schlesien haben. Solche niederdeutsche Wörter sind Buhne (Flechtwerk zum Uferschutz), Draps (für Schlag, Puff), glupsch (tückisch), happig (gierig), verknusen, belämmern (betrügen), schummrich (dämmrig) und sehr viele andere. Das weist auf eine starke Einwanderung niederdeutscher und niederrheinischer Kolonisten hin, welche der mitteldeutschen vorangegangen sein muß; sie ist ein Glied in der Kette des Kolonisationswerkes, das im zwölften Jahrhundert von der Weser seinen Ausgang genommen und bis nach Siebenbürgen sich erstreckt hat.

Die Zusammensetzung des schlesischen Wortschatzes ist damit noch nicht erschöpft. Wie in allen Mundarten unserer deutschen Lande findet sich auch hier eine Menge romanischer, größtentheils französischer Wörter. Auch die „Breslauer Klabatschke" verzeichnet deren eine beträchtliche Zahl, wie tischkeriren (discourir), verdebuschiren (débaucher), profentiren (profiter), Prutullje (bredouille), vertefentiren (défendre), kuschen (coucher) und so fort. Der Ursprung dieser romanischen Elemente ist mannigfaltig. Vieles stammt aus der französischen oder wenigstens

stark französirten Rede der Gebildeten früherer Zeit her; wie abgetragene Kleider und Kleidermoden der Herrschaften, so haben viele fremde Verbrämungen der deutschen Rede Eingang in den Volksmund gefunden, der nun freilich die schönen Schmuckstücke nicht bloß äußerlich stark entstellt, sondern auch innerlich häufig genug recht entwerthet hat. Gewiß ist nicht selten die Bedientenstube der Ausgangspunkt gewesen, von dem solche französische Wörter den unteren Volksschichten zugekommen sind; noch heute radebrecht die österreichische Aristokratie vielfach einen Jargon, der aus bajuvarischem Deutsch und aus schlechtem Französisch sonderbar gemischt ist. Anderes mag durch die Lanzknechte besonders wohl während des dreißigjährigen Krieges in die deutschen Länder verschleppt worden sein. Hierher rechne ich besonders einige italienische Ausdrücke, wie Spadefantel, das den Buben (fante) des Bastanspieles mit dem Zeichen des Degens (spada) bezeichnete und zur Benennung eines diensteifrigen, wohl auch durchtriebenen Menschen gebraucht wird, oder palaren, polaren für schwatzen, das aus der italienischen Infinitivform parlare in roher Weise herübergenommen ist, wenn es nicht etwa gar das spanische palabra ist, das in der That bis ins Türkische gewandert ist und dort soviel wie Aufschneiderei bedeutet. Ein spanisches Wort kommt sicher im Schlesischen vor: die Tantusse, Rechenpfennige, sind spanisch tantos.

Direkt lateinische Wörter in der Volksmundart verdanken, wo nicht die Kirche ihre Quelle ist, mitunter der übermüthigen Redeweise von Lateinschülern und Studenten ihren Ursprung, wie Jokus, Fibuz, die Kartoffeln in der Pelle; hie und da ist nicht ohne grammatische Kühnheit vorgegangen worden, wie in der merkwürdigen Bildung Kupizen aus cupiditates oder der eigentümlichen Ver-

wendung der Präposition in der Redensart: das Prä haben. Wenn die deutsche Studentensprache einmal der Ehre einer historisch-philologischen Untersuchung theilhaftig werden wird, so wird sich die merkwürdige Thatsache herausstellen, daß sie eine ganze Menge von Ausdrücken mit der deutschen Gaunersprache gemeinsam hat, die ihrerseits, wie man weiß, beim Hebräischen starke Anleihen gemacht hat. Ich vermag an dieser betrübenden Erscheinung nichts zu ändern, kann auch hier auf sie und ihre Gründe nicht eingehen. Aber man wird dadurch hebräische Eindringlinge in der schlesischen Mundart besser verstehen lernen. Ich meine damit nicht Ausdrücke wie „seinen Rebbach machen" oder „Kapruſche machen", welche direkt dem Verkehre mit jüdischen Kaufleuten oder Hausirern verdankt sein können, sondern solche allgemein gekannte, wie kappores, meschugge; auch mis, misrig gehört hierher und hat nicht das geringste mit dem lateinischen miser zu thun. Dagegen sehe ich nicht, wie man Gahnaffe, das etwa so viel wie Maulaffe ist, in seiner Bedeutung mit dem jüdischen ganaw „stehlen", gannew „Dieb", das auch in der Gaunersprache ausschließlich diesen Sinn hat, vereinigen will, und Weinhold wird wohl recht behalten, der es als „Gähnaffe" deutet und auf das ältere Ginaff hinweist. Eine lediglich scherzhafte Umwandlung einer bekannten alttestamentlichen Formel liegt wahrscheinlich vor in „abgemacht, Seefe", das ich mir nur aus „abgemacht, Sela" zu deuten vermag.

Wie man sieht, bewahrheitet es sich auch hier im Kleinen, daß die Wortgeschichte, so kleinigkeitskrämerisch sie auch manchmal aussehen mag, wissenswerthe Aufschlüsse über allerlei kulturgeschichtliche Fragen zu geben vermag. Aus geschichtlich überlieferten Nachrichten wüßten wir nur sehr wenig davon, daß niederdeutsches Blut in den Adern

der Bewohner Schlesiens rollt, wenn nicht die Sprache unwiderlegliches Zeugniß davon ablegte. Gewiß wird durch solche Mischungsverhältnisse, wie sie angedeutet worden sind, die Untersuchung einer Mundart erschwert, und die Anforderungen an die Kenntnisse dessen, der sie darzustellen unternimmt, werden erheblich gesteigert. Aber man hat sich wohl schon ziemlich allgemein von der Vorstellung losgesagt, als gäbe es irgendwo auf der Welt Sprachen und Dialekte, die sich ganz ungestört durch fremde Einflüsse nur nach den ihnen selbst innewohnenden Gesetzen entwickelt hätten. Wo auch nur der geringste Verkehr mit einem Nachbardorf, mit einer Nachbarinsel stattfindet, da sind die Bedingungen für Sprachmischung gegeben; und wo gäbe es Menschen, so vollständig weltentrückt, daß kein Laut von draußen an ihr Ohr schlüge? In unserer Zeit vollends, wo die Menschen allenthalben so sehr durcheinander geworfen werden wie nie zuvor, ist die ruhige Entwickelung auch abgelegenerer Dialekte aufs höchste gefährdet. In die weltfremdesten Alpendörfer strömen im Sommer die Schaaren der Stadtbewohner, und die Söhne des Dorfes selbst bringen aus den Garnisonstädten, in denen sie ihre Soldatenpflicht erfüllen, genug fremde Redeweise mit. Es mag unter solchen Umständen höchste Zeit scheinen, zu sammeln, was noch zu sammeln ist.

Begreiflicherweise häufen sich die Schwierigkeiten, wo es sich um die Mundart einer größeren Stadt wie Breslau handelt; denn hier liegen die Verhältnisse noch viel verwickelter. Die verschiedensten Schichten von Sprechweisen laufen hier nebeneinander und durcheinander. Da sind die gebildeten Stände, die im ganzen die Schriftsprache reden, und unter ihnen wieder besonders das gewöhnlich aus allen möglichen deutschen Gauen zusammengewürfelte

Heer von Beamten, das der Ausbildung einer im ganzen dialektfreien, man könnte sagen heimatlosen Rede ganz besonders günstig ist. Trotzdem wird in diesen Kreisen in familiärer Redeweise manches gesprochen, was nicht schriftdeutsch ist, aber doch allgemein verstanden wird, eine Art Slang, dessen Ausdrücke, wenn auch bei weitem nicht vollständig, Arnold Genthe (Straßburg 1892) zusammenzustellen unternommen hat. Manches, was unsere „Breslauer Klabatschke" für speziell breslauisch hält, gehört vielmehr zu diesem in seinem Ursprunge sehr verschiedenartigen Jargon. Die alteingesessenen Bürgerfamilien der Stadt sprechen im allgemeinen wohl auf Grundlage der alten Ortsmundart, natürlich nicht, ohne daß die mannigfaltigen Einflüsse der Predigt, der Schule, des Gerichts, der Verwaltung und des Verkehrs ihren ausgleichenden Einfluß hier noch stärker geübt hätten als auf dem Lande. Dazu kommen dann die untersten Schichten der Bevölkerung, die ebenso wenig wie jene höchsten ein einheitliches Dialektbild bieten, die Soldaten, die Arbeiter, die Dienstboten, die aus allen Theilen der Provinz in der Hauptstadt zusammenströmen, bis herab zu den zweifelhaftesten Elementen in der Zusammensetzung einer großstädtischen Bevölkerung, deren Redebesonderheiten dem Kriminalbeamten gewöhnlich wichtiger zu sein pflegen als dem Sprachforscher. Alles das durchdringt sich in der merkwürdigsten Weise; hier sinkt ein Wort, eine Redensart von oben nach unten, dort steigt sie langsam von unten nach oben empor.

Wenn ich so schwerfällige Bemerkungen an das leichtfüßige Buch des Herrn Weiß geknüpft habe, so möchte ich nicht mißverstanden werden. Weder glaube ich, daß es einer wissenschaftlichen Behandlung der schlesischen oder im besonderen der breslauer Mundart wohl anstehen würde, wenn sie so aussähe, wie die „Breslauer Klabatsch-

ke", noch will ich andererseits jemanden seine Freude an diesem harmlosen Büchlein verkümmern, das mir selbst, wie ich schon gestanden habe, viel Vergnügen bereitet hat. Der Herr Verfasser hat ja keinerlei sprachwissenschaftliche Zwecke mit seiner Veröffentlichung im Auge gehabt, sondern, wenn ich den vornehmen Ausdruck gebrauchen darf, einen volkspsychologischen. Goethe hat einmal in der Besprechung eines Lustspieles in straßburger Mundart bemerkt: „Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß die in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdruckes bedient, und bei welcher Gelegenheit". Darin liegt etwas Wahres; freilich konnte Goethe nicht ahnen, welch frisches Leben später einmal Schmeller einem so trockenen Dinge wie einem Dialektwörterbuche einhauchen würde. Aber auf jeden Fall wird es immer Menschen geben, die einen Blumenstrauß lieber haben als ein Herbarium.

VII.

Zur Charakteristik der indischen Literatur.

(1888.)

1. Allgemeine Grundlagen.

Ein deutscher Gelehrter hat ein hübsch ausgestattetes, kleines Buch drucken lassen, in welchem er seine Ansichten über den Zusammenhang von Lesen und Bildung mittheilt. In einem Anhange dazu gibt er ein Verzeichniß von ausgewählten Werken aus der Weltliteratur, von denen er es für wünschenswerth hält, daß ein „gebildeter" Mensch sie gelesen haben müsse, ein noch zu „bildender" sie lese. Aus der gesammten Literatur des Orients ist in diese Liste von „Standard books" nur die Bibel aufgenommen worden; auch diese gewiß nicht wegen des literarischen Werthes der in ihr zusammengestellten Bücher, sondern wegen ihrer Beziehung zum Christenthum. Alles, was Araber, Perser, Inder geleistet und hervorgebracht haben — um von den übrigen zu schweigen — ist durch diesen Machtspruch von der Kenntnißnahme der Gebildeten ausgeschlossen. Mein verehrter Kollege darf mir nicht zürnen, wenn ich, dem sein anregendes Schriftchen sonst sehr gut gefallen hat, in diesem Punkte anderer Meinung bin als er. Wer ein tieferes Verständniß für den Zusammenhang der gesammten Kulturentwickelung

bis auf den heutigen Tag gewinnen will, der darf vor der Scheidewand nicht stehen bleiben, welche der Islam zwischen der Welt des Occidents und der des Orients aufgerichtet hat. Seit uralter Zeit sind dem Abendlande von Osten her eine Fülle von Anregungen zugekommen, welche im ganzen wie im einzelnen befruchtend auf unser geistiges Leben eingewirkt haben. Die leuchtende Gestaltenfülle des altgriechischen Götterhimmels ist nicht ohne den ausgedehntesten Einfluß orientalischer Anschauungen zu Stande gekommen, und die Fäden zu dem muthwilligen Gewebe des Dekamerone sind im Orient gesponnen. Faust bannt die Geister mit Formeln, welche orientalischer Aberglauben ersann, und nicht lange vor seinem Tode hat Bodenstedt eine Dichtung veröffentlicht, deren Stoff vor langer Zeit zum ersten Male durch die Einbildungskraft eines indischen Dichters gestaltet wurde. Und wer slowenische und tschechische Dichter — man verzeihe das harte Wort — in sein Verzeichniß aufnahm, durfte Kâlidâsa und Firdusi nicht auslassen. Es ist freilich für den Abendländer nicht leicht, der Gedankenwelt des Orients Verständniß entgegen zu bringen. Aber wirkliche Bildung erwirbt sich überhaupt nicht spielend, sondern in ernster Arbeit. Wer darf sich rühmen, an der Göttlichen Komödie wirkliches Gefallen gefunden zu haben, der nicht das Geistesleben des christlichen Mittelalters vorher zu erfassen versucht hat? Dante selbst wagte sich nicht ohne die Führung Virgil's und Beatrice's in die Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies; ohne Führer Dante näher zu treten, ist ein Unding. Die Lyrik des schönheitbegeisterten Hafis liegt unserem modernen Empfinden näher als die des Petrarca, obwohl jener zu Allah betete und von Rom und Griechenland nicht das geringste wußte; aber er trägt die Züge einer allgemeineren, freieren

Menschlichkeit, durch keinen Schulzwang beengt, freilich auch von keiner starken Individualität getragen.

Unter den Kulturvölkern des Orients sind zwei, welche zu der arischen Sprachenfamilie gehören, die Perser und die Inder. Man weiß, wie das Bekanntwerden mit der Sprache der indischen Literaturdenkmäler den ersten Anstoß zu Untersuchungen gegeben hat, aus denen sich die Verwandtschaft der bei uns gewöhnlich mit dem Namen der indogermanischen bezeichneten Sprachen mit unzweifelhafter Sicherheit herausgestellt hat. Sprachverwandtschaft ist gewiß viel, aber sie ist nicht alles, und sie beweist vor allen Dingen gar nichts für den ursprünglichen ethnologischen Zusammenhang verschiedener Völker. Eine Sprache kann von einem Volke gänzlich anderer Herkunft angenommen werden; die ethnologische Einheit der arische Sprachen redenden Völker ist durch diesen Umstand allein nichts weniger als bewiesen. Der blonde Germane und der dunkle Hindu brauchen ursprünglich einander nicht näher gestanden zu haben als der Sohn Albions und der englisch redende Neger. Man überschätzt heutzutage die Bedeutung der Sprache, wenn man sie als einziges Kennzeichen des Volksthums betrachtet. Aber allerdings wird die Sprache von dem größten Einfluß auf das Denken und somit auf das geistige Schaffen der Menschen, welche sie reden, und die auffallende Uebereinstimmung in der geistigen Entwickelung der Völker arischer Zunge wird dadurch ausreichend erklärt. Unter allen arisch redenden Völkern sind die Inder die eigenartigsten Wege gegangen. Es war wie ein Blick in eine geträumte Märchenwelt, als man gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch das von den Engländern weit geöffnete Thor in das Land und seine Zustände hineinsehen konnte. Hatte doch schon dasjenige, was Alexanders des Großen

Begleiter und Geschichtsschreiber in flüchtiger Umschau dort bemerkt hatten, wie eine Zaubermär durch die Jahrhunderte geklungen. Und nun war es doch Wahrheit, ja sogar noch viel mehr. Wie Vasko, in Selikas Heimat gestrandet, das „Land so wunderbar" in staunendem Entzücken ansingt, so konnte man sich vor Bewunderung und Verwunderung nicht fassen vor der Pracht der Tempel und Paläste, vor den weisen Priestern und den abgeschmackten Götterfratzen, vor den bis in den Tod treuen Gattinnen und den ausgelassenen Bajaderen, vor der strengen Ständegliederung des Brahmanenthums und vor der alles gleichmachenden Lehre des Buddha. Man sah ein Land mit den maßlosesten Formen üppigen Naturlebens, mit dem fabelhaften Reichthum der Städte, dem prunkvollen Despotismus orientalischer Höfe, der grausamsten Verachtung des Menschenthums im Paria, und dazwischen das ernste, melancholische Hinduantlitz, tief nach innen gekehrt, abgewendet von den vergänglichen Erscheinungen dieser Welt, die Stirn gezeichnet mit hoffnungslosem Pessimismus. Wie waren diese seltsamen Gegensätze geworden?

Es war ein frisches und jugendkräftiges Volk, das aus der Urheimat der Arier in das Fünfstromland einzog und von dort aus in siegreichem Vordringen das Indus- und Gangesgebiet sich unterwarf. Galt es doch, in langsamem Kampfe der eingesessenen Bevölkerung den Boden abzuringen; darum tönt gar manches Lied von Schlachtruf und Bogenschuß, und Gott Indra, der selber mit seinem Blitzstrahl die tückischen Dämonen niederschmettert, wird vorwiegend angerufen, Heil und Sieg zu verleihen über den Feind. Und wenn der Friede die wogende Saat gedeihen läßt, dann steht der Hausvater mit den Seinen um den Altar und fleht zum Frühroth

oder zur Sonne, daß sie Segen verleihe ihm und den Seinigen und seinem ganzen Besitze. Leicht erkennen wir die Familienähnlichkeit mit dem Germanen, welcher die römischen Grenzwälle zerbricht, mit dem römischen und umbrischen Bauer, der zur Lustration um das Feld wandelt, den Semo Sankus anrufend oder den Dius Grabovius.

So war dieses Volk lange Zeit, lange Jahrhunderte, wenn wir wollen, denn durch den Urwald altindischer Geschichte führen nirgends sichere Pfade der Chronologie. Aber bald vollzieht sich ein Wandel. In der feuchten und üppigen Tropennatur reist der Mensch rasch heran wie die Pflanze, aber rasch, wie diese verwelkt, erschlafft auch er an Seele und Leib. Und in diese schwüle Luft ist niemals ein belebender Hauch von außen eingedrungen. Die anderen arischen Stämme haben sich durch die Berührung mit fremder Kultur frisch zu erhalten verstanden und sich so zu gesundem und erfreulichem Leben entwickelt. Semitisches und iranisches Wesen haben sich hellenischem vermählt, das freie wie das besiegte Griechenland hat den Italikern nährende Elemente zugeführt, aus den Resten antiker Kultur sogen die Romanen und Germanen des Mittelalters neues Leben, und wo der Slawe kein Barbar mehr ist, da verdankt er dies der Anlehnung an deutschen Geist. Nicht so in Indien. Als der mazedonische Alexander die lange verschlossenen Pforten dieses Wunderlandes aufsprengte, da hatte der indische Volksgeist bereits den schmerzlichen Zug von Kranksein und Leiden, der ihm aufgeprägt geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Auf immer dahin war die Thatkraft und freudige Schaffenslust der vedischen Zeit, und in ungesundem Quietismus verkümmerten die besten Kräfte. Mitten zwischen kämpfenden Heeren bestellte der Bauer

seinen Acker, und der griechische Berichterstatter erblickt einen sinnigen Zug des fremden Volkslebens darin, denn er sei ja der gemeinsame Wohlthäter von Freund und Feind. Nun, als der Punier ins Land fiel, da warf Cincinnatus die Pflugschar weg und wurde Diktator. Aber der Inder hatte sich längst abgekehrt von allem, was sonst dem Leben eines Volkes Inhalt und Werth verleiht. Die Arbeit für den Staat, der Kampf um das Recht, das Streben nach Freiheit waren Interessen, die er nicht mehr kannte. Fest und unverrückbar war alles in Brahmas Weltordnung eingeschlossen. In der Hand des Königs war alles Volk, der König aber in der Hand des Priesters, des Brahmanen. Denn die ganze geistige Arbeit, die in Indien gethan wird, dreht sich um einen Mittelpunkt, um das Opfer. Und das Wissen von dem Sinne des heiligen Opferwerkes hat allein der Brahmane.

Es ist ein langer Weg, auf dem der Inder dahin gelangt ist, daß ihm alles Wollen und Handeln gelähmt ist vom Denken. Altes und neues hat sich in der Brahmanenreligion seltsam vermischt. Die alten vedischen Naturgottheiten sind mit eingeschmolzen in eine phantastische Symbolik, die maßlos und ungeheuerlich, wie die Naturerzeugnisse der Tropenwelt, alles überwuchert. Die höchste Kühnheit metaphysischer Spekulation ist gepaart mit einem Triebe zu wüsten und abenteuerlichen Träumereien, dem aller Sinn für das, was ist, abhanden gekommen ist. Mysterien ohne Zahl sind in dieser Atmosphäre geboren worden, Symbol häuft sich auf Symbol, neue Götter entstehen und neue Zaubermächte, wohin das Denken sich wendet, das zuletzt zur Aberweisheit wird, welche alles weiß und alles erklärt. Und in dieser Welt der Mysterien und Symbole lauern zahllose Feinde, dem Auge des Nichtwissenden verhüllt; wissend aber ist nur

der Brahmane, er kennt Spruch und Spende, die ihm Gewalt geben über all das feindliche Treiben.

Vom Opferwerk unzertrennlich ist das heilige Wort, und die geheimnißvolle Kraft, die dem Wissen vom heiligen Wort innewohnt, ist das Brahman. Dieser Begriff drängt sich allmählich an die Spitze der ganzen indischen Weltanschauung, und er fließt zusammen mit dem Atman, dem Urgrunde alles Lebens; Atman und Brahman werden eins. Ein jedes Volk schafft sich seine Gottheit nach seinem Bilde. Dieses gestaltlose und farblose, in sich ruhende Eine, das der Mensch nicht liebt und nicht fürchtet, zu dem er kein Loblied und kein Gebet emporsendet, ist die eigenste Schöpfung indischen und nur indischen Geistes. Neben der Einheit des Atman aber steht die Welt der Vielheit. Vollkommen ist nur der Atman. „Er ist über Hunger und Durst, über Kummer und Wirrsal, über Alter und Tod hinweg"; hienieden aber hungert und dürstet man, man wird alt und man stirbt. „Wie die Sonne, des Weltalls Auge, fern und unberührt bleibt von aller Krankheit, die das menschliche Auge trifft, also bleibt der Eine, der Atman, der in allen Wesen wohnt, fern und unberührt von dem Leiden der Welt." Hier steht dieses Wort zum ersten Male, das seitdem von Denkern und Dichtern bis zum Uebermaß wiederholt worden ist bis in die jüngste Zeit. In dem Augenblicke, wo das indische Denken bei dem Begriffe des Atman anlangte, ward auch der indische Pessimismus geboren.

Die Gewalt des Todes aber ist nicht mit einem Schlage erschöpft. Von Existenz zu Existenz wird die Seele gejagt, um immer wieder dem Untergange anheim zu fallen, und in dieser Vorstellung von der in endloser Reihenfolge sich wiederholenden Erneuerung und Ver-

nichtung, in der Lehre von der Seelenwanderung, liegt die grauenhafteste Konsequenz des aberwitzigen, von dem Boden realer Thatsachen gänzlich losgelösten indischen Denkens. Dieser Gedanke vom Leiden der Welt, in welchem das Individuum in ewigem Kreislaufe umher getrieben wird, mußte naturgemäß das Streben nach Erlösung aus dem ziellosen Wechsel von Geburt und Sterben erzeugen. Auch die brahmanische Spekulation hat sich dieses Gedankens bemächtigt. Die Seele wandert ohne Aufhören durch die Welt des Todes, so lange sie getrennt ist von dem Brahman; soll die schreckliche Wanderung aufhören, so muß sie eingehen in das Brahman, muß sich mit demselben als ihrer wahren Wesenheit verbinden. Dahin zu führen vermag keine That, denn jeder That, auch der besten, haftet Endlichkeit an, und des Endlichen Lohn kann nur ein endlicher sein. Und darum ist der Grundgedanke brahmanischer Ethik der, daß Sittlichkeit nicht handelndes Gestalten der Welt ist, sondern Sichloslösen von der Welt. In die Tiefen des eigenen Wesens schaut, wer nach der Erlösung trachtet, daß sein eigenes Ich sich ihm als das ewig Eine offenbare; und der Brahmane läßt von Hab und Gut, von Weib und Kind, um heimatlos als Bettler durch die Welt zu ziehen und die Erlösung zu finden.

Aus solchen Bedingungen ist aber auch die Gestalt des Prinzen Gotama erwachsen, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung allen fürstlichen Glanz von sich abthat und als predigender Wandermönch das Evangelium von der Welterlösung verkündigte. Buddha, das heißt: der Erwachte, der Erkennende, so nannten ihn seine Jünger als Ueberwinder des Irrthums, als Erkenner der erlösenden Wahrheit. Auch der Buddhismus ist aufgebaut auf dem Grunde des

indischen Pessimismus. Die Anschauung vom Leiden des Daseins liegt seinem gesammten Gedankenkreise zu Grunde. Er will den in Leiden versunkenen Menschen sein Leiden verstehen lehren und ihm den Weg zur Aufhebung desselben zeigen. In raschem Siegeslaufe gewann der Buddhismus einen großen Theil Indiens; aber schließlich erlag er hier, in seiner Heimat, der Gegenreformation des Brahmanenthums, während seine Apostel den Buddhaglauben über Meer und Berge, durch Wüsten und Schneefelder zu Nationen trugen, deren Namen dem Stifter niemals zu Ohren gekommen war. Der Buddhismus ist die größte und edelste Schöpfung des indischen Geistes; freilich trägt auch er in seiner krausen und verworrenen Dogmatik den Fluch, der auf allem indischen Wesen lastet.

Es war ein jahrhundertelanger Kampf, aus welchem endlich das Brahmanenthum als Sieger hervorging, aber nicht ohne dabei selbst tiefgreifende Aenderungen zu erfahren. Die Priester erkannten, daß der blasse, gänzlich abstrakte Schemen des Atman-Brahman dem tieferen Herzensbedürfniß des Volkes auf die Dauer nicht genügen konnte. So stiegen sie hinab zum Volke und befreundeten sich mit verschiedenen kleineren Göttern, die längst bei einzelnen Stämmen des Gangeslandes ehrfürchtige Verehrung genossen. Sie wurden in den brahmanischen Gesichtskreis emporgehoben, umgeschmolzen und miteinander vereinigt, und so ist die mächtige Gestalt des Gottes Vischnu geworden, der schon zur Zeit Alexanders als bedeutendste Erscheinung im indischen Kultusleben gebietet.

So ist die allgemeine Anlage, aus welcher heraus das geistige Leben Indiens und somit auch seine Literatur verstanden werden kann. Sie hat in dem geistvollen Buche Oldenbergs über Buddha eine glänzende Darstellung gefunden, an die wir uns im Vorstehenden vielfach an-

lehnen konnten, und sie ist auch in den Vorlesungen Leopold von Schröders über indische Literatur und Kultur (Leipzig, 1887) in eingehender Weise dargestellt worden.

---

2. Der Veda.

Als auf dem Wege über England das erste von indischer Literatur in Deutschland bekannt wurde, waren dies späte Erzeugnisse des indischen Mittelalters. Es war die Poesie der indischen Renaissance, wie Max Müller diesen Zeitraum getauft hat, welche damals das allgemeine Entzücken der literarischen Stimmführer erregte. Man kennt das zum Ueberdruß zitirte, ohne Zweifel viel zu überschwängliche Epigramm, mit welchem Goethe die Uebersetzung der Sakuntala begrüßte; bis in sein spätes Alter ist der größte deutsche Dichter dieser Jugendliebe treu geblieben, noch als Greis rechnet er diese Dichtung unter die schönsten Sterne, die seine Nächte vorzüglicher machten als seine Tage. Durch Heinrich Heine, welcher bei Schlegel in Bonn Sanskrit trieb, sind die Lotusblumen und die frommen Gazellen in der deutschen Lyrik Mode geworden; auch der König Visvamitra ist mehr durch ihn als durch Franz Bopp dem deutschen Publikum bekannt geworden. Rückert, dem wir einige meisterhafte Uebersetzungen indischer Literaturwerke verdanken, bewegte sich ausschließlich auf dem Boden dieser späten Kunstdichtung; gerade die Künsteleien der spätesten Erzeugnisse indischen Geistes reizten ihn zur Nachahmung und wetteifernden Nachdichtung. Nicht anders war es in der Philosophie. Gerade das späteste wurde hier zuerst bekannt, und es spricht gewiß für die unverwüstliche Lebenskraft des indischen Denkens, das in aller aber=

witzigen Scholastik nicht ganz untergegangen war, daß eine ungemein schlechte lateinische Uebersetzung, welche Anquetil Duperron nach einer persischen Uebertragung der späten Upanischaden anfertigte, Schopenhauer mit der denkbar größten Begeisterung erfüllte. „Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die auf der Welt möglich ist", schrieb er darüber in den „Parerga und Paralipomena", „sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein". Es war eine Täuschung, wenn man glaubte, in den Upanischaden eine Art Urweisheit, in den indischen Dramen eine Art Urpoesie der Inder vor sich zu haben. Nach und nach sind die Schätze der alten traditionellen Literatur der Inder, lange Zeit von den Priestern sorgsam vor den Fremden behütet, uns zugänglich geworden. Wir haben die vedische Literatur kennen gelernt und damit erst den Schlüssel für ein Verständniß der Entwickelung des indischen Geistes in die Hand bekommen. Die Thätigkeit der Sanskritphilologie, welche an fast allen deutschen Hochschulen gegenwärtig ihren Vertreter hat, dreht sich vorwiegend um die immer größere Vertiefung im Verständniß des Veda.

Was ist der Veda? Der Veda ist kein Buch, sondern eine Literatur. Eine Literatur etwa wie die Bibel zusammen mit Mischna und Talmud. Fast ein ganzes Jahrtausend hat daran geschaffen, Buch ist auf Buch gehäuft worden, Auslegung auf Auslegung, man hat kurzes und deutliches zu unerträglichem Wortschwall und kaum zu verstehender Dunkelheit auseinander gezerrt und dann wieder zu schier geheimnißvollen Formeln extrahirt und destillirt; tiefstes Nachdenken und unheimlicher Aberwitz haben durch lange Jahrhunderte gesonnen und gegrübelt, bis das zu Stande gekommen ist, was die Inder den Veda nennen. Der ganze Gang des indischen Geistes-

lebens, wie wir ihn im ersten Artikel zu zeichnen versuchten, spiegelt sich in dieser riesigen Sammlung heiliger Bücher wieder. Als der fürstliche Büßer anfing, sein Evangelium der Welterlösung zu predigen, da war der stolze Bau bereits vollendet, eine Zwingburg des rechtgläubigen Brahmanenthums. Am Eingang dieser mächtigen Literatur steht die ehrwürdige Liedersammlung des Rigveda. Sie ist das einzige aus derselben, was der allgemein menschlichen Theilnahme würdig ist, aber sie verdient gerade unsere Theilnahme im höchsten Grade. Denn der Rigveda ist das älteste Gesangbuch der indogermanischen Völkerfamilie. Im ganzen Bereich der Weltliteratur läßt sich nur ein Buch mit ihm vergleichen, das ist die Psalmensammlung des alten Testaments. Aber es ist zwischen beiden so viel Unterschied, wie zwischen arischem und semitischem Geiste überhaupt. Es ist möglich, daß uns die Psalmen näher stehen und mehr Widerhall in unseren Herzen finden als die Lieder der indischen Urzeit; das Christenthum hat ja viel semitisches Vorstellen und Empfinden in uns verpflanzt. Aber trotzdem liegt nicht der Psalter, sondern der Veda den Grundlagen unseres religiösen Empfindens näher. Den kühnen Schwung der Phantasie, die sinnlich glühende Hingebung, das ekstatische Sichhineindrängen und Aufgehen in der Gottheit, zusammen mit üppiger Bilderpracht des Ausdrucks, das alles dürfen wir im Veda nicht erwarten. Hier ist alles tief empfunden, aber einfach und keusch, schmucklos, häufig farblos und nüchtern.

Die vedischen Hymnen sind gute tausend Jahre älter als die Psalmen. Zu einer Zeit, als Griechen und Italiker, Germanen und Slawen noch in völlig vorhistorischem Dunkel umherwanderten, da sind am Ufer des Indus diese Schöpfungen einer alten Gottesverehrung bereits von

Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden; und als am Gestade des ägäischen Meeres das ionische Heldenlied in Blüthe stand, da war diese alte Liedersammlung bereits in der heute noch vorliegenden Gestalt abgeschlossen. Ich habe den Veda ein Gesangbuch genannt. Er hat alle Mängel eines solchen. Sein Inhalt ist nicht gar reich an Abwechslung. Sehr viele Lieder wiederholen dieselben Gedanken in unermüdlicher Breite, und der Gedankenkreis ist an und für sich kein weiter. Die Verfasser waren nicht alle in gleicher Weise zum Dichten geschickt; viele Lieder sind weniger als mittelmäßig, sie sind schlecht. Und wer den Rigveda mit der Erwartung in die Hand nimmt, darin eine leichte Unterhaltung zu finden, der wird sich sehr enttäuscht finden, er wird sich langweilen, er wird aufhören zu lesen. Trotzdem hat der Veda ein hohes, allgemein menschliches Interesse. Nach dem schönen Ausdrucke Max Müller's, der fast sein ganzes Leben diesem Literaturdenkmale gewidmet hat, können wir hier zum ersten Male in der Weltgeschichte den Schlag eines Menschenherzens belauschen. Wohl sind die Hieroglyphen auf den Tempelwänden von Karnak und Luksor, wohl sind die Keilinschriften der Ruinen von Ninivey und Babylon gleichaltrig, zum Theile vielleicht älter als die vedischen Lieder. Aber sie sprechen uns nur von Königen und Städten, von Krieg und Schlacht, von Gefangenen und Toten, von Sieg und Eroberung. Wir lernen aus ihnen sehr viel merkwürdige Dinge, nur nicht, wie es innerlich in den Menschen aussah, die alle diese schönen Thaten vollbrachten. Anders im Veda. Der Indolog möchte gern, daß mehr von der Geographie und Geschichte des alten Indien darin stände, als wirklich der Fall ist. Aber dafür erzählen uns diese Lieder von dem Hoffen und Fürchten, dem Glauben und Zweifeln, dem Wünschen

und Verlangen der Sänger, die sie gedichtet, der Frommen, die sie gebetet haben.

Die Gefühle sind einfach und die Wünsche bescheiden. Ob die Morgenröthe wieder erscheinen werde, das beunruhigt am Abend den Menschen, wenn die dunkle Nacht die Fluren einhüllt und unholdem Treiben Vorschub leistet. Und wenn sie kommt, die strahlende Göttin, dann steigt ein Dankgebet zu ihr empor, zugleich mit manchem Wunsche für den beginnenden Tag. Und dann kommt die Sonne, und der Fromme betet zu ihr um Gut und Wohlfahrt, um Reichthum an Heerden und Kindersegen, um Sieg über die Feinde, um Gesundheit und langes Leben. So vergehen die Tage in stiller Einförmigkeit, aber in immer neuem Erstaunen über die Wunder der Natur und immer neuer Dankbarkeit dafür. Denn erstaunt ist der Mensch noch darüber, daß der Sonnenball nicht herabfällt aus seiner Höhe, da er doch nirgends unterstützt noch festgeknüpft sei. Und wenn ein deutsches Kinderlied fragt: „O sage mir, wie geht es zu, giebt weiße Milch die rothe Kuh?“ — so hat dieselbe Thatsache auch den Weisen dieser indischen Urzeit mehrfach Kopfzerbrechen verursacht. Und vor allem ist es das Gewitter, das immer von neuem ehrfürchtige Schauer und begeisterten Dank in der Brust des Menschen weckt. Der Wolkendämon hat die milchspendenden Kühe gestohlen und hält sie gefangen in seiner Höhle. Aber Indra zerschmettert diese mit dem Donnerkeil und streckt den Dämon zu Boden, und segensreich und befruchtend ergießt sich das Naß auf die Erde. In nicht endenden Variationen wird ihm der Dank für diese That gesungen, und der Beter opfert ihm den berauschenden Somatrank, daß er sich daran stärke zu dem gewaltigen Kampfe.

Eine vielgestaltige Götterwelt bewegt sich in diesen

Liedern auf und ab, Götter des Himmels und des Luftraumes, der Erde und der Unterwelt, Sonne und Morgenröthe, Feuer und Wind, die meisten halb erst Gottheit, halb noch vergöttlichte Naturerscheinung. Alles in allem ein ausgebildeter Polytheismus, aber doch nicht in den Formen eines fest gegliederten Götterstaates, wie im griechischen Olymp, mit scharf abgegrenzten Befugnissen und monarchischer Spitze. Derjenige Gott ist dem Sänger jedesmal der höchste, an den er sich gerade mit einer Bitte wendet, sei es der Feuergott Agni oder der Drachentödter Indra oder Varuna, der Allumfasser, der Allerhalter. Dieser Gott wird von dem betenden Dichter jedesmal mit aller Inbrunst umworben, auf ihn wird alles Gute und Bedeutende gehäuft, von ihm alles Segens Erfüllung erfleht und erhofft, so daß neben ihm die Gestalten der anderen Götter arg verblassen. Es ist das kein Monotheismus, aber eine Tendenz zum Monotheismus, welche Max Müller mit dem Namen Henotheismus bezeichnet hat. Und in den späteren Liedern des Rigveda drängt sich in diese naive Anerkennung der Vielheit mit praktischer Verwendung der Einheit bereits philosophischer Zweifel und das Suchen und Fragen nach einem wirklich Einen und Höchsten. Hier sind die Anfänge des religiös-philosophischen Denkens der Inder. Es giebt ein schönes Lied im zehnten Buche, das man jenem Altar verglichen hat, welchen der Apostel Paulus in Athen „dem unbekannten Gotte" aufgerichtet fand. In diesem Liede forscht der Dichter mit tiefer Sehnsucht nach dem Keime und Schöpfer alles Lebens und aller Welten:

„Am Anfang entfaltete sich ein goldener Keim, es war der eingeborene Herr alles Gewordenen; er stützte die Erde und diesen Himmel — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Er, der den Odem verleiht und Kraft spendet, dessen Gebot alle Götter ehren, dessen Schatten die Unsterblichkeit und der Tod sind — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Der mit Macht König geworden ist über alles, was da athmet, was die Augen bewegt und sich regt, der da herrscht über zweifüßige und vierfüßige Wesen — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Dessen Macht diese Schneegebirge, das Meer sammt dem Ozean anerkennen, dessen Arm diese Himmelsgegenden sind — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Durch den der gewaltige Himmel und die feste Erde, durch den der Aether und das Firmament gefestigt sind, der in den Lüften den Dunstkreis durchmißt — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Als die gewaltigen Wasser in das All strömten, den Keim empfangend, das Feuer gebärend, da entfaltete er sich, der Eine, der Lebenshauch der Götter — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?"

Und ein anderer Dichter geht mit kühner Frage noch über dieses eine, anfängliche Schöpferwesen hinaus: „Diese Schöpfung, woher ist sie geworden, ward sie geschaffen oder nicht? Er, der im höchsten Himmel waltet über dieser Welt, der weiß es wohl — oder weiß auch der es nicht?"

Das sind Gedankengänge, welche direkt zu der späteren Spekulation der indischen Scholastik führen. Und überhaupt kann es nicht genug betont werden, daß wir uns auch im Rigveda durchaus auf dem Boden spezifisch indischen Geisteslebens befinden. Die Sänger, welche diese Lieder geschaffen haben, waren keine beliebigen Männer aus dem Volke, welche der Geist antrieb, von dem, was

ihre Brust bewegte, zu singen und zu sagen, sondern es waren Priester, welche in den Schranken bestimmter Ideenkreise und bestimmter Tendenzen dichteten. Daher die Einförmigkeit des Inhalts, daher die vielfache Dunkelheit von Stellen, welche wahrscheinlich keine Erklärungskunst jemals befriedigend deuten wird. Die Absonderung des Priesterstandes von dem Gedankenkreise des übrigen Volkes, in den späteren Perioden der indischen Geschichte immer unnachsichtlicher durchgeführt, beginnt schon in dieser ältesten vedischen Zeit. Und darum kann vor einem verhängnißvollen Irrthum nicht nachdrücklich genug gewarnt werden. Man hat den Veda vielfach zur Aufklärung über die primitiven Religionszustände unseres indogermanischen Urvolks benutzen wollen; man hat in ihm Auskunft über das ursprüngliche Wesen griechischer und germanischer Gottheiten gesucht. Nichts kann falscher sein. So wenig wie das Sanskrit die Mutter unserer arischen Sprachen ist, so wenig ist der Veda der Vater der arischen Mythologien. Der Veda steht zwar am Anfang der indischen Literatur, aber nicht am Anfang des indischen Lebens. Die Kulturzustände, die wir aus ihm erschließen können — man übersieht sie am besten in Zimmer's „Altindischem Leben" — sind bereits die einer relativ hohen Zivilisation. Sie sind jedenfalls durch einen bedeutenden Zeitraum von dem Anfang der Sonderexistenz des indischen Volkes, durch einen noch bedeutenderen von der gemeinsamen indogermanischen Periode getrennt. Der hohe Grad von Kultur, welchen man früher in überschneller Verwerthung linguistischer Ergebnisse unserem Urvolke zuschrieb, hat sich bei näherem Zusehen als ein blasses Truggebilde erwiesen. Der Indogermane stand auf keinem anderen Standpunkte als die Naturvölker, welche noch heute unter unseren Augen in primi-

tiven Zuständen dahinleben; und wie wir für sein technisches Können keinen anderen Maßstab haben als die Fertigkeiten eben dieser „Wilden", so gewiß auch nicht für sein religiöses Empfinden. Nimmermehr dürfen wir ihm ein so veredeltes, ja zum Theil raffinirtes Götterbewußtsein zuschreiben, wie es uns in den vedischen Liedern entgegentritt. Daher kommt es, daß wir — abgesehen von allgemeinen Begriffen, wie Himmel (Zeus) und Morgenröthe (Eos) — keine einzige Göttergestalt mit Sicherheit als gemeinsam griechisch und vedisch nachweisen können. Alle Versuche, mit denen man sich in dieser Beziehung abgemüht hat, sind mit den allerbedenklichsten Gebrechen behaftet. Das hat erst jüngst das schöne Buch von Gruppe überzeugend zur Anschauung gebracht. Und selbst mit dem Volke, mit welchem die Inder, wie die Sprachen beweisen, noch geraume Zeit nach der Ausscheidung aus dem Urvolke in Gemeinschaft gelebt haben, steht es in Beziehung auf religiöse und mythologische Uebereinstimmung nicht viel besser.

Wenn sich auf diese Weise manches, was man aus dem Rigveda hat herleiten wollen, als eitel erweist, so büßt er doch damit nichts von seinem hohen Werthe ein für alle, welche die allgemeine Entwickelung des Menschengeistes in der Sonderentwickelung der Volksindividualität zu erfassen bestrebt sind. Und darum sind ihm auch unter uns mehr Leser zu wünschen, als er bis jetzt gefunden hat. Als Ganzes freilich wird er den meisten ungenießbar sein. Wer ihn nicht zum Zwecke spezieller Studien braucht — und für diesen ist es unerläßlich, ihn im indischen Original zu benutzen — der wird mit der Uebersetzung einer Anzahl besonders charakteristischer Lieder zufrieden sein. Schon im Jahre 1875 haben die Herren Geldner und Kägi eine solche Sammlung von siebzig

Liedern herausgegeben. Dieselbe ist viel gelobt worden, und im ganzen nicht mit Unrecht. Aber sie leidet, wie auch die Verdeutschung des ganzen Rigveda durch den verstorbenen Graßmann, an einem schweren Fehler, an der metrischen Form. Diese Nachbildungen der indischen Versmaße sind von klappernder Eintönigkeit, sie verbrauchen eine Menge überflüssiger Flickwörter und streifen oft genug dem Gedanken den Adel und die Vornehmheit ab. Die einfache Kraft und Fülle der Sprache in den besseren vedischen Liedern, die Keuschheit und Eindringlichkeit ihrer Gedanken wird sich nur in einer guten Prosaübersetzung annähernd wiedergeben lassen. Das beweisen die Stücke, welche Schröder in seinem Buche mitgetheilt hat; ihm ist auch das oben angeführte Bruchstück entnommen. Eine Anthologie aus der indischen Literatur könnte nicht schöner eröffnet werden als mit einer Reihe solcher Uebersetzungen.

Man wird ihnen einige ausgewählte Stücke aus dem vierten Veda, dem sogenannten Atharvaveda, nicht unpassend anschließen können. Dieser, welcher sich nicht überall kanonischen Ansehens erfreut, ist für die vergleichende Volkskunde von großem Interesse. Er enthält eine Menge von Sprüchen gegen Krankheiten und schädliche Thiere, Verwünschungen von Feinden, Gebete für gewöhnliche Vorkommnisse des menschlichen Lebens. Es ist eine Konzession des Priesterstandes an den Volksglauben, wenn diese Dinge mit in den Gottesdienst einbezogen worden sind. Viele dieser Sprüche berühren sich im Inhalt, zum Theil sogar in der Form mit den Segen und Besprechungen, wie sie im Abendlande das Volk seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag gegen mannigfache Krankheit kennt, aber auch zur Hervorrufung von mancherlei Unheil, wie zum Liebeszauber,

verwendet. Man hat hier wohl etwas zu rasch auf gemeinsame indogermanische Abstammung dieser Sprüche geschlossen. Vieles davon kann, wie es thatsächlich von den Deutschen zu Esten und Finnen gewandert ist, in früher Zeit aus dem Orient nach dem Abendlande gebracht worden sein; steht ja doch auch sonst im Orient die Wiege von allerlei Aberglauben und Zauberwesen.

---

3. Kâlidâsa.

Durch einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren ist Kâlidâsa, der hervorragendste Dichter der indischen Renaissanceperiode, von dem Abschluß der vedischen Epoche geschieden. Er lebte im 6. Jahrhundert nach Christus. Es ist noch nicht lange her, daß dies festgestellt ist; früher versetzte man ihn ins erste Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung. Diese Unsicherheit mag eine Vorstellung davon geben, wie schlimm wir im allgemeinen in Bezug auf chronologische Angaben in der indischen Literaturgeschichte daran sind. Bei anderen Völkern werden lange Abhandlungen darüber geschrieben, ob ein Dichter am 10. oder am 11. eines bestimmten Monats geboren sei; hier handelt es sich um die Kleinigkeit von sieben Jahrhunderten. Unter allen Kulturvölkern hat keines einen so vollständigen Mangel an geschichtlichem Sinn wie die Inder. Wir werden darum auch keine fesselnden Mittheilungen über das Leben des Dichters erwarten dürfen Eine kurze Notiz meldet, daß er mit anderen Dichtern den Hof eines Königs Vikrama zierte; dieser König Vikrama gewann im Jahre 544 nach Christus eine Schlacht gegen die Barbaren bei Korur. Der Sieg erschien so wichtig, daß man ihn zum Anlaß einer neuen Zeitrechnung

nahm, deren Anfang man sechshundert Jahre vor demselben ansetzte. Kâlidâsa ist bei uns vorwiegend als Dramatiker bekannt. Die heutzutage wohl mehr bewunderte als gelesene „Sakuntalâ“ hat seinen Namen auch in Kreise getragen, die von indischem Wesen wohl nicht viel mehr wissen. Auch auf unserer Bühne haben seine Dramen eine Auferstehung erlebt. Ich erinnere mich einer Aufführung der Sakuntalâ in einer Bearbeitung des verstorbenen schweriner Intendanten Wolzogen, welche ich als Student im breslauer Stadttheater sah und die, irre ich nicht, das Publikum nicht sonderlich begeisterte. Ganz neuerdings haben jüngere Komponisten sich von seinen Stoffen angezogen gefühlt. Weingartner hat die „Sakuntalâ“ und die „Mâlavikâ“, Kienzl die „Urvasî“ der Opernbühne zu gewinnen gesucht. Das letztere ist begreiflicher als das erstere.

Ein ächtes und wirkliches Drama konnte sich in Indien niemals entwickeln. Dem stand die ganze Weltanschauung des indischen Geistes, wie sie in dem ersten Artikel gezeichnet ist, schnurstracks entgegen. Wo alles Thun und Lassen des Sterblichen unverrückbar in Brahmas Weltordnung eingefügt ist, wo alles, was der Einzelne in der gegenwärtigen Existenz vollbringt und erleidet, sei es gutes, sei es böses, nur das Ergebniß seines Handelns in früheren Existenzen ist, da giebt es keine Sünde und Schuld, welche dämonisch aus des Menschen eigener Brust emporsteigt, da giebt es kein selbständiges Auflehnen gegen die sittliche Weltordnung, keine tragischen Konflikte. Und das große, gigantische Schicksal, dessen erbarmungslose und doch erhebende Gestalt durch die Verse des Aeschylos und Shakespeare schreitet, es konnte dem müden Antlitz des Inders keine Regung von Furcht und von Mitleid ablocken, dem es als selbstverständlich galt, in einsamer

Waldesbuße zur Mumie zusammenzuschrumpfen oder sich von dem Wagen der Göttin zermalmen zu lassen, wenn er hoffen konnte, dadurch in das Nirvâna einzugehen. Darum giebt es im Bereich der indischen Literaturgeschichte keine Tragödie. „Sakuntalâ“ und „Urvasî“ sind romantische Schauspiele, dramatisirte Märchen. Himmel und Erde, Götter und Helden, Nymphen und Einsiedler sind bunt durcheinander gemischt. Aus Indras leuchtendem Göttersitze springt die Handlung auf den einsamen Bußplatz frommer Mönche, aus üppigem Zauberwalde in den schimmernden Königspalast. Der Fluch eines Heiligen löscht in dem Liebenden alle Erinnerung an selige Stunden aus, ein Ring, der, wie der des Polykrates, im Leibe eines Fisches gefunden wird, stellt das Gedächtniß wieder her. Das geliebte Mädchen verwandelt sich in dem Haine, welchen kein Weib betreten darf, in eine rankende Winde, und Baum und Fels geben dem suchenden Fürsten neckende Antwort. Eine bunte Reihe wechselvoller Bilder — die indischen Dramen haben bis zu zehn Akten — welche dem Dekorationsmaler und Theatermaschinisten die verlockendsten Aufgaben stellen, schließt dieses reizvolle Spiel der Phantasie ein, am Schluß lösen sich alle Wirrnisse in Freude und Wohlgefallen. Und über alles dieses ist der Zauber edelster und zartester Empfindung, der Wohlklang einer schönen und vornehmen Sprache gebreitet. So geht das Dramatische im Lyrischen fast völlig auf. Und als Lyriker nimmt Kâlidâsa einen sehr hohen Rang in der Weltliteratur ein. Sein „Wolkenbote“ ist die schönste Klage eines sehnsüchtig Liebenden, welche man lesen kann. Die Empfindung ist bei ihm zwar veredelt, aber noch nicht überfeinert; die Erotik zwar sinnlich warm, aber noch nicht widerlich üppig; die Sprache zwar nicht mehr einfach, aber noch nicht gekünstelt und schwülstig.

Denjenigen Grad von edlem Ebenmaß, der dem indischen Geist überhaupt beschieden war, hat Kâlidâsa erreicht. Seine Nachfolger, selbst der begabte Bhavabhûti, bezeichnen ein Heruntersinken unter dieses Maß. Es liegt auf der Hand, wie diese Stücke gerade in unserer Zeit stoffsuchende Opernkomponisten anlocken mußten. Sie kommen mit ihrer Lyrik der Musik auf halbem Wege entgegen und fordern außerdem zu den gewagtesten Dekorations- und Ausstattungskunststücken geradezu heraus. So hat auch der Kienzl'schen „Urvasi“ die prächtige Ausstattung der Dresdener Hofbühne zu geräuschvoller Theilnahme verholfen. Aber auch dafür hat sich der Komponist bei dem indischen Vorbilde seines Librettisten zu bedanken, daß es der Oper an dramatischem Leben fehlt.

Die Stoffe zu seinen Märchendramen hat der indische Dichter nicht frei erfunden. Sie wurzeln, wie die der großen griechischen Dramatiker, in der Götter- und Heldensage seines Volkes. Von der Liebe der schönen Nymphe Urvasî und des Königs Purûravas weiß schon der Rigveda; die Geschichte von Sakuntalâ tritt uns zuerst als eine Episode in dem großen Epos Mahâbhârata entgegen. Das Mahâbhârata ist das eine von den beiden großen epischen Gedichten, in welchen der Geist des indischen Mittelalters seinen Ausdruck gefunden hat. Es ist in seinem riesigen Umfange — etwa hunderttausend Doppelverse — und in seiner wüsten Formlosigkeit ein ächtes Erzeugniß der über alles Maß hinausstrebenden indischen Phantasie. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, es auf den Umfang zu bringen, in welchem es heute vorliegt. An alte epische Lieder, welche von dem Untergange des heldenhaften Geschlechts der Bharata oder Kurusöhne sangen, haben sich durch immer neue Einschiebungen und Zusätze eine Fülle von Episoden angeschoben, welche schließ-

lich den einheitlichen Bau des Gedichtes völlig zersprengt haben. Alle Kunde der Vorzeit, alles Wissen der Gegenwart ist hier vereinigt worden. Es ist kein Kunstwerk mehr, sondern eine riesige Enzyklopädie. Die schönsten und duftigsten Blüten der Poesie stehen einträchtig neben tiefsinnigster Philosophie, neben langweiliger Gelehrsamkeit, neben abgeschmackter Dogmatik. Wenn die Heere kampfgerüstet einander gegenüber stehen, wird einem der Helden, um ihn zum Vorgehen zu ermuthigen, ein philosophisches Gedicht von achtzehn Gesängen über seine Pflichten vorgetragen. Dasselbe ist freilich einer der schönsten Theile des ganzen Werkes, aber es ist an dieser Stelle unerträglich. Es ist nicht wie in dem bunt verschlungenen Irrgarten des ariostischen Roland, wo wir uns gern und willig auf Seitenwege führen lassen, weil wir wissen, daß auch da Vogelsang tönt und berauschende Blumen blühen, sondern wie in einem Urwald, wo die Hand, die sich mit der Axt durch dichtes Gestrüpp den Weg bahnen soll, bald erlahmt und den Ausweg zu finden schier verzweifelt.

Unter den Episoden des großen Werkes, dessen Anfänge ins zehnte vorchristliche Jahrhundert zurückgehen mögen, dessen Abschluß aber zu der uns vorliegenden Gestalt wohl erst in nachchristlicher Zeit stattgefunden hat, sind zwei ganz besonders berühmt. Die eine, die Geschichte von König Nalas und seiner Gattin Damajantî, ist durch Rückert's schöne, wenn auch etwas gekünstelte Nachdichtung bei uns weit bekannt geworden. Unter den vielen schönen Frauengestalten, welche die indische Dichtung geschaffen hat, ist Damajantî der reizvollsten eine. Dem Gatten, der in sinnloser Spielerleidenschaft Habe und Krone verloren hat, folgt sie in die unwirthliche Wildniß; und als sie hier von ihm verlassen wird, läßt sie doch nicht von ihm in den Schrecknissen der Einsamkeit, in unschuldiger

Verfolgung und grausamer Mißhandlung, bis sie ihn wieder gewinnt und in alles überwindender Liebe ihm verzeihen kann. Ein ähnliches Hoheslied der Gattenliebe und Gattentreue ist „Sâvitrî". Wie ihr vorher gesagt war, stirbt ihr Gemahl nach einjährigem Eheglück. Aber sie macht sich auf, ihn vom Todesgott loszubitten. Immer dringender und rührender wird ihr Klagen und Flehen. Zweimal gewährt ihr Jama alle Wünsche, ausgenommen ihres Gatten Leben. Zum dritten Mal vergißt er, entzückt von ihrer Rede, diese Ausnahme hinzuzufügen, da ist ihr der Gemahl wiedergewonnen. Man vergißt gern, daß dieser schönste Zug der Frauenseele in der indischen Wittwenverbrennung doch wieder ins Fratzenhafte verzerrt worden ist.

Gegenüber dem „großen Lied von den Bharata" hat das andere Epos, das Râmâjana, seine besonderen Vorzüge und seine besonderen Schwächen. Es ist ein einheitlich gedachtes und ausgeführtes Kunstwerk; es ist die bewußte Schöpfung eines einzelnen Dichters, welcher uns Vâlmîki genannt wird. Er dachte nicht gering von sich; „so lange die Gebirge stehn und Flüsse auf der Erde sind, so lange wird im Menschenmund fortleben das Râmâjana", heißt es im Gedichte selbst. In der That ist es wohl das volksthümlichste Gedicht in Indien geworden; in mehrere Volkssprachen übersetzt und in Schauspielen verarbeitet, erfreut es noch heut von der Bühne herab oder aus dem Munde von Rhapsoden das indische Volk. Aber wenn wir im Mahâbhârata, wenigstens in seinen älteren Theilen, noch den frischen und kräftigen Pulsschlag wirklicher Epik fühlen, welcher an Ilias und Nibelungen gemahnt, wenn uns dort Schlachtruf und Bogenwurf noch an das stolze Heldenthum der Jugend des indischen Volkes erinnern, trägt das Râmâjana durch-

weg den Stempel des indischen Geistes in seiner späteren Entwickelung. Der Held ist ein Held der Entsagung, des Gehorsams, der Pflichterfüllung, wie der fromme Aeneas. Ein Zug der Weichheit und Sentimentalität geht durch das Ganze. Und wenn auch diesem Zuge eigenthümliche Schönheiten verdankt werden, so wirkt er doch, durch das Ganze festgehalten, nicht erfreulich und bedeutend.

Aus dem nämlichen Geiste märchenhafter Romantik sind die zwei oben genannten Dramen Kâlidâsas geboren worden. Ueberhaupt ist Indien das Land, in welchem Dichterkünste die allerwunderbarsten Märchen wahr zu machen versuchen dürfen. Die indische Phantasie ist vor allem anderen darauf gestimmt, über alle und jede Schranke von Raum und Zeit sich rücksichtslos hinwegzusetzen. Die Märchen, welche noch heut bei uns im Abendlande in Spinn- und Kinderstube das Entzücken von Groß und Klein sind, sie stammen zum größten Theile aus dem orientalischen Wunderlande, aus dem sie während des Mittelalters auf mannichfachen Wegen zu uns gekommen sind. Und wenn wir auch nicht für jede einzelne dieser Erzählungen die indische Quelle nachzuweisen vermögen, wenn auch bei uns Neuschöpfungen vorgekommen sein können und mögen, so ist doch der ganze Geist, der die Märchendichtung trägt, ein indischer. Auch das Dekorative ist aus Indien bezogen. Dort finden wir die Urbilder unserer Zauberdrehringe und Zauberspiegel, des Tischlein decke dich und der Siebenmeilenstiefel, der magischen Stäbe und der Trommeln, welche Armeen aus dem Boden locken. Es ist ein müssiges Beginnen, für alle solche Wunderrequisiten gleichmäßige Urzeugung bei verschiedenen Völkern annehmen zu wollen. Sie sind zu uns gewandert wie indische Bäume und Pflanzen, wie die indischen Zahlzeichen, wie Schachbrett und Silvesterpunsch. Und nicht nur die

Märchendichtung, auch die italienische Novelle, das französische Fabliau, der deutsche Schwank sind fast durchaus von dem schier unversieglichen Quell indischer Phantasie gespeist worden.

Was die Inder außer dem oben charakterisirten Märchendrama im Gebiete des Schauspiels geleistet haben, fällt so ziemlich alles unter den Begriff des Intriguenstückes. Unter den Kâlidâsa'schen Schöpfungen gehören „Mâlavikâ und Agnimitra“ hierher, von den späteren „Ratnâvalî“ von Sriharscha und „Mâlatî und Mâdhava“ von Bhavabhûti. Alle drei sind jetzt in der wohlgelungenen Uebersetzung Ludwig Fritzes (in Reclams Universalbibliothek) leicht zugänglich. In den indischen Stücken dieser Art finden sich sowohl in der Führung der Handlung als in gewissen typisch wiederkehrenden Figuren Momente, die an das plautinische Lustspiel erinnern. Die Stoffe des Plautus stammen bekanntlich aus der jüngeren attischen Komödie. Und ebenso hat man daran gedacht, jene Anklänge aus einer direkten Einwirkung des griechischen Theaters auf das indische zu erklären. Professor Windisch hat in einem auf dem berliner Orientalisten-Kongreß gehaltenen Vortrag eingehend diesen Einfluß nachzuweisen gesucht; man hätte dabei an die Aufführungen griechischer Stücke an den Höfen der griechischen Könige in Baktrien und im Pendschâb zu denken. Indessen halten die vorgebrachten Beweisgründe näherer Prüfung nicht Stand. Es ist nur eines im indischen Theaterwesen, das gewiß von den Griechen entlehnt ist, das ist der Vorhang; er heißt bei den Indern gradezu Jawanikâ, griechischer Vorhang. Die Charakteristik der Personen in diesen Stücken ist eine sehr feine und sorgfältige; haben ja doch die Inder auch auf anderen Gebieten der Poesie ein großes Talent für die liebevolle Ausmalung gerade

des Kleinen und Unscheinbaren bewiesen. Sie steht am höchsten in dem Drama eines unbekannten Dichters, welches den Titel „das irdene Wägelchen“ trägt. Hier tummelt sich eine Fülle von Figuren aus den verschiedensten Klassen der indischen Gesellschaft auf der Bühne, welche sämmtlich mit großer Meisterschaft gezeichnet sind. Auch die ungemein dramatisch belebte Handlung, sowie der in Rede und Gegenrede nicht selten aufleuchtende Humor heben das Stück bedeutend über die übrigen ähnlich gearteten der Inder. Es ist manchmal, als ob man ein Shakespeare'sches Drama oder wenigstens einen der begabteren Vorgänger Shakespeares läse. Den Inhalt bildet die Liebe einer reichen Hetäre zu einem edlen und armen Handelsherrn aus der Brahmanenkaste, dessen Weib zu werden sie, in vielfachem und hartem Leiden erprobt, sich würdig zeigt. Es ist das Thema von „Der Gott und die Bajadere“, ins Menschliche übersetzt und in eine spannend auf und nieder gehende Handlung hinein gestellt.

Man mag es bedauern, daß die durch ein solches Drama gegebenen Anregungen in Indien nicht nachhaltiger gewirkt haben. Aber die lyrische Richtung Kâlidâsas war dem allgemeinen Geschmacke offenbar zusagender. Der hohen Schönheit des „Wolkenboten“ ist bereits gedacht worden. Neben ihm steht ein anderes Werk desselben Dichters: „Der Kreis der Jahreszeiten“. Es ist ausgezeichnet durch die zarteste Naturbeobachtung und Naturmalerei. Eine Fülle der entzückendsten Miniaturbildchen ist hier zusammengefaßt; es ist erstaunlich, wie immer und immer wieder eine Szene sich an die andere schließt. In der Strophensammlung des Hâla, die in einem Prakritdialekt geschrieben ist, zeigt sich eine bemerkenswerthe Richtung auf die Schilderung der Vorgänge des Dorflebens; ich habe in der ersten Sammlung meiner „Essays“ aus-

führlich darüber berichtet. Den Indern selbst gilt als viel bewunderte Krone ihrer Lyrik die „Gîtagovinda“ von Dschajadewa. In der That ist dieses Gedicht, halb dramatisch gehalten, hohen Lobes werth; eine heiße Gluth der Empfindung ist hier in sinnlich wohllautende Sprache gekleidet und in wunderbar kunstvolle und verschlungene Formen gegossen. Aber die Blüte duftet zu stark, und man ist in Gefahr, Kopfschmerz zu bekommen. Eine einzige Strophe Kâlidâsas wiegt schwerer als das ganze Gedicht, das übrigens Rückert in einer wenig bekannten Uebersetzung uns meisterhaft angeeignet hat.

Seit dem Jahre 1000 nach Christus begannen die Muhamedaner ihre Herrschaft auf der Halbinsel immer weiter auszubreiten. Auch dem geistigen und künstlerischen Leben Indiens ist seitdem ihr Stempel aufgedrückt, und die zum Theil reich entwickelten Literaturen in den neuindischen Volkssprachen tragen ihn mehr oder weniger deutlich an der Stirn. Die englische Herrschaft giebt den Brahmanen, welche niemals die Pflege ihrer alten Literatur und Sprache aufgegeben haben, Muße und Veranlassung, in alexandrinischer Weise sich mit den Schätzen ihrer Vorzeit zu beschäftigen und an der gelehrten Arbeit theilzunehmen, mit welcher englische und deutsche Forscher sich bemühen, ein Bild herzustellen von dem Geistesleben eines der edelsten und begabtesten Völker arischer Zunge.

VIII.

Zigeuner-Philologie.

(1891.)

Zigeunermusik, Zigeunerwirthschaft sind Zusammensetzungen, die in jedem deutschen Wörterbuch zu finden sind. Aber der Ausdruck Zigeuner-Philologie dürfte den meisten neu, manchen nicht ganz verständlich klingen. Jedenfalls ist es eine große Ehre, wenn man zu einer Philologie kommt, die Einem ganz besonders und ausschließlich gewidmet ist. Der einzelne Mensch wird dieser Ehre bei seinen Lebzeiten für gewöhnlich nicht theilhaftig; Shakespeare und Goethe waren lange todt, bis man von einer Shakespeare-, einer Goethe-Philologie sprach. Grillparzer hat nicht ganz so lange zu warten gebraucht, und in England existirte für den Dichter Robert Browning sogar schon zu seinen Lebzeiten eine besondere „Gesellschaft" mit der dazu gehörigen „Philologie". Auch ein Volk mußte früher vom Schauplatz der Geschichte verschwunden, seine Kunstwerke verstümmelt, seine Schriftdenkmäler vom Staube klösterlicher Büchereien bedeckt sein, ehe es eine Philologie für dasselbe gab. Eigentlich erfreuten sich nur die alten Griechen und Römer dieses Vorzuges, und lange Zeit meinte man, wenn man von Philologie sprach, im Grunde nur die klassische Philologie; denn das Stu-

dium der hebräischen Sprache und Literatur blieb lange Zeit der Theologie vorbehalten. Im Laufe unseres Jahrhunderts aber hat sich die Zahl der Philologien ungeheuer vermehrt. Neben die klassische ist eine deutsche, eine englische, eine romanische, eine slawische Philologie getreten, den Ägyptologen sind die Indologen, die Sinologen gefolgt, und bei der vor nichts zurückschreckenden Arbeitstheilung unserer Zeit wird es auf dem Erdball bald kein Volk oder Völkchen geben, das nicht seine besondere Philologie hat.

So sind auch die Zigeuner an die Reihe gekommen. Das merkwürdige Volk, das in unruhigem Wanderleben über die ganze Erde zerstreut ist, hat in früherer Zeit, als es häufig genug für zivilisirte Länder als eine wahre Landplage auftrat, lediglich die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung und der Kriminal-Polizei auf sich gezogen. Und, bezeichnend genug, ein deutscher Kriminal-Beamter ist es gewesen, den Sprache und Sitte der merkwürdigen Burschen, mit denen er amtlich zu thun hatte, so sehr anzogen, daß er zuerst ein leidlich verläßliches Buch darüber schrieb. Seitdem ist die Sprachwissenschaft den mannichfachen Räthseln, welche die Zigeunersprache darbietet, mehrfach näher getreten; Andere haben Sitten und Gebräuche des Wandervolkes studiert, Andere seine Lieder und Märchen gesammelt. Und so ist in der That in dem Sinne, in welchem wir heute das Wort Philologie verstehen, eine Zigeuner-Philologie entstanden, welche zu ihrem besonderen Mittelpunkte eine seit ein paar Jahren in England erscheinende Zeitschrift hat. Wir aber in Österreich dürfen nicht vergessen, daß es nach dem ersten bahnbrechenden Anlauf des verstorbenen Sprachforschers Pott ganz hervorragend die Untersuchungen des nun auch dahingegangenen großen Meisters der Linguistik, Franz v. Miklosich, waren, welche aus tastenden, dilet-

tastischen Versuchen die Forschung über die Zigeuner auf die Höhe der Wissenschaft gehoben und ihr für immer feste Bahnen gewiesen haben.

Seit vielen Jahrhunderten treiben die Zigeuner, gleich den Juden losgelöst von dem Boden ihrer Heimat, unter fremden Völkern sich umher. Bei uns darf man ihnen nicht, wie den Juden, den Vorwurf entgegenschleudern, daß sie ein uns stammfremdes Volk sind. Denn auch diejenigen, welche ganz besonders stolz darauf sind, sich Arier zu nennen — ein Schlagwort, das noch viel unsinniger ist, als andere Schlagworte, denn es gibt keine arischen Völker, sondern nur arische Sprachen — werden sich der Thatsache nicht verschließen dürfen, daß die Sprache der Zigeuner eine arische Sprache ist, daß also, nach der bei ihnen so sehr beliebten Schlußfolgerung, die Zigeuner auch Arier sind. Ja noch mehr. Die Zigeunersprache gehört einem hervorragend wichtigen und verehrungswürdigen Zweige der arischen Sprachen an, dessen älteste literarische Denkmäler überhaupt das älteste Schriftthum des ganzen arischen Stammes darstellen, dem indischen. Im äußersten Nordwesten von Indien, unter den Völkern des Hindukusch, welche indische Mundarten reden, sind diejenigen gefunden worden, die den Zigeuner-Dialekten in einer Anzahl hervorstechender Eigenthümlichkeiten am nächsten stehen. Dort haben auch die Zigeuner einmal gewohnt, bevor sie ihr Nomadenleben begannen. Was sie aus ihrer Heimat aufgescheucht hat, ist uns bis heute ein Räthsel, und es steht dahin, ob es uns jemals gelingen wird, den Schleier desselben zu lüften. Die Zigeuner sind ein geschichtsloses Volk, und wer einzelnen ihrer sagenhaften Ueberlieferungen nachgeht, der geräth ins Blaue. Auch die Völker des Hindukusch haben keine Geschichte. Und da muß es vorläufig bei der allgemeinen Vermuthung

bleiben, daß eine gewaltsame Umwälzung, wie sie dort den Wechsel von Herrschern oder Dynastien zu begleiten pflegte, einen der Stämme zur Auswanderung getrieben hat.

Das wird im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gewesen sein. Im vierzehnten gibt es bereits auf der Insel Korfu und in der Walachei Zigeuner; im fünfzehnten erscheinen verschiedene Banden derselben allenthalben in Europa. Wie noch heute die Verlogenheit einen der entstellendsten Charakterzüge der Zigeuner ausmacht, so sind sie auch bereits mit einer Lüge in Europa eingezogen. Sie gaben vor aus Ägypten zu kommen, und ihre Führer, die in phantastischem, oft prächtigen Schmuck den fragwürdigen Haufen voranritten, nannten sich stolz Könige oder Herzoge von Klein-Ägypten. Es ist kein Zweifel, daß dieses Klein-Ägypten in derselben Gegend zu suchen ist, wie des Aristophanes Wolkenkukuksheim; denn die europäischen Zigeuner sind nachweislich niemals in Ägypten gewesen. Aber das verschlagene Volk hat seinen Zweck damit vortrefflich erreicht; ihr Märchen trug ihnen Anfangs Schutzbriefe regierender Herren und ansehnliche Geschenke von Fürsten und Städten ein. Auch in dem Namen, welchen Spanier, Engländer und Griechen den Zigeunern geben (Gitanos, Gypsies, Jifti) lebt der Irrthum noch weiter; der vortreffliche Thomasius hat das Kunststück fertig gebracht, den Namen Zigeuner selbst aus Ägyptianer abzuleiten (auf dem damals nicht ungewöhnlichen Wege Gyptianer, Zianer, Ziganer, Zigener), und Geibel sang von der Zigeuner beweglicher Schaar, „gesäugt an des Niles geheiligter Flut, gebräunt von Hispaniens südlicher Glut“.

Man darf die Frage aufwerfen, was denn wohl zu der bestimmten Behauptung berechtigt, die Zigeuner seien niemals in Ägypten gewesen, nachdem soeben die völlige

Geschichtslosigkeit dieses Volkes betont worden ist. Wie nicht selten in ähnlichen Fällen, so legt auch diesmal die Sprache ein deutliches und beredtes Zeugniß ab. Die Sprache der in Europa verstreuten Zigeuner ist wie einer von den alten Mänteln, mit denen ein alter Gitano würdevoll dem fremden Maler sitzt: mit hunderterlei Lappen geflickt und besetzt, die wer weiß woher zusammengebettelt und zusammen gestohlen sind und die ursprüngliche Gestalt und Farbe des Kleidungsstückes nur nothdürftig noch erkennen lassen. Die Zigeunersprache hat in allen den Ländern, in welchen das Volk auf seiner Wanderung von Asien nach Mittel-Europa für kürzere oder längere Zeit gerastet hatte, sich durch eine Anzahl entlehnter Worte bereichert. An diesen fremden Bestandtheilen können wir den Weg, den die Zigeuner genommen haben, auch da, wo uns historische Nachrichten gänzlich im Stich lassen, mit erstaunlicher Genauigkeit verfolgen; und diese Spuren führen uns nach Armenien, nach Kleinasien, nach Griechenland und den Donauländern, aber nicht nach Ägypten. Dasjenige Land, in welchem die Zigeuner nach ihrer Ankunft in Europa zuerst festen Fuß gefaßt und in welchem sie längere Zeit verweilt haben, ist der Griechisch redende Theil der Balkan-Halbinsel gewesen; denn alle gegenwärtig in Europa umherziehenden Zigeuner haben für die Zahlwörter „sieben“ und „acht“ die Ausdrücke eftá und ochtó, und das sind die griechischen Bezeichnungen dafür; alle sagen für „Weg, Straße“ drum oder drom, und das ist wieder ein griechisches Wort. Und so vieles andere.

In der österreichisch-ungarischen Monarchie sind Ungarn und Siebenbürgen diejenigen Länder, in welchen die Zigeuner einen ganz erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen. Ihre charakteristischen Erscheinungen

sind von der ethnographischen Physiognomie dieser Gegenden geradezu unzertrennlich; die ungarische Zigeunermusik, über welche Franz Liszt eine beachtenswerthe Studie geschrieben hat, ist nicht blos in den Hotels von Budapest, sondern auf der ganzen Erde bekannt und berühmt; es gibt wenige in Ungarn spielende Erzeugnisse der erzählenden Literatur, in welchen nicht ein Zigeuner eine sehr edle oder sehr niederträchtige Rolle spielte, und Jókai's „Zigeunerbaron" hat in seiner Umformung zur Operette auch auf der Bühne die Zigeuner-Romantik wieder zu Wort kommen lassen und durch die Gestalt der schönen Saffi die etwas verblaßten Erinnerungen an Preciosa wieder aufgefrischt. In einem sehr sorgfältigen und gelehrten Werke, welches ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Verfasser hat, ist die Sprache der ungarischen Zigeuner in mustergiltiger Weise dargestellt worden; und ein in Siebenbürgen lebender Forscher, Herr Dr. Heinrich v. Wlislocki, ist seit Langem bemüht, Materialien zur genaueren Kenntniß der Sprache, der Sitten, der Volksliteratur dieses Stammes zusammenzubringen. Seinem Fleiße verdankt die Zigeuner-Philologie neuerdings zwei ziemlich umfangreiche Bücher, deren Werth auch derjenige gern anerkennen wird, welcher nicht allen Folgerungen, die der Verfasser aus dem von ihm gesammelten Stoffe zieht, beizustimmen vermag. Herr v. Wlislocki besitzt, wie mir vorkommt, nicht die sprachwissenschaftliche Schulung und die strenge Methode, welche z. B. die Arbeiten des Professors Sowa über das slovakische Zigeunerisch so vorzüglich erscheinen lassen. Sein Interesse geht in erster Linie auf das Kulturgeschichtliche, auf das Völkerpsychologische; um dieses zu studiren, ist er, ähnlich wie der Engländer Borrow mit den spanischen Zigeunern, monatelang mit den wandernden Schaaren seiner Heimat herum-

gezogen. Das ist ja allerdings nicht gerade so gefährlich, als in einer Verkleidung dem Argwohn einer fanatischen mohammedanischen Bevölkerung zu trotzen oder sich dem Gifthauch einer afrikanischen Fiebergegend auszusetzen; aber es gehört, schon mit Rücksicht auf das von einem Zigeunerzelte unzertrennliche Ungeziefer, auch nicht gerade zu den angenehmsten Dingen des menschlichen Lebens.

In dem geschichtlichen Abschnitte des ersten Buches des Herrn v. Wlislocki findet man nicht viel, was man nicht aus den Arbeiten von Pott und von Miklosich, aus dem Werke Schwicker's über die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen oder aus dem vortrefflichen Aufsatze des Professors Pischel über die Heimat der Zigeuner im neunten Bande der „Deutschen Rundschau" bereits wüßte. Daß die gute, ja ehrenvolle Behandlung, die dem Wandervolke bei seinem ersten Erscheinen in Mittel-Europa vielfach zu Theil wurde, bald genug in das Gegentheil umschlug, ist ja bekannt, und es darf leider nicht geleugnet werden, daß das fahrende Volk selbst am meisten dazu beitrug, sich einen üblen Leumund zu machen. Daneben aber haben sich, ganz ähnlich wie bei den Juden, die abgeschmacktesten Märchen an die Fersen der Heimatlosen geheftet, und eine beispiellos brutale Behandlung von Seiten der Gesetzgebung wie der Privatjustiz ist die Folge davon gewesen, daß dieselben, und zwar nicht blos beim sogenannten Pöbel, allzu willigen Glauben fanden. Sehr weit liegen solche Zeiten nicht hinter uns. Wlislocki theilt Auszüge aus dem Tagebuche eines Siebenbürger Grundherrn mit, der es für nothwendig erachtet hat, seine von ihm jedenfalls für durchaus korrekt gehaltene Handlungsweise zu Nutz und Frommen seiner Deszendenten aufzuzeichnen. Man liest das heute nicht ohne Empörung. So schreibt er zum Beispiel unter dem 12. Juli 1760:

„Heutigen Tages sind drei leibeigene Zigeuner flüchtig geworden, und wurden dieselben vom herrschaftlichen Diener Fara Janos im Angyaloscher Hattert eingefangen. Der eine, Namens Chutschdy Peter, ist schon zum zweitenmale flüchtig geworden. Ich ließ ihn auf Anrathen meiner lieben Frau (welch gewinnender Zug echter Weiblichkeit!) so lange auf die Fußsohlen mit Stöcken schlagen, bis das Blut rann; dann mußte er seine Füße in starker Lauge baden. Hierauf ließ ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abschneiden und braten, die er dann verzehren mußte. Die beiden anderen Zigeuner, Namens Kütyös Ferki und Tschingely Andris, ließ ich fünfzig Stöcke kosten, dann mußten sie zwei Schubkarren voll Pferdemist verzehren und einen Tag lang mit entblößten Beinen vor dem Fenster meiner Frau knieen." Die Fortsetzung, die noch gräulicher ist, mag man bei Wlislocki selbst nachlesen.

Es ist im höchsten Grade zu verwundern, daß bei einem Volke, das durch ein viele Jahrhunderte fortgesetztes, nie rastendes Vagabundiren und durch eine durchwegs übermäßig strenge, häufig genug grausame und unmenschliche Behandlung in seinen ethischen Grundlagen schwer geschädigt worden ist, dessen einzige Sorge sich nur um die bitterste und erbärmlichste Noth des Lebens dreht — denn die paar Salonzigeuner zählen natürlich nicht mit —, das von allen Quellen der Bildung ebenso abgeschlossen ist, als es unbekannt ist mit Allem, was dem Leben Schmuck und Heiterkeit verleiht, daß bei einem solchen Volke, auf einem so sehr vernachlässigten und verwüsteten Grunde doch zarte und reizvolle Blüthen lyrischer Volksdichtung fortkommen. Freilich wissen wir ja längst, daß es auf der ganzen Erde kein noch so elendes und armseliges Volk gibt, das nicht die Muse des Volksgesanges

wenigstens flüchtig auf die Stirn geküßt hätte. Aber der Liederstrauß, welchen Herr v. Wlislocki auf seinen Streifereien zusammengebracht hat und für den wir ihm, wie ich glaube, ganz besonders dankbar sein müssen, enthält so Vieles, was tief und sinnig empfunden, was anmuthig dargestellt ist, daß wir gern die bettelhaften und zerlumpten Frauengestalten vergessen, deren Zudringlichkeiten wir uns in einem Zigeunerlager nur mit Mühe erwehren konnten, und daß in unserer Phantasie die Zigeunermädchen wieder emporsteigen, die mit sieghafter Schönheit durch die Romane und Theaterstücke schreiten. Und man versteht die Worte, welche unlängst ein Italiener am Schlusse seines hübschen Buches über die Zigeuner in einem Briefe an eine Zigeunerin geschrieben hat, die vielleicht auch niemals lebendig unter den Spaniern umhergewandelt ist: „Erinnerst du dich, Juanita, wie oft uns die Abenddämmerung an deinem Fenster überrascht hat, während du mir die Melodien deines Volkes sangst und ich meinen Blick hinschweifen ließ über die melancholische Ebene? Es waren Trauerlieder, die meinen Sinn einwiegten und ihn schwermüthig durch entfernte Zeiten und Länder wandern hießen. Mir schien es unter dem Eindrucke deines Gesanges, als erstände mir ein Leben, das ich früher an anderm Orte erlebt, und in dieser seltsamen Spiegelung zeigten sich mir dunkle Profile, erlittene Schmerzen, endlose Steppen und ein unbekannter Himmel. Deine schönen Augen leuchteten in solchen Augenblicken wie Phosphor, und dein Antlitz hatte den Ausdruck einer Zauberin, welche dem nahen Scheiterhaufen trotzig entgegensieht. . . .“

So ist im letzten Grunde die Zigeuner-Philologie der Zigeuner-Romantik gar nicht so feindselig und schädlich, als man glauben könnte. Sie hat die „Herzöge von

Klein-Aegypten" als Betrüger entlarvt, aber sie hat dafür dem Volke eine Wiege am Hindukusch gegeben und eine Verwandtschaft, deren es sich nicht zu schämen braucht. Sie hat den Preciosas und Azucenas und wie sonst die typischen Vorbilder für die Zigeunerinnen auf unseren Maskenbällen heißen mögen, den falschen Theaterschmuck abgenommen, aber sie hat ihnen dafür echtes Gold um den braunen Hals gehängt. Und wenn auch der „heilige Strom", von dem ein Lied der Siebenbürger Zigeuner weiß, trotz Herrn v. Wlislocki gewiß nicht derselbe ist, an dessen Ufern bei Heine die frommen, klugen Gazellen lauschen, so träumt doch auch an seinem Hange der arme, von aller Welt verlassene Zigeuner seinen seligen Traum:

Liege im Walde müde und matt,
Auf mich nieder fällt Blatt um Blatt;
Vöglein singt in der Zweige Höh'n,
Wie die Liebe so wunderschön.
Doch mein armes, mein müdes Herz,
Ach! es kennt nur der Liebe Schmerz.
Schön'res als die Liebe gibt's kaum,
Doch auch sie ist nichts als ein Traum.

Es gibt ja überhaupt zwischen echter Kunst und echter Wissenschaft keinen Gegensatz und keinen Widerstreit, wie uns der neue Apostel glauben machen möchte, der dem Volke der Deutschen erstanden ist, wenn man aus dem Viertelhundert Auflagen schließen darf, welche „Rembrandt als Erzieher" in dem sonst nicht gerade Bücher kaufenden Deutschland bereits erlebt hat. Auf der Wellenlinie, welche die Entwicklung der menschlichen Kultur bezeichnet, liegt die Wissenschaft nicht immer in den Einsenkungen, wie Herr Langbeen meint, sondern ebenso auf den Höhen, wie die Kunst, wenn auch nicht immer auf denselben. Manchmal sogar das, denn Lionardo und Goethe waren auch große Gelehrte, und Darwin — Herr

Langbeen wird mir verzeihen — war auch ein großer Künstler. Jene Afterkunst, welche sich gegenwärtig bei uns und anderwärts marktschreierisch auf den Plan drängt, welche von der Wissenschaft die Fetzen borgt, mit denen sie ihre Blößen nothdürftig bedeckt, und welche den Faltenwurf der echten Kunst nachäfft, um diese Fetzen malerisch zu werfen, sie wird trotzdem auch von der Wissenschaft verleugnet; der Wahnsinn Ophelia's gewinnt dem Fachmanne Bewunderung ab, der des Ibsen'schen Oswald höchstens ein Lächeln. Echt aber ist jede Wissenschaft, welche ernst und aufrichtig die Wahrheit sucht. Die abgeschmackten Spässe des Verfassers von „Rembrandt" über den Spezialismus in der Wissenschaft fallen blos auf ihren Urheber zurück. Auch im Reiche der Forschung kann es nicht blos Könige geben, aber den Kärrner darf Niemand darum geringschätzen, weil er nur ein Kärrner ist; der treuen Pflichterfüllung gebührt hier wie überall Anerkennung, vielleicht Bewunderung. In dem großen und stolzen Gebäude der Wissenschaft darf auch nicht der geringste Baustein verworfen werden, und in diesem Sinne besteht auch die Zigeuner-Philologie, meinetwegen selbst die Philologie der Siebenbürger Zigeuner, zu Recht. Das richtige Verständniß eines kleinen Volksliedchens wiegt am Ende schwerer, als ein ganzer Band volltönender, aber totgeborener Phrasen.

IX.

Volkslieder aus Piemont.

(1889.)

Zwei deutsche Dichter sind es gewesen, welche zuerst auf die Schätze des italienischen Volksgesanges hingewiesen haben. Wilhelm Müller, der selbst in seinen Liedern dem volksthümlichen Tone so ungemein nahe gekommen ist, hat auf seinen Kreuz- und Querzügen in Italien mit feinem Verständniß manches Volkslied aufgezeichnet; nach seinem frühen Tode hat der verdiente O. L. B. Wolff seine Sammlungen in der „Egeria" herausgegeben. Etwa zehn Jahre später folgte August Kopisch, der glückliche Entdecker der blauen Grotte und unglückliche Uebersetzer des Dante, mit seinen „Agrumi". Beiden Sammlern, die wohl nicht allzu oft von der großen Heerstraße abgegangen und zu den verborgeneren Plätzen vorgedrungen sind, wo der unverfälschte Born der Volkspoesie sprudelt, ist es nicht selten widerfahren, daß sie wirklich im Volke Entstandenes von dem blos volksthümlich Gewordenen nicht scharf geschieden haben; und so steht bei ihnen die neueste Opern-Arie oder das letzte Bänkelsängerlied, wie sie in den Straßen von Rom und Neapel damals gerade Mode waren, neben einem echten und rechten Volksliede. Man darf die beiden verdienten Männer darum nicht

schelten. Erschließt sich ja doch selbst dem Einheimischen dieser Unterschied nicht immer leicht und sicher, jedenfalls nur nach langem liebevollen Versenken in die Eigenart des dichtenden Volkes.

Wie billig, haben dann die Italiener selbst es übernommen, dieses Arbeitsfeld zu bestellen, das, wie kein anderes, ihr eigenstes ist. Eine große Menge von Volksliedersammlungen hat uns zum Bewußtsein gebracht, wie es in diesem gottbegnadeten Lande allenthalben tönt und klingt, wie kaum in einem andern, dort, wo die schneebedeckten Alpengipfel ernst in die fruchtbare lombardische Ebene niederschauen, nicht minder, als wo das leuchtende Jonermeer um südliche Küsten spült; in den quelldurchrauschten Thälern von Piemont und Savoyen, aber auch in der fieberdurchhauchten römischen Campagna. Unter all diesen Sammlungen aber ist die beste und schönste die, welche uns Graf Nigra, der gegenwärtige Vertreter Italiens am Wiener Hofe, aus seiner Heimat Piemont geboten hat.* Dem Freunde Cavour's haben, wie jenen beneidenswerthen Männern der Renaissance, seine staatsmännischen Aufgaben immer noch Zeit und Lust zu wissenschaftlicher Beschäftigung gelassen; aber mehr als früheren Kindern seiner Muße haben diesem jüngsten zwei huldreiche Feen, die Liebe zum Vaterlande und die Freude an der Wissenschaft, ihre besten Gaben in die Wiege gelegt. Es ist ein vortreffliches Buch, von dem man bedauern möchte, daß man es so lange nicht besessen hat. Die Frucht mehr als dreißigjährigen Sammelns und Vertiefens in den Gegenstand ist hier beisammen, eine ausgereifte Gabe, wie sie in unserer Zeit des über-

---

* Canti popolari del Piemonte pubblicati da Costantino Nigra. Torino, Loescher. 1888.

hasteten Arbeitens und Veröffentlichens nicht allzu häufig ist. Kaum weiß man, woran man mehr seine Freude haben soll, an der reichen Fülle des zusammengetragenen Stoffes oder an der Sauberkeit seiner Anordnung, an der liebevollen Behandlung jedes einzelnen Stückes oder an den weiten und überraschenden Ausblicken in das ganze große Gebiet.

Paul Heyse hat in der Einleitung zu seinem „Italienischen Liederbuch", welche noch immer das Beste ist, was bei uns über das italienische Volkslied geschrieben worden ist, die Frage aufgeworfen, ob im italienischen Volksgesang das lyrische Element wirklich so stark vorwiegt, wie es, im Gegensatze zu aller anderen Volkspoesie, den Anschein hat, oder ob es nur durch die Vorliebe der Sammler für die lyrischen Formen zu erklären ist, daß neben den Tausenden der Rispetti nur einige Dutzend Volksballaden bekannt geworden sind. Die vorliegende Sammlung mit ihren anderthalbhundert Balladen und balladenähnlichen Volksliedern würde diese Frage beantworten, wenn sie nicht von Nigra bereits vor mehr als zehn Jahren in scharfsinniger und überzeugender Weise gelöst worden wäre. Italiens Bewohner scheiden sich, wie nach den Mundarten, die sie sprechen, so auch nach den Liedern, die sie singen, in zwei scharf getrennte Hälften. Die eine umfaßt Ligurien, Piemont, die Lombardei, die Emilia und Venetien, die andere den Rest. Dort erklingt die Rede schärfer und energischer, mit den vielen ü- und ö-Lauten, den verschluckten Vokalen, den abgehackten Endsilben und den auf dem Ausgange betonten Wörtern; hier strömt sie in musikalischem Fluß dahin, sich behaglich auf breiten Vokallauten und weiblich ausklingenden Endungen wiegend. Und wiederum: dort ist die Heimat der Volksballade, hier die des Stornello und des Strambotto.

Nicht willkürlich und nicht zufällig ist diese Scheidung. In jenen oberitalienischen Landschaften haben einst Kelten gewohnt. Keltischen Bauern ist dort die lateinische Sprache aufgepfropft worden, den nächsten Verwandten der vorrömischen Bewohner Frankreichs und des nordöstlichen Spanien, und wie im Französischen und Katalonischen, ist auch im Nord-Italienischen der keltische Einschlag im romanischen Gewebe noch deutlich zu erkennen. Daher kommt es, daß selbst den oberflächlichen und ungeübten Beobachter der Dialekt in den Straßen von Turin und Mailand an das Französische gemahnt; daher kommt es, daß der bolognesische Bauer eine Sprache spricht, welche derjenigen der Fischer auf den Azoren ähnlicher ist, als der benachbarten Mundart von Pistoja. Und nicht blos in Gewohnheiten der Sprechorgane, sondern auch in feinen Zügen der Gedankenfügung im Satze weicht der Lombarde vom Sizilianer beträchtlich ab. So schimmern auch von der ästhetischen Anlage der Völker, welche im Norden und Süden den heutigen Italienern vorangegangen waren, in der Psyche der letzteren bemerkenswerthe Erscheinungen durch. Den Italikern war die Gabe epischer Erfindung und Darstellung versagt. Darum fehlt ihnen der novellistisch ausgeschmückte Götterhimmel der Griechen; darum ist Epos und Drama bei ihnen immer ein Fremdes gewesen. Virgil, der die Griechen kopirte und doch dem Ariost verwandter ist, als dem Homer, stammte, bezeichnend genug, aus Mantua, war also ein romanisirter Kelte. Dafür finden wir bei Horaz, bei Tibull, bei Properz die Fähigkeit leidenschaftlichen Gefühlsausdrucks und pathetischer Liebesklage, die ganz wie in den Strambotti Süd-Italiens in schönen Worten manchmal so sehr schwelgt, daß die Echtheit des Gefühls in Gefahr kommt, darüber verkannt zu werden. Und wie heute von Berg

zu Berg im Wechselgesang Stornelli ertönen — man nennt sie gewöhnlich unrichtig Ritornelle; ritornello ist Refrain — so forderten im alten Sizilien die Hirten sich bald mit verliebten, bald mit neckenden Strophen zum Wettkampf heraus; manches davon steckt in der höfischen Idyllendichtung des Sizilianers Theokrit und seines römischen Nachahmers Virgil.

Was den Römern versagt war, das war den Kelten in höchstem Maße gegeben. Die Gaben der Phantasie und die Lust zum Fabuliren waren außer den Indern vielleicht keinem anderen Volke indogermanischer Zunge in so hohem Grade eigen, als ihnen. Man sieht es den Kymren, welche alljährlich ihre abgeschmackten Bardenfeste feiern, den Iren, die sich im erfolglosen Kampfe um das Home-Rule aufreiben, kaum mehr an, über welch glückliche und fruchtbare Einbildungskraft ihre Vorfahren geboten; eher wird man durch gewisse Züge im Nationalcharakter der Franzosen daran erinnert. Ein fast unerschöpfliches Füllhorn von Sagen und Geschichten haben sie über die erzählungslüsterne Welt des Mittelalters ausgeschüttet. Es ist noch kaum zu übersehen, was ihnen die altisländische Saga-Literatur verdankt. Was jetzt von gewisser Seite so vorlaut als echt germanisch in Anspruch genommen wird, die Wagner'schen Opernstoffe von Tristan, von Parsifal, von Lohengrin, ist keltisches Eigenthum. Das Buch von Lancelot, das der schönen Francesca von Rimini aus den Händen glitt, als Paolo Malatesta sie küßte, war keltischen Ursprungs, und aus dem Keltenlande haben die Ritter des Königs Artus ihren Einzug in alle Literaturen des Mittelalters gehalten. Und dieses Erbtheil epischer Gestaltungskraft bindet auch die romanisirten Kelten zusammen; es scheidet das norditalienische Volkslied vom süditalienischen. Die

Volksballade ist nur im Norden heimisch; wo sie sich im Süden findet, ist sie dahin erst aus dem Norden eingewandert. Und umgekehrt sind das Strambotto und das Stornello erst aus dem Süden nach dem Norden verpflanzt worden.

Denn auch das Volkslied wandert, gerade so wie das Märchen. Der Wahn ist längst aufgegeben, als könnte dasselbe Lied, dasselbe Märchen an verschiedenen Stellen der Erde in ganz gleicher Weise aufsprießen, wie eine beliebige Blume des Feldes. Gewisse Motive des Volksliedes sind ja freilich allgemein menschlich. Wie nach Goethe's Wort ohne die Liebe die Welt nicht die Welt und Rom nicht Rom wäre, so wäre auch das Volkslied nicht das, was es ist, ohne die Liebe. Wo aber die Liebe ist, da ist auch Scheiden und Meiden, da ist auch Verrath und Untreue, da ist auch Sünde und Verzweiflung. Wenn also allenthalben irgend ein Lied gesungen wird von dem Mädchen, das sich sterben legt, weil es den nicht bekommt, den es liebt, oder wenn bei Franzosen und Italienern, bei Deutschen und Slawen die arme Verführte, die ihr Kind umgebracht hat, den Gegenstand einer Ballade bildet, so wird man daraus keinen Schluß auf Entlehnung ziehen dürfen. Die Bitte des sterbenden Mädchens, eine Blume auf ihr Grab zu pflanzen, ist so natürlich, daß man aus dem Vorkommen dieses Motives bei verschiedenen Völkern keinen Beweis gegen die Ursprünglichkeit desselben da oder dort schmieden kann, so wenig wie man Musset's schönes „O mes amis, quand je mourrai“ als eine Entlehnung aus dem Volksliede verdächtigen darf. Ueberall, wo in früheren Zeiten Schiffe anlegten und die bunten Waaren fremder Länder vor den erstaunten Augen der Strandbewohner ausbreiteten, wird es vorgekommen sein, daß ein hübsches Mädchen,

durch Neugierde und Kauflust bethört, sich zu weit wagte und gewaltsam entführt ward. So rauben nach der Erzählung Herodot's phönikische Seefahrer die Königstochter Io; ein ähnliches Motiv klingt in der Jugendgeschichte des göttlichen Sauhirten bei Homer durch; und es bildet den Eingang einer ganzen Reihe heute noch gesungener Volkslieder, die nicht einmal unter einander alle verwandt sind.

Wo aber solche Motive in bestimmter künstlerischer Gestaltung und Ausführung an verschiedenen Punkten im Volksgesange auftreten, da beginnt das Mißtrauen. Die über das Grab hinaus dauernde und wirkende Liebe ist gewiß ein allgemein menschlicher Gedanke. Wenn wir aber in rührenden Liedern aus Schweden, Deutschland und Italien hören, wie die tote Mutter durch das Weinen der von der Stiefmutter vernachlässigten Kinder geweckt, dieselben besucht: „dem ältesten gibt sie ein Süppchen, dem jüngsten ihre Brust; dem ältesten kämmt sie die Haare, das jüngste küßt sie auf den Mund;“ oder wenn in Balladen, die über fast ganz Europa verbreitet sind, der tote Bruder oder der tote Bräutigam die Schwester, die Braut bei Nacht zu gespenstischem Ritt abholt, da werden wir glauben dürfen, daß ein solches Lied einmal an einem bestimmten Punkte zum erstenmale gesungen ward und von da seinen Weg durch die Welt antrat. Denn es ist ja nichts Geheimnißvolles um die Entstehung des Volksliedes. Nicht „das Volk“ dichtet ein Lied, sondern irgend eine, aber eine ganz bestimmte Persönlichkeit aus dem Volke; aber der Name dieses Dichters verliert sich in der Menge und kommt nicht auf die Nachwelt. Freilich, die weiteren Schicksale eines solchen Liedes sind verschieden von denen eines Gedichtes, das mit anderen seinesgleichen sauber in Goldschnitt gebunden auf

unserem Bücherbrette steht. Das geschriebene Wort bleibt unverändert; das gesprochene oder gesungene flattert, tausendfältigem Wandel ausgesetzt, durch die Lüfte. Zitate aus unseren Dichtern gehen, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, selbst unter Gebildeten umher. So auch beim Volksliede. Jeder, der es singt, singt es etwas anders als der, von dem er es lernte; ja dieselbe Person singt es bei der Wiederholung nicht ganz so, wie das erstemal. Das Thema wird erweitert bis zu unerträglicher Breite oder es wird verkürzt bis zur Unverständlichkeit; zwei Lieder werden in eines verschmolzen, eines in zwei auseinandergerissen; die Namen werden verändert, die Handlung wird lokalisirt; beliebte Motive werden aus einem Lied in ein anderes verschleppt, ein trauriger Ausgang wird in einen frohen, ja gar in einen burlesken verwandelt; und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem, kann man allerdings sagen, daß das ganze Volk seine Lieder dichtet.

Die Gemeinsamkeit des Besitzes an Volksballaden in den romanisirten Keltenländern ist aber eine viel größere, als jene allgemeinere. Dem Volksliede wesentlich ist außer seinem Inhalte die Kunstform, wie sie sich in Zahl und Bau der Verse und Strophen, in Reim und Assonanz äußert. Sie konnte bei den Bewohnern jener Landstriche, deren Sprachen sich nur wie Mundarten einer und derselben Sprache von einander unterscheiden, den wandernden Liedern ungeschmälert erhalten bleiben. Mit leichter Mühe wurde ein in der Provence entstandenes Lied den Mundarten von Katalonien, von Piemont angepaßt; die Zahl der Silben eines Verses, die Stellung des Reimes oder der Assonanz, ja sogar die Färbung derselben konnte meistens getreu bewahrt bleiben. Wo das Lied auf eine scharf gezogene Sprachgrenze traf, da

mußte dieser Prozeß stillstehen. Da trat an die Stelle der mühelosen, gewissermaßen von selbst sich vollziehenden Umformung die wirkliche Uebersetzung, verbunden mit der Umgießung in eine andere Kunstform. Die formale Uebereinstimmung verschwindet, es bleibt nur die Gleichheit des Stoffes und seiner dichterischen Behandlung.

Wer wird sich wundern, daß man bei diesen leichtbeschwingten Gesellen, die ohne Heimatschein von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal wandern, die über Berge klettern und durch Ströme schwimmen, die selbst dessen nicht achten, was sonst die Völker so unversöhnlich trennt, der Verschiedenheit der Sprache, und deren Antlitz in den dahinrollenden Jahrhunderten keine Falte bekommt, fast niemals feststellen kann, wo und wann sie geboren sind? Der Ursprung der meisten Volkslieder wird uns für immer ein Geheimniß bleiben. Einzelnen ist allerdings das Jahr der Entstehung aufgeprägt, es sind die historischen. Von ihnen kann man im allgemeinen annehmen, daß sie gleichzeitig mit dem Ereigniß zum erstenmale gesungen worden sind. Aber selbst hier bleiben manchmal Zweifel. Es sind nicht immer die bedeutsamsten Ereignisse der gleichzeitigen Geschichte, welche den Volkssänger begeistern. Die Belagerung Wiens durch die Türken hat in einem piemontesischen Volksliede ein Echo gefunden; aber dieses trägt nur zu sehr das Zeichen eines nicht rein volksthümlichen Ursprungs an der Stirne. Das historische Ereigniß wird oft bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt; eine unscheinbare Episode, von der kein Chronist meldet, steht im Mittelpunkte des Liedes. So kann man bei einem Liede über die Belagerung von Verona zweifeln, welche von den vier bekannten Belagerungen dieser Festung gemeint sei. Das allgemein Menschliche, das Gemüthliche der Zeitgeschichte zieht den Volkssänger weit mehr an. Die

Theilnahme an den Geschicken des angestammten Herrscherhauses ist ein hervorstechender Zug der historischen Lieder Piemonts. Ein schönes Lied singt von der Prinzessin Karoline von Savoyen, die nach Sachsen vermählt wird und auf einem Rundgange durch Turin noch einmal Abschied nimmt von allem, was ihr lieb ist (1781). Freilich hat andererseits die Volksdichtung es nicht verschmäht, ein etwas zweifelhaftes Liebesabenteuer des Herzogs Karl Emanuel II. der Nachwelt zu überliefern.

Solche Lieder sind natürlich alle in Piemont selbst entstanden. Auch von dem einen und dem andern älteren hat man es wahrscheinlich zu machen gesucht. So von der bis nach Sizilien verbreiteten Ballade von Cäcilia, welche, um ihren gefangenen Gatten vom Tode zu retten, sich nutzlos dem Hauptmann hingibt. Der Stoff ist unter Anderen von Heyse zu einer erschütternden Episode in der Novelle „Der Kinder Sünde der Väter Fluch“ verwendet worden, vermuthlich nach einer Erzählung des auch sonst von ihm benützten Giraldi Cintio. Aber es ist die Minderzahl gegenüber den eingewanderten Liedern. Die meisten werden aus der sangesfreudigen Provence gekommen sein, die auch geographisch den Mittelpunkt der kelto-romanischen Landschaften bildet; so die „Studenten von Toulouse“, welche die drei einem schönen Mädchen geraubten Küsse so hart büßen müssen. Anderes weist auf Nordfrankreich hin. Aus der Lombardei stammt die herrliche Ballade, welche Nigra mit Recht an den Anfang seiner Sammlung gestellt hat. Die „Donna Lombarda“ ist ohne Zweifel das älteste Stück und zugleich das Juwel derselben, an erschütternder Tragik und dramatischer Unmittelbarkeit dem Besten zu vergleichen, was wir von schottisch-englischer Balladendichtung kennen. Paul Heyse hat sie nach einer früheren Veröffentlichung Nigra's vortrefflich übersetzt:

O liebet mich, Donna Lombarda, o liebet mich, o liebet mich! —
Wie soll ich Eure Liebste werden? Vermählt bin ich, vermählt
bin ich. —
Euren Gemahl, Donna Lombarda, ermordet ihn, ermordet ihn! —
Wie soll ich ihn zu Tode bringen? O sagt es mir, o sagt es mir! —
Ich will Euch einen Anschlag sagen, der tötet ihn, der tötet ihn.
Im Garten hinter Eurem Hause ein Schlänglein kriecht, ein
Schlänglein kriecht.
Des Schlängleins Kopf zerstoßt im Mörser, zerstoßet ihn, zer-
stoßet ihn!
Das schüttet in den Wein dem Gatten, von dem er trinkt, von
dem er trinkt,
Wenn er zu Nacht vom Jagen heimkommt und durstig ist und
durstig ist. —
O gib mir Wein, Donna Lombarda! Es dürstet mich, es dürstet
mich. —
Was singt Ihr an, Donna Lombarda? Der Wein ist trüb, der
Wein ist trüb. —
Der Seewind trübt' ihn gestern Abend, der Meereswind, der
Meereswind. —
Kredenz ihn mir, Donna Lombarda, kredenz ihn mir, kredenz ihn
mir! —
Wie soll ich Euch den Wein kredenzen? Mich dürstet nicht, mich
dürstet nicht. —
Bei meiner scharfen Degenspitze, du trinkst von ihm, du trinkst
von ihm! —
Beim ersten Tropfen, den sie nippte, Donna Lombarda entfärbte sich.
Beim zweiten Tropfen, den sie nippte, die Frau den Beichtiger
kommen ließ.
Beim dritten Tropfen, den sie nippte, zum Totengräber schickte sie.

Es ist nicht unmöglich, daß dieses ergreifende Gedicht bereits im sechsten Jahrhundert in der damaligen lateinischen Volkssprache der Lombardei gesungen wurde. Nigra hat mit großem Scharfsinn nachzuweisen gesucht, daß die Gestalten eines schaurigen Dramas aus der Longobarden-Geschichte in diesen Versen vor uns noch lebendig sind. Paulus Diakonus erzählt, wie Rosamunde vom Präfekten Longinus von Ravenna beredet ward, ihrem Gemahl

Helmichis Gift zu mischen; als dieser fühlte, er habe den Todesbecher getrunken, zwang er Rosamunde mit gezücktem Schwert, den Rest zu leeren. Ein Zweifel bleibt indeß: das Lied kann älter sein als diese Erzählung. Der ehrenwerthe Geschichtschreiber der Longobarden hat sich auch sonst durchaus nicht gescheut, bei Volksliedern und Märchenstoffen Anleihen für seine Erzählung zu machen. Er berichtet unter Anderm von der Königin Theodolinde eine etwas heikle Geschichte, die als die zweite Novelle des dritten Tages im „Dekameron" aller Welt bekannt geworden ist; nun, diese ist nachweislich älter als alle Longobarden-Fürstinnen und hat schon gute tausend Jahre früher als Motiv eines beliebten Schwanks ein fröhliches Wanderleben im Orient geführt. Und auch sonst finden wir im Volkslied den Niederschlag uralter Märchen- und Novellenstoffe. Die böse Schwiegermutter, die in der Abwesenheit des Sohnes dessen Frau Schweine hüten läßt, tritt allenthalben im Märchen wie im Volkslied auf. Das schöne deutsche Lied von den zwei Königskindern, die nicht zu einander kommen konnten, weil das Wasser viel zu tief war, beruht auf alter Ueberlieferung, die von den Griechen mit den Namen Hero und Leander versehen und am Hellespont lokalisirt worden ist; die meisten deutschen Stämme kennen das Lied, es ist bei Slawen und Magyaren, bei Franzosen und Italienern verbreitet. Wenn in einer piemontesischen Fassung der Name Leander vorkommt, so weist das natürlich auf literarischen Einfluß. Er ist auch sonst manchmal nicht zu verkennen; so wenn wir in einem schwäbischen Volksliede die traurige Geschichte von Pyramus und Thisbe wiederfinden. Aber das ist selten, und jedenfalls ist in solchen Fällen auch die literarische Quelle allen Verderbnissen mündlicher Ueberlieferung ausgesetzt.

Führen uns diese Lieder zum Märchen, so bilden andere die Brücke zur Novelle. Von den Kniffen und Ränken aus der Strategie der Liebe, um übel gesinnte Eltern zu gewinnen, oder dem Ehemann eine Nase zu drehen, oder die Sprödigkeit der Geliebten selbst zu besiegen, wie sie aus den Novellisten und Schwankdichtern des Mittelalters bekannt sind, findet sich ein gut Theil im Volksliede wieder. In Piemont begegnet uns der Gatte, der bei Nacht unvermuthet an die Thür des treulosen Weibes klopft — der Liebhaber, der sich tot stellt und seinem Mädchen den Ring an den Finger steckt, als sie an seiner Bahre kniet — der Liebhaber, der sich als Beichtvater beim liebeskranken Mädchen einschleicht — und als Kehrseite der Junker, der durch einen beim Stelldichein ihm eingegebenen Schlaftrunk um dessen erhoffte Freude geprellt wird. Denn es muß zur Ehre des piemontesischen Volksliedes wie zur Ehre des Volkes, das es singt, gesagt werden, zu allermeist thun die Mädchen dem Dieb nichts zu lieb, als mit dem Ring am Finger. „So lang der Apfel am Zweig hängt, wird er von Allen bewundert, ist er zur Erde gefallen, wird er von Allen verschmäht," singt man in Piemont, mit einem Gleichniß, das ganz ähnlich Sappho den Lippen eines lesbischen Mädchens abgelauscht und das Ariost in zwei schönen Oktaven des Orlando ausgeführt hat. Und höher als Alles steht der Preis der Liebestreue, welche lange Jahre auf den Geliebten harrt, welche übers Meer in ferne Länder zieht, um verkleidet an der Pforte des Liebhabers zu pochen, und welche nicht die Pforten der Hölle noch die Schatten des Todes zu überwältigen vermögen; denn aus den Gräbern der Liebenden sprießen zwei Bäume empor und schlingen ihre Zweige zu unauflöslichem Kuß in einander.

Das griechische Volkslied weiß von dem Mädchen, das am Meeresstrande Wäsche wäscht und dabei ein Lied der Sehnsucht nach dem fernen Geliebten singt. Der Wind lüftet ihr Röckchen, daß der Knöchel des Füßchens sichtbar wird, und sogleich strahlt der Sand am Ufer, es strahlt die ganze Welt. So ist auch die Muse des Volksgesanges. Nicht daß Alles Gold würde, was ihre Hände berühren; aber wo sie schreitet, da sprießen tausend Blumen unter ihren Füßen, neben prächtigen auch unscheinbare, und die ganze Welt strahlt in hellerem Glanze denn zuvor. Wenn wir Gebildeten eine Volksliedersammlung zur Hand nehmen, merken wir oft nicht mehr viel von dem Dufte der Blumen, denn sie liegen getrocknet in den Blättern eines Buches, und die Welt wird uns nicht heller, denn wir sehen das nackte Füßchen nicht über den Grund schreiten. Anders ist es draußen auf dem Lande, in den Bergen. Dort gesellt sich der Arbeit wie der Rast das Lied als gleich willkommener Gefährte; es macht die erste leichter und die andere genußreicher. Ueber der gemeinen Welt der Wirklichkeit, wo es eitel Mühe und Plage gibt, steigt eine andere zauberhaft empor, wo Königssöhne und Prinzessinnen kommen und gehen, wo kühne Gesellen die Klingen kreuzen und blonde Mädchen den Siegespreis spenden, und wo es dem Laster schlecht und der Tugend wohl ergeht. Das macht dem Bauer und der Hirtin die Welt wirklich heller glänzen, und selbst durch das geflickte Dach der einsamen Alpenhütte, wo die arme Mutter dem Kinde ein namenlos trauriges Wiegenlied singt, fällt dann ein Strahl von dem göttlichen Lichte der Poesie.

X.

Neugriechische Hochzeitsbräuche.

(1888.)

In einer Schrift, welche in anziehender und eingehender Weise ein Problem der vergleichenden Sittenkunde behandelt, hat Dr. Leopold v. Schröder in Dorpat eine Vergleichung finnisch-ugrischer, besonders estnischer Hochzeitsgebräuche mit indogermanischen angestellt, und ist dabei zu dem Ergebniß gekommen, daß dieselben sowohl im Ganzen als auch im Einzelnen die merkwürdigsten Uebereinstimmungen zeigen. Es ist in hohem Grade anerkennenswerth, daß innerhalb des sogenannten Folklore wieder einmal ein Versuch gemacht worden ist, über das Sammeln und Zusammentragen von Einzelheiten hinauszugehen und aus dem bisher bekannten, immerhin ziemlich reichen Material Schlüsse zu ziehen auf alte Völkerbeziehungen. Meines Erachtens wird allerdings der Folklore wohl niemals zum Nachweise ethnischer Verwandtschaft gebraucht werden können. Bei den Uebereinstimmungen handelt es sich zum Theil um solche Erscheinungen, welche über die ganze Erde verbreitet sind und welche, falls man nicht an die biblische Abstammung von einem Menschenpaare glauben will, aus einer gemeinsamen Anlage des ganzen

Menschengeschlechts erklärt werden müssen. Der übrige Rest findet durch die Annahme von Uebertragung und Entlehnung seine ausreichende Erklärung.

Auch Hr. v. Schröder ist in Bezug auf die von ihm behandelten Fragen dieser Ansicht. Seine Untersuchungen ergänzen in wünschenswerther Weise dasjenige, was sich bisher aus einer Vergleichung der finnisch-ugrischen Sprachen mit den indogermanischen ergeben hat. Auch hier ergeben die nachgewiesenen Uebereinstimmungen der nüchternen Betrachtung bis jetzt noch keinen Anhalt zur Annahme einer Urverwandtschaft des finnisch-ugrischen und des indogermanischen Urvolkes, trotzdem erst jüngst wieder Köppen in einer umfangreichen, russisch geschriebenen Abhandlung vor diesem Schlusse nicht zurückgeschreckt ist. Wohl aber ist das mit Sicherheit zu folgern, daß die finnischen Stämme, wie sie in historischer Zeit den Einfluß arischer Völker, der Schweden, Litauer, Russen über sich haben ergehen lassen, so schon in vorhistorischer Zeit einem solchen ausgesetzt gewesen sein müssen. Das ist ja auch andererseits wieder von großer Bedeutung für die Entscheidung der berüchtigten Frage nach dem Ursitze der Indogermanen.

Es ist Hrn. v. Schröder, wie es scheint, entgangen, daß er in der vergleichenden Behandlung der Hochzeitsgebräuche der indogermanischen Völker bereits einen Vorgänger hatte, nämlich Angelo de Gubernatis in seiner kleinen Schrift Storia comparativa degli usi nuziali in Italia e presso gli altri popoli indo-europei. Milano 1869. Sie enthält manche interessante Mittheilung über italienische Hochzeitsbräuche, ist aber im übrigen ziemlich dürftig und oberflächlich. Uebrigens ist auch Schröders Buch, dem es in erster Linie auf eine zuverlässige Darstellung der estnischen Gebräuche ankam, in

dieser Hinsicht etwas ungleichmäßig. Während er für die Esten musterhafte, aus gedruckten und ungedruckten Quellen stammende Schilderungen gibt und auch für die zunächst verwandten finnischen Stämme, die Finnen, Lappen, Mordwinen und Wotjäken, sich um das erreichbare Beste bemüht hat, gehen seine Angaben über Indogermanisches zum Theil auf abgeleitete Quellen zurück, z. B. vielfach auf das recht dankenswerthe, leider durch schauderhafte Farbendrucke entstellte „Hochzeitsbuch“ des Ehepaares Reinsberg-Düringsfeld. Manchen fruchtbaren Vergleichungspunkt hätte unter anderem die Benutzung der Abschnitte in „Sitte und Brauch der Südslawen“ von Friedrich Krauß (Wien 1885) geliefert.

Ueberhaupt verdienen in allen Fragen des Folklore die Völker von Südosteuropa die eingehendste Berücksichtigung. Sie alle, Slawen, Rumänen, Albanesen und Griechen — um die Türken hier beiseite zu lassen — haben einen reichen Schatz alter Ueberlieferungen bewahrt, der zum Theil ihnen allen gemeinsam ist, zum Theil doch bemerkenswerthe Verschiedenheiten zeigt. Von aller Kultur abgeschlossen, wie sie es theilweise noch heute sind, konnten sie mit großer Zähigkeit an Uraltem festhalten, ohne daß etwas anderes als höchstens die Kirche ihre Kreise störte, und diese hat sich allenthalben altem Volksbrauch gegenüber merkwürdig duldsam bewiesen, denselben höchstens in ihre Bahnen lenkend oder vorsichtig für ihre Zwecke umformend. Der moderne Staat mit Schule und Polizei räumt hier viel gründlicher auf, und so ist in Griechenland in den letzten Jahrzehnten manches verschwunden. Das seiner Vollendung zustrebende griechische Eisenbahnnetz, eine der bewundernswerthesten Schöpfungen des Kabinets Trikupis, wird die Zerstörungsarbeit an manchem Volksthümlichen ohne Zweifel fortsetzen.

Der Freund des Folklore mag das beklagen; aber er mag darin auch einen Antrieb finden, zu sammeln und zu forschen, so lange es noch Zeit ist. In Bezug auf die Hochzeitsgebräuche der Albanesen, welche übrigens die Verderbniß durch Zivilisation zunächst noch am wenigsten zu fürchten haben, stützen sich das „Hochzeitsbuch" und nach demselben Schröder bloß auf die Schilderung süd-albanischen Brauches in Hahns Albanesischen Studien; aber auch anderwärts ist bereits manches davon beobachtet und beschrieben worden, ich habe das in der Vorrede zu meiner albanesischen Grammatik zusammengestellt. Diesmal möchte ich eine Darstellung griechischer Hochzeitsbräuche mittheilen. Ich entnehme sie einem Buche, welches 1887 in Patras erschienen, aber selbst in Griechenland fast ganz unbekannt geblieben ist. Es trägt den Titel „Sammlung von sprachlichem Material und von Gebräuchen des griechischen Volkes, besonders im Peloponnes, von Panajotis Papasafirópulos." Der Mann ist ausgedienter Priester und Schuldirektor in Vytini (*Βυτίνη*) in der Provinz Arkadien, und ist in seiner Stellung natürlich in der Lage gewesen, in den intimsten Verkehr mit dem Volke zu treten. Seine Schrift ist in der That von seltener Reichhaltigkeit und bietet, so bescheiden und anspruchslos sie auftritt, des Neuen und Interessanten sehr viel. Seine Darstellung der Hochzeitsgebräuche, die sich zunächst auf die ihm vertraute Gegend des Peloponnes bezieht, ist die vollständigste, welche ich kenne, viel reichhaltiger als z. B. die beiden im Jahrbuch der historisch-ethnologischen Gesellschaft in Athen von Papanikolaos aus Kalavryta (in Achaja) und von Kondylakis aus Amisos (in Kleinasien) veröffentlichten (I. Band, S. 122 ff., 526 ff.).

Der Verlobung geht Unterhandlung durch eine männ-

liche oder weibliche Mittelsperson voran, welche προξενητής, συμπεθεροκόπος, weiblich συμπεθεροκόπισσα heißt. Sehr häufig wird hiezu ein Priester des Ortes verwendet, mit welchem die Eltern der Braut die νότα (aus lateinisch nota) vereinbaren, d. h. das Verzeichniß der zur Aussteuer bestimmten Gegenstände. Nach der Annahme derselben von Seiten des Bräutigams wird der „Aussteuervertrag“ (προικοσύμφωνον) schriftlich aufgesetzt und dann erst erfolgt die förmliche Verlobung. Auch hier betheiligt sich der Priester, zusammen mit dem Vater oder dem Bruder des Bräutigams, im Nothfalle auch einem anderen seiner nächsten Verwandten. Sie begeben sich am Samstag Abend in das Haus der Braut. Ein Knabe, dessen beide Eltern noch am Leben sind, trägt einen Korb, in dem sich der Ring, ein Fes, ein Tuch, ein Paar Schuhe, ein Schleier, kleines Backwerk und Rosinen sowie ein Gefäß mit Schnaps (Raki) befinden. Bald nach ihrem Eintritt erscheint die Braut, küßt dem Priester sowie dem zukünftigen Schwiegervater oder Schwager die Hand und setzt sich schweigend und zu Boden blickend neben sie. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungsformeln küßt der Schwiegervater die Braut auf die Stirn, steckt ihr den Ring an den kleinen Finger oder an den Ringfinger der rechten Hand und gibt ihr zugleich eine goldene Münze. Die Familie der Braut überreicht bereit gehaltene Geschenke für den Bräutigam (Hemd, Hose, Fustanella), sowie den Verlobungsring; diese Sachen trägt derselbe Knabe in das Haus des Bräutigams. Braut und Bräutigam sehen sich bis zur Hochzeit nicht; ja häufig kennen sie sich noch gar nicht; ihre Zustimmung, besonders die der Braut, wird nicht eingeholt, die Eltern machen das alles ab.

Wenn die Hochzeit bestimmt ist, muß wenigstens zehn Tage vor derselben die ἀποκοπή stattfinden. Darunter

versteht man die Bestimmung der vom Bräutigam den Eltern und Verwandten der Braut zugedachten Geschenke, welche entweder in Geld oder in verschiedenen Arten gewebter Stoffe und Schuhe bestehen. Dann wird am Samstag vor der Hochzeit „das Korn geworfen“ (ῥίχνουν τ' ἀλέσματα). Dazu werden in das Haus des Bräutigams die näheren Verwandten desselben eingeladen, besonders Jünglinge, Mädchen und Frauen; jeder von den Verwandten schickt ein Sieb mit Getreide, dazu auch Feigen, Nüsse und Mandeln. Das Getreide wird von den Mädchen unter dem Absingen eines bestimmten Liedes gesiebt und am folgenden Montag, zusammen mit anderem, gemahlen.

Am Abend des folgenden Dienstags werden wieder die nächsten Verwandten in das Haus des Bräutigams geladen. Nachdem sie in gewohnter Weise zu Abend gegessen, bringt ein junger Mann, dessen beide Eltern noch am Leben sind, das Gefäß zum Brodanmachen, mit etwas Mehl darin; nachdem er dies zuerst gesiebt, gießt er Wasser darauf und rührt es mit den Händen durcheinander, wobei die anwesenden Mädchen ein Lied singen. Wenn der Sauerteig fertig ist, tritt der Bräutigam heran und steckt in die Mitte des Teiges den Verlobungsring und eine kleine Münze. Der Jüngling, der den Teig gerührt hat, muß sich nun bücken und beides mit dem Munde heraus holen; die Hände hält er auf dem Rücken, oder sie werden ihm zusammengebunden. Die Mädchen stoßen ihn von hinten, und es erregt große Heiterkeit, wenn er sich das Gesicht mit dem Teig beschmiert. Die herausgeholte Münze behält er für sich, den Ring übergibt er dem Bräutigam. Die Schüssel mit dem Wasser, in dem er sich das Gesicht abwäscht, trägt ein junges Mädchen bei den Anwesenden herum, welche alle ein kleines

Geldstück hineinwerfen müssen. Den Ertrag dieser Sammlung vertheilen die Mädchen unter sich, welche das „Hochzeitsbrod“ bereiten müssen. Dies geschieht am Mittwoch und Donnerstag und es wird dazu wieder ein bestimmtes Lied gesungen. Am Freitag machen sie die „Brautbrode,“ deren Zahl, je nach den Vermögensverhältnissen der Familie, fünf, sieben, neun oder elf beträgt. Sie werden unter Absingung des nämlichen Liedes gerührt; ein anderes Lied wird gesungen, wenn sie in den Ofen geschoben werden. Der Braut werden sie Samstag gegen Abend zugeschickt.

Am Samstag wird die Aussteuer in Empfang genommen. Um 3 Uhr Nachmittags versammeln sich zu diesem Zwecke im Hause des Bräutigams der Priester, der κουμπάρος (Beistand des Bräutigams) und Verwandte und Freunde und begeben sich von da in das Haus der Braut. Einer oder zwei der nächsten Verwandten werden vorausgeschickt; von ihnen führt einer ein Pferd, das einen großen Korb mit jenen „Brautbroden“ und ein Faß mit Wein trägt; der andere drei, fünf, sieben, neun oder elf Lämmer, Hammel oder Ziegenböcke. Wenn diese „Korbträger“ beim Hause der Braut angelangt sind, setzt sich erst die übrige zur Empfangnahme der Aussteuer bestimmte Gesellschaft in Bewegung, unter Vortritt des Priesters und zweier oder dreier Knaben aus der Verwandtschaft des Bräutigams, die auf dem Kopfe Körbe mit Naschwerk und Haselnüssen tragen, über welche die bei der ἀποκοπή bestimmten Geschenke sowie das Brautgewand gebreitet sind. Nach den Begrüßungen im Hause der Braut zieht eine dazu vom Bräutigam bestimmte Person den Vertrag über die Aussteuer hervor und fragt, ob alles darin ausgemachte bereit sei; in den unteren Klassen wird sogar alles argwöhnisch durchsucht und nachgezählt. Dann wird von

einigen Zeugen eine Empfangsbestätigung ausgestellt, in welche auch die vom Bräutigam der Braut bestimmte Morgengabe, an Werth ungefähr der Mitgift gleich, aufgenommen wird. Dann nimmt der Vater (oder die Mutter) der Braut einen der zur Aussteuer gehörigen Gegenstände, berührt damit sein Kinn, wünscht dem Brautpaare Gesundheit, Kinder und langes Leben und übergibt ihn den neuen Verwandten. Die übrigen Sachen werden von den jungen Leuten auf Pferde geladen (nicht auf Maulthiere, was eine üble Vorbedeutung für die Fruchtbarkeit hätte) und in das Haus des Bräutigams gebracht. In einigen Dörfern, wo die Bevölkerung mit Albanesen gemischt ist, bleibt indessen die ganze Gesellschaft über Nacht im Hause der Braut und frühstückt auch noch am Sonntag Mittag dort. An der Thür des Hauses des Bräutigams stehen Frauen und Kinder, und wenn die Mitgift gebracht wird, werfen sie Reiskörner darauf; bevor sie ins Haus geschafft wird, wirft man zuerst ein Kopfkissen auf das Dach desselben, welches während der ganzen Hochzeitswoche dort liegen bleibt.

Am Abend wird eine große Schmauserei gegeben. Dazu schickt jeder der Verwandten und Freunde ein ganzes Lamm oder ein Stück davon, zugleich als Zeichen, daß er sich an der Hochzeitsfeierlichkeit betheiligen wolle. Wer nichts schickt, wird nicht eingeladen. In einigen Dörfern geschieht die Einladung, indem man mit einem großen Gefäß voll Wein von Haus zu Haus geht und daraus einschenkt. Am nächsten Montag schicken alle Eingeladenen ein großes Brod und einen Krug Wein. Bemerkenswerth ist noch, daß die Braut von dem ihr vom Bräutigam geschickten Brode nicht essen darf.

Nach dem Mahle oder auch noch während desselben, etwa um 11 Uhr Abends, ziehen junge Leute beiderlei

Geschlechts unter Tanz und Gesang zu einem Brunnen des Ortes, um Wasser zu holen; der Bräutigam ist in ihrer Begleitung. Ein lediger Jüngling, dessen beide Eltern noch leben, fängt das Wasser in einem neuen Gefäße auf, wobei der Bräutigam seinen Verlobungsring so vor die Oeffnung des Brunnens hält, daß das Wasser durch denselben läuft. Im Hause des Bräutigams wird dann derselbe von einem der jungen Leute, der wiederum keine Waise sein darf, gewaschen und dann rasirt; dabei wird von den anwesenden Mädchen ein bestimmtes Lied gesungen. Hierauf geht alles schlafen.

Am Sonntag nach dem Gottesdienst wird die Braut von Frauen aus der Verwandtschaft des Bräutigams geschmückt und in die Kirche geleitet, wobei sie einen dünnen rothen Schleier über dem Gesicht trägt. Auch den Bräutigam begleiten Freunde und Verwandte zur Kirche, wo der Priester die rituelle Einsegnung vollzieht. Hinter dem Brautpaar stehen Bekannte und geben Acht, daß nicht Jemand das κομπόδεμα (Knüpfen des Nestelknotens) vollzieht oder die Braut verzaubert, so daß sie bloß Mädchen zur Welt bringen kann. Zu demselben Zwecke trägt sie in der Tasche ihres Kleides neun oder zwölf Bohnen, so viel Knaben soll sie bekommen. Oder eine ältere Frau steht hinter der Braut und spricht, während der Priester die Gebete liest: „Neun Bäume und einen Apfelbaum," d. h. neun Söhne und eine Tochter. Nach Vollendung der Ceremonie werden die Brautkronen zuerst von den Priestern, dann von den Verwandten und Freunden geküßt. Dabei versetzen einige von den Verwandten der Braut dem Bräutigam Ohrfeigen, besonders seine Schwiegermutter und andere Frauen aus der Sippschaft. Dann begleitet die Braut ihr Bruder oder ein anderer naher Verwandter bis zur Thür der

Kirche, indem er sie am Arme hält; an der Kirchenthür muß der Bräutigam ihm ein Geldgeschenk machen, damit er sie losläßt. Dann folgt ihm die Braut, aber sehr langsam und fortwährend zu Boden blickend; daher stammen die Sprichwörter: „sie geht (oder sie sieht zur Erde) wie eine Braut". Auf dem Wege aus der Kirche zum Hause des Bräutigams wird der Zug aus den Thüren der am Wege liegenden Häuser mit Reis oder mit Rosinen und Konfekt beworfen. An der Schwelle des Hauses der jungen Eheleute aber stehen Frauen und Mädchen, welche das Paar mit Gesängen empfangen.

Bevor die Neuvermählten ihr Haus betreten, machen sie kurz vor dem Eingang drei Verbeugungen; dann nimmt der Beistand des Bräutigams einen Frauengürtel oder bei der Hochzeit eines Bauern den Riemen, welcher die Deichsel mit dem Joch verbindet, schlingt ihn um die Köpfe des Ehepaares und führt dasselbe so scheinbar mit Gewalt ins Haus. Hierauf muß der junge Mann seine Frau küssen; und gleichzeitig zertritt sie einen vor ihre Füße geworfenen Granatapfel. Anderwärts ist es Brauch, daß eine Jungfrau der jungen Frau auf der Schwelle des Hauses einen Kuchen aus Sesam, Honig und Nüssen überreicht. In Vytini nimmt der Kumbaros einen mit Honig oder etwas anderem Süßen gefüllten Becher und gibt davon den Neuvermählten; in anderen Orten Arkadiens zerbricht die Frau noch vor der Thür ein kreuzförmig gebackenes Brot und wirft ein Stück davon nach hinten, eins nach vorn, die andern nach beiden Seiten. Ebenso schüttet sie ein Gefäß mit Wasser nach vorn, nach hinten und nach beiden Seiten aus. In Lakonien setzt sich die Frau vor dem Hause des Mannes nieder, und die Verwandten desselben werfen ihr Geldstücke in den Busen, deren Summe sich manchmal auf 1000 Drachmen

beläuft. Im Hause führt der Schwiegervater die junge Frau in eine Ecke, hebt ihr den Brautschleier in die Höhe, küßt sie auf die Stirn und schenkt ihr eine Goldmünze. Am Abend findet der Festschmaus statt, an dem sich indessen das junge Paar nicht betheiligt, welches besonders speist.

Am Abend desselben Sonntags, etwa um 11 Uhr, läßt der junge Ehemann den Eltern seiner Frau sagen, daß er mit seiner Tischgesellschaft zu ihnen kommen werde. Unter Gesängen und Flintenschüssen wird dorthin gezogen, und es findet eine einfache Bewirthung statt; das Ehepaar ißt ganz allein zusammen einen eingemachten Hahn, den „Hahn der Schwiegermutter". Beim Weggehen wird es als glückbringend betrachtet, etwas von den Tischgeräthschaften, eine Gabel, ein Messer, eine Serviette oder Aehnliches zu entwenden. Das wurde eigentlich gleich wieder zurückgeschickt; leider artete aber die scherzhafte Sitte in wirklichen Diebstahl aus, und so ist vielfach dieser Abendbesuch der Hochzeitsgäste bei den Schwiegereltern (τὰ πιστρόφια) in Wegfall gekommen und dafür ein solider Morgenbesuch am folgenden Dienstag in Begleitung der nächsten Verwandten getreten. Bei den Inselgriechen heißt derselbe ἀντίγαμος und findet erst acht Tage nach der Hochzeit statt.

Am Morgen nach der Hochzeitsnacht kommen nähere Freunde des Ehepaares, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und werden mit Süßigkeiten bewirthet. Acht Tage nach der Hochzeit geht die junge Frau, begleitet von jungen Mädchen und einen kleinen Knaben an der Hand führend, zu einem benachbarten Brunnen, um Wasser zu schöpfen; wenn sie den Krug untergestellt hat, wirft sie eine Silbermünze hinein, welche der Knabe herausholt. Wieder acht Tage später geht sie zum erstenmal zur Kirche und macht dem Priester ein Geldgeschenk.

Die Neuvermählten dürfen ein ganzes Jahr nach der Hochzeit keinem Leichenbegängniß beiwohnen, ja ein solches nicht einmal von weitem ansehen. Wenn ein Leichenzug bei ihrem Hause vorbeikommt, müssen sie sich entfernen oder wenigstens rasch verstecken. Von anderen volksthümlichen Vorstellungen, die sich auf die Hochzeit beziehen, hebe ich noch die folgenden hervor. Wenn Sohn und Tochter eines Hauses zu gleicher Zeit heirathen, so müssen die beiden Schwägerinnen bei ihrer ersten Begegnung Wasser in den Mund nehmen und sich damit anspucken, sonst stirbt eine von ihnen oder wird in der Ehe unglücklich. Als glücklichste Monate zum Heiraten gelten meist September und Oktober; als durchaus unpassend der Mai. Indessen sind hierin Verschiedenheiten bemerkbar: in einigen Gegenden des Peloponnes gilt gerade der September für unglückbringend, und auch der Februar ist bald günstig, bald ungünstig. Unglückstage sind Dienstag und Freitag. Nicht sehr geschätzt ist im Volksglauben eine zweite oder gar eine dritte Ehe. Da wird die Trauung ganz im stillen, unter Anwesenheit Weniger, womöglich bei Nacht, vollzogen, die Braut wird durch eine Nebenthür oder gar durchs Fenster in das Haus des Bräutigams gebracht, und der Haupteingang desselben bleibt durch vierzig Tage geschlossen.

Hiemit schließe ich diese Mittheilungen. Der Leser des Schröder'schen Buches wird viele Züge leicht in den Gang der dort gegebenen Untersuchung einordnen können; andere stehen eigenthümlich da. Undeutlich blos schimmert im Peloponnes die Erinnerung an den alten Frauenraub durch, der z. B. bei Südslawen und Albanesen (auch bei den Basken) deutlichere Spuren hinterlassen hat und auf den ionischen Inseln noch mehrfach ausgeführt wird, natürlich mit Einwilligung der Braut, um die Zustimmung

der Eltern zu erzwingen. Bei uns ist ein literarischer Ausläufer dieser Form der Eheschließung die köstliche Entführungsgeschichte Laura's durch den Doktor Hahn in der „Verlorenen Handschrift". Deutlicher sind die Reste von dem früheren Brautkauf. Der eigenthümliche Bettelgang der estnischen Braut hat in Griechenland nichts Analoges; schließlich sind indessen unsere Hochzeitsgeschenke eine zivilisirte Umformung dieser Sitte; eine Mittelstufe etwa stellt der kymrische Brauch dar, wie ihn Schuchardt, Romanisches und Keltisches, S. 396, beschreibt. Und so führt auch die Volkskunde, vergleichend und historisch behandelt, zur Deutung von manchem „Rudimentären", das der Gebildete ebenso noch heute mit sich herumschleppt, wie den Rest eines prähistorischen Schwänzchens.

XI.

Zur Volkskunde der Alpenländer.

(1891.)

Goethe erzählt in seiner „Kampagne in Frankreich" gelegentlich eines Besuches in der Galerie in Düsseldorf: „Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraus traten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief einer begeistert aus: Ist es einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schänke in gute Gesellschaft käme?"

Wen ein ähnliches Gefühl der Erleichterung ergreift, wenn er von der Lektüre einer Sammlung Volkslieder zu den Goldschnittbändchen unserer Salonlyrik zurückkehrt, dem wollen wir seine Kreise nicht stören. Goethe hatte trotz seiner Begeisterung für italienische Kunst auch offenen Sinn für den Realismus der Niederländer und fand in ihrem Studium, wie er sich ausdrückte, „Gewinn fürs ganze Leben". Daß er auch für die Bedeutung der Volksdichtung tiefstes Verständniß hatte, ist bekannt genug. Heutzutage ist Kenntniß des Volksliedes und Liebe zu demselben nicht allzu häufig anzutreffen, wenigstens im größern Publikum. Für die wenigen, welche zu dieser Gemeinde gehören, werden die fünf Sammlungen, welche

die bekannte Verlagsbuchhandlung von Liebeskind in Leipzig in allerliebsten Elzevir-Ausgaben veröffentlicht hat, eine freudig begrüßte Gabe sein.

Die Gattung der Vierzeilen, der sogenannten Schnadahüpfeln, ist hier durch zwei Bändchen vorzugsweise reich vertreten. Sie regen zu mannichfachen Gedanken an, die schließlich weit über die Grenzen Tirols und der Alpenländer überhaupt hinaus führen. Das Hauptgebiet des Schnadahüpfels gehört dem bayrischen Sprachgebiete an. Bayrisch wird gesprochen in Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz, in Theilen von Ober- und Mittelfranken, im Egerlande und an den böhmischen Abhängen des Böhmerwaldes, ferner in Oesterreich ob und unter der Enns, in Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten, endlich an der ungarischen Grenze. Hier ist diese vierzeilige Dichtungsart überall zu Hause, unter mannichfachen Namen immer ein und dieselbe, sei es nun, daß man sie Gsangln und Gstanzln nennt, wie in Niederösterreich, oder Plapperliedln, wie in Kärnten, oder Schnadahüpfeln, wie in Bayern, Tirol und Steiermark, oder schlechtweg Vierzeilige, wie im Egerlande. Von da greift diese Dichtungsart hinüber nach Westen in alemannisches Sprachgebiet; sie ist in Vorarlberg lebendig und unter verschiedenen Bezeichnungen in der deutschen Schweiz; wir treffen sie als Schelmenliedle in Schwaben an, und einzelne Strophen sind bis in das Elsaß verschleppt worden. Nach Norden zu ist sie im fränkischen Vogtlande vollständig eingebürgert; die Rundâs in der Sammlung von Dunger sind dutzendweise identisch mit vielen unsrer gangbarsten Schnadahüpfeln. Auch im Koburgischen sind sie als Schlumperliedeln noch lebendig; weiter hinauf, in Thüringen und Dessau, erscheinen sie als versprengtes Gut. Ebensowenig haben sie im österreichischen und

preußischen Schlesien das volle Heimatsrecht erworben. Am merkwürdigsten ist ihr Vorkommen im äußersten Nordosten des deutschen Sprachgebietes, in der preußischen Provinz Preußen. In Ostpreußen ist z. B. folgendes echte und rechte Schnadahüpfl bekannt, das auch in den Alpenländern, in Schwaben, dem Sonnebergischen und dem Vogtlande in verschiedenen Varianten gesungen wird:

Vier Ochsen, drei Kälber,
Eine bucklige Kuh,
Das gibt mir mein Vater,
Wenn ich heirathen thu'.

In der Sammlung von Greinz-Kapferer lautet es: (I, S. 99):

An schwarzbraunan Ochs'n
Und a tschekati Kua,
Dö geit ma mei Vota,
Wenn i heirat'n thua!

Hier in Preußen können wir errathen, woher und wie die Vierzeilen eingewandert sind. Wir dürfen sie ohne Zweifel an die schwäbische Kolonie in Westpreußen anknüpfen, welche Friedrich der Große dort angesiedelt hat. Gerade mit schwäbischen Schelmenliedchen decken sich einige der noch heute dort gesungenen Vierzeilen vollständig. Mit Tracht und Sitte, mit Glauben und Sprache, mit Sagen und Märchen ist auch das Schnadahüpfl mitgewandert aus der alten Heimat in die neue; aber während Tracht und Sitte vergessen werden, während die Mundart aufgeht in derjenigen der Umwohner, bleibt das Schnadahüpfl zäher, und wenn es auch nicht mehr in der üppigen Fülle wuchert, wie daheim, so entgehen doch einzelne Exemplare durch beständige Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder der Vergessenheit. Es ist so anspruchslos und so liebenswürdig, daß es auch den Fremden sich wert zu machen versteht. Es

wird in fremde Mundart übersetzt — das oben angeführte Liedchen von der buckligen Kuh ist in Pommerellen wie in Lippe auch plattdeutsch bekannt —, ja, es hat bei der Einfachheit seiner Form und der Faßlichkeit seiner Pointirung die erstaunlichste Fähigkeit, nach wenigen Mustern immer neue und neue Strophen erzeugen zu lassen.

Auch der lustigste und liebenswürdigste Wanderbursche wird heute nach seinem Paß gefragt. Unser Schnadahüpfl wandert seit einer Zeit, wo das Herumstreifen auf den Landstraßen noch nicht durch so feste Ordnung beschränkt war. Darum vermag so recht mit Bestimmtheit niemand zu sagen, wo es eigentlich zu Hause ist. Die Alpengebiete Bayerns und Oesterreichs scheinen das größte Anrecht darauf zu haben, für seine Heimat zu gelten. Hier mag die vierzeilige Strophe mit den zwei Hebungen in jeder Zeile zuerst vorzüglich als Tanzweise erklungen sein; darauf scheint der Name Schnadahüpfl hinzudeuten. Auch heute ist dieser Charakter noch nicht verwischt: wenn der Bauernbursche seinem Schatz einen Tanz zahlen will, tritt er mit ihm vor, wirft den Musikanten Geld hin und singt einen Vierzeiligen nach bekannter Melodie, die dann von der Musik nachgespielt wird. Aber das Schnadahüpfl ist nicht auf den Tanzboden beschränkt. Jedesmal, wenn sich im Leben des Gebirgsvolkes Fröhlichkeit und Glück, Uebermuth und Ausgelassenheit Luft machen will, da ist es als bequemste Sangweise und als leichteste Improvisation zur Hand; und nicht minder stellt es sich dem Kummer betrogener Liebe und trotzigem Hohn gegen das treulose Liebchen zur Verfügung und die Herausforderung, die nicht selten mit blutiger Rauferei endet, spielt sich — besonders in Tirol — in dem Rahmen eines Wettgesanges mit Vierzeilen ab; und auf einsamem Gebirgspfade, wo der Bursch

zum Fensterln geht oder wo der Jäger dahinzieht, da ertönt das Liedchen, und der Ueberschuß der Empfindung klingt in lang nachziehendem Jodler aus.

Es ist mit dem Schnadahüpfl wie mit aller Volksdichtung. Es ist uralt, und dabei doch immer wieder jung und neu. Gelehrte Forschung verfolgt seine Spuren bis ins hohe Mittelalter zurück; sehr viele der heute gesungenen Strophen sind gewiß vor mehreren hundert Jahren zum erstenmale gesungen worden. Jede Vierzeile ist einmal zuerst von einem bestimmten Sänger erdacht und vorgetragen worden. Gefiel sie, dann war sie rasch in aller Munde, ward hinausgetragen über die Gemarkung des Dorfes, über die Grenzpfähle des Landes, weit hinaus, so weit überhaupt derartige Kunstübung blühte, und, wir haben es gesehen, noch viel weiter. So kommt es, daß wir hunderten von Schnadahüpfln auf dem ganzen Gebiete dieser Dichtungsart begegnen, in Tirol wie im Vogtlande, in Schwaben wie in Steiermark, überall gleich und doch anders gestaltet nach Mundart und leiser Nüancierung des Ausdrucks. Aber auch da, wo die einzelne Strophe zuerst entstanden ist, bleibt ihre Form keine feste; jeder, der sie singt, singt sie anders, mit kleineren oder größeren Abweichungen, und so wird sie in stets frisch schaffender Improvisation immer gleichsam von neuem geboren. In feststehender Grundform die größte Beweglichkeit — das ist die Signatur der Volksdichtung überhaupt, die man nirgends besser studiren kann als am Schnadahüpfl und an den verwandten Liedformen andrer Völker.

Wer die kärtnerischen Alpen hinuntersteigt und durch Friaul nach dem Venezianischen hineinwandert, der hört auch dort allenthalben vierzeilige Liedchen, mit einheimischem Namen Villotte benannt. Ihre Form ist der-

jenigen der Schnadahüpfln ungemein ähnlich: die Zeile beginnt mit einem Auftakt und gipfelt in zwei Hebungen; die zweite und vierte Zeile reimen, die erste und dritte sind nicht gereimt. Das ist die normale Form, von der selten Abweichungen vorkommen, die auch beim Schnadahüpfl nicht ganz fehlen. Von den ihrem innern Wesen nach so nahe verwandten Ritornellen und Rispetten Mittel- und Süd-Italiens heben sich diese Villotte durch ihre Form in charakteristischer Weise ab. Ist das durch die lokale Nähe des Schnadahüpfls hervorgerufen — auch die Slovenen in Steiermark singen vierzeilige Vize (Weisen) — oder durch eine gemeinsame Grundlage bedingt? Und ist diese Grundlage nichts weiter als eine gleiche Anlage des menschlichen Geistes oder eine bestimmte ethnologische Thatsache?

Man hat an das letztere gedacht. Der Umstand, daß das kymrische Volk in Wales ähnliche Vierzeilen besitzt, hat zu der Annahme geführt, daß die vierzeiligen Liedchen der Alpenländer und Oberitaliens in ihren Ursprüngen den Kelten zuzuschreiben seien, welche nachweislich einmal in diesen Gegenden gewohnt haben. Man fand eine Unterstützung für diese Ansicht darin, daß auch auf der pyrenäischen Halbinsel eine ähnliche Dichtungsart — die spanischen Coplas, die portugiesischen Cantigas — heimisch ist. Wie in sonst unverwandten Sprachen gemeinsame Erscheinungen auftreten, die dem ethnologischen Einflusse einer ältern, auf dem Gebiete jener Sprachen einst gesprochenen Sprache zugeschrieben werden müssen, so glaubte man hier einer ähnlichen Thatsache auf dem Gebiete der Volksdichtung auf der Spur zu sein. Aber ist man nicht hier etwas zu vorschnell mit der Schlußfolgerung gewesen? Wenn sich herausstellt, daß auch in andern Gegenden, in welche niemals ein Kelte seinen

Fuß gesetzt hat, Liedchen von ähnlicher Form und verwandtem Inhalte vorhanden sind, ist es dann gestattet, hier auf engerem Gebiete die Kelten dafür verantwortlich zu machen?

Und in der That, die vierzeilige Strophe ist eine allenthalben, wo es Volkspoesie gibt, mit Vorliebe verwendete Form, um subjektives Empfinden in augenblicklicher Improvisation auszusprechen. Sie ist bei den arischen Indern so wenig unbekannt, wie bei den semitischen Syriern. Die malayischen Pantuns sehen den Schnadahüpfln zum Verwechseln ähnlich; schon Chamisso hat bemerkt, wie hier, ganz ähnlich wie bei uns, ein sinniger Gedanke durch einen Vergleich aus der Natur vorbereitet wird. Die lettische Volksdichtung besteht wesentlich aus vierzeiligen Liedchen in trochäischem Rhythmus, wie im Spanischen. Ganz reizend sind zum Theil die russischen und polnischen Tanzliedchen, auch sie nicht selten ein Naturbild mit einem erotischen Gedanken verknüpfend. Die tschechischen Vierzeilen will Helfert auf polnischen Einfluß zurückführen; ich weiß nicht, mit welchem Rechte. So kann man die Vierzeile über Schweden durch plattdeutsches Sprachgebiet verfolgen, bis wir in Frankreich wieder auf keltischem Boden ankommen. Und schließlich ist es wahrscheinlich, daß auch das dreizeilige Ritornell wie das achtzeilige Rispett aus vierzeiliger Strophenform entstanden sind.

Das alles ist merkwürdig genug. Es gibt dafür kaum eine andere Erklärung als die aus der überall wesentlich gleichen Anlage des menschlichen Geistes. Nicht anders ist es, wenn dasselbe primitive Ornament in den Anfängen der orientalischen und griechischen Kunst und bei südamerikanischen Stämmen gefunden wird. Nähere Zusammenhänge sind daraus nicht zu folgern. Auch aus

dem Inhalte nicht. Er ist überall vorzugsweise die Liebe. Daß hier, wo das Gefühl mit allen seinen Stufen, Wandlungen und äußeren Verhältnissen auf dem ganzen Erdball wesentlich das gleiche ist, mitunter an den entlegensten Orten der gleiche Gedanke in überraschend ähnlicher Pointirung auftritt, wen darf dies wundern? Gibt es doch auch auf literarischem Gebiete die seltsamsten Begegnungen schöner Geister. Wenn es im Schnadahüpfl heißt:

A scheans Diandl liabn
Is sei Lebta koa Sünd;
Das hat ja da Pfarra
Von da Kanzl vakündt,

so heißt es entsprechend im italienischen Rispett:

Ich sprach den Papst in Rom und fragt' ihn frei,
Ob denn das Lieben eine Sünde sei.
Er sagte: Nein, liebt nur in Gottes Namen,
Doch, wohl gemerkt, nur schöne Mädchen. Amen!

Sehr verbreitet ist allenthalben in mannichfacher Version das Schnadahüpfl:

Mei Herz ist vaschlossen,
Is a Bogenschloß dran,
Is an anziges Büabl,
Das 's afmachen kann.

Man schreibt gerade diesem Liedchen wegen des Zusammentreffens mit einer Strophe Werners von Tegernsee hohes Alter zu. Ganz ähnlich lautet eine portugiesische Cantiga:

Meu coração abre e fecha,
Sem ser arca nem bahu,
Está fechado para todos,
Aberto só para um.

Ich stehe davon ab, weitere Aehnlichkeiten vorzuführen, wie sie sich zum Beispiel in dem Wunsche junger Mädchen, zu heiraten, in der Beurtheilung der verschiedenen Stände für die Ehe, in der Abneigung gegen

die Heirat mit einem alten Manne u. s. w. reichlich zeigen. Weit überwiegend gegenüber der Uebereinstimmung ist doch die Verschiedenheit. Es ist wahrhaft erstaunlich, bei einem Ueberblick über die verschiedenen Volksliteraturen zu sehen, welcher geradezu grenzenlosen Mannichfaltigkeit des Ausdrucks das Gefühl der Liebe fähig ist. Daß die Verschiedenheit des Volkscharakters dabei zur durchgreifendsten Geltung kommt, ist selbstverständlich, und es wäre eine höchst interessante Aufgabe, die verschiedenen Völker gerade an der Hand der Vierzeilen zu zeichnen. In der endlosen Fülle dieser Produktion ist nicht alles von gleichem Werthe. Es ist wie eine Wiese, die in weiter Ausdehnung mit einer Fülle bunter Blumen bedeckt ist und dem Auge so den erfreulichsten Anblick bietet; geht man näher und pflückt die Blumen ab, so findet man viel gewöhnliche und unscheinbare Pflanzen darunter.

Hat das Schnadahüpfl uns zu einer Reihe vergleichender Betrachtungen verführt, die vielleicht manchem allzuweit ausgesponnen zu sein scheinen werden, so können wir uns bei der Sammlung der „Tiroler Volkslieder" kürzer fassen. Nicht als ob nicht auch längere Volkslieder von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm wanderten; nicht als ob nicht auch hier an von einander sehr entlegenen Punkten dieselben Stoffe in volksthümlicher Behandlung uns begegneten. Aber was uns die Herren Greinz und Kapferer in ihrem Bändchen bieten, umfaßt, nach ihrer eigenen Versicherung, einen großen Theil der im Tiroler Volk üblichen Gesänge. Und danach hat es den Anschein, als ob viele Volkslieder, die sonst aus allen möglichen Theilen des deutschen Sprachgebietes vorliegen, nach Tirol nicht gedrungen oder hier verloren gegangen sind. Besonders berührt der Mangel an erzählenden Volksliedern eigenthümlich. Von diesen enthält die Sammlung nur sehr wenige. Zwei davon

sind freilich interessant genug (S. 104, 108); sie behandeln Stoffe der biblischen Geschichte in der derb realistischen Weise, welche wir aus den biblischen Volksschauspielen kennen. Als Christus dem Malchus das abgehauene Ohr wieder angeheilt hat, wendet sich Petrus mit folgender Ansprache an ihn:

„Was hat mi denn iatz mein Hauen g'nutzt,
Du bist schon a Saggeraschwonz,
Wenn i so an Saukerl z'sammenputz,
Mochst du mir'n grod wieder gonz!"

Werthvoll ist auch „das Spingeser Schlachtlied" (S. 89), ein historisches Volkslied aus der Zeit der Franzosenkriege, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Flugblatt gedruckt, in der vorliegenden Fassung aber aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

Das Malchuslied schließt mit der Strophe:

I bin a schlichter Bauersmonn,
Aus dem Oberland zu Haus,
Und wenn i koa Mirakel mehr wirken kann,
Blas' i mir durchs Ermlloch aus.

Hier nennt sich offenbar der Dichter des Liedes. Das heißt, er nennt sich nicht mit Namen, aber er weist auf seine bestimmte Individualität als den Verfasser hin. Das hat weit verbreitete Analogieen. Wenn man die niedliche Ausgabe französischer Volkslieder von Moriz Haupt durchblättert, so findet man zu wiederholten Malen die Schlußstrophe mit der Antwort auf die Frage beschäftigt: „Wer hat dies Lied erdacht?" z. B. S. 140:

„Wer hat dieses Lied ersonnen?
Eine, die gern Freude hat
Und die Liebe hat viel lieber
La la la!
Als daß eingesperrt sie klagt.
Lironfa!

Vergl. S. 13, 17, 39, 45, 72, 85, 90, 97, 108, 138, 144, 148, 150, 164. Ebenso unter anderem in den von Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen niederländischen Volksliedern. Das ist sehr bezeichnend und sehr wichtig für die Frage nach der Entstehung der Volkslieder. Man hört häufig genug noch die unklare Ansicht, „das Volk“ dichte die Volkslieder, oder, wie man mit noch mystischerem Ausdruck sagt, „der Volksgeist“ bringe diese Schöpfungen hervor. Gewiß, der „Volksgeist“, so weit er eben in jedem einzelnen Individuum wirksam ist; aber zunächst ist jedes Lied einmal von einem bestimmten, einzelnen Dichter verfaßt worden. So giebt es eigentlich keine feste Grenze zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie. Ich möchte wissen, wer einen zwingenden Beweis dafür erbringen könnte, daß gewisse Lieder von Goethe oder Heine keine Volkslieder sind, wenn wir eben nicht zufällig bestimmt wüßten, daß sie von diesen bestimmten Verfassern herrühren. Und andrerseits hat es erst gelehrter Forschung bedurft, um einige Goethe'sche Lieder als wesentlich unverändert herüber genommene Volkslieder nachzuweisen. Der Dichter des Volksliedes nennt sich nicht, oder er bezeichnet sich nur in ganz allgemeiner Weise, wie in den oben angeführten Beispielen. Dadurch wird sein Gut herrenlos, durch kein Gesetz gegen „Nachdruck“ geschützt; das heißt, jeder, der es gehört und gemerkt hat, singt es, als ob es von ihm selbst stammte, fügt hinzu, läßt weg, ändert. Geht es aber den Liedern, Strophen und Stellen, welche aus unsern „Kunstdichtern“ ins Volk dringen, anders? Wie viele Zitate aus unsern Klassikern gehen in nicht unwesentlich veränderter Gestalt unter uns umher! Wer kann sich rühmen, den Text eines viel gesungenen Liedes ordentlich auswendig zu wissen?

Nur in dem Sinne also dichtet „das Volk“ seine

Volkslieder, daß jeder einzelne das Lied, das er einmal gehört hat, mehr oder weniger wesentlich umgestalten kann. Daher die große Anzahl von Varianten der Volkslieder, die gewöhnlich gerade so groß ist, als die Anzahl der Personen, aus deren Munde das Lied zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet worden ist. Ja, dieselbe Person wird, zur Wiederholung des Textes aufgefordert, denselben schwerlich genau in derselben Weise wiedergeben, wie das erste Mal. Daß ein solches Lied zufällig auch auf einem Flugblatt gedruckt wird, wie das auf die Spingeser Schlacht, ändert daran nichts; das ist eine Variante mehr unter vielen, die sich daneben im Volksmunde fortpflanzen.

Dafür, daß auch literarische Schöpfungen, wenn sie dem naiven Charakter der Volksdichtung nahe stehen, vom Volke wie seine eigenen gesungen werden, wobei natürlich der Name des Verfassers in Vergessenheit geräth, gibt es allenthalben Belege. Man hat dafür den, wie mir scheint, wenig bezeichnenden Namen volksthümliche Lieder gebraucht. Ein recht charakteristisches Beispiel ist mir neulich auf einem von den Alpenländern geographisch ziemlich entfernt liegenden Gebiete begegnet. In einer Sammlung von Volksliedern, die auf der Insel Chios gesammelt sind, stieß ich auf ein längeres Gedicht, das ich bald als eines der besseren Erzeugnisse der griechischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts erkannte. Die „schöne Schäferin" ist in volksthümlichem Tone gehalten und hat es diesem Umstande zu verdanken, daß, wie man schon längst wußte, größere Stücke von ihr auf den Inseln des ägäischen Meeres vom Volk gesungen werden. Dem Herausgeber jener Sammlung ist der wahre Sachverhalt entgangen, obwohl die von ihm in Chios aufgezeichnete Fassung in auffallendster Weise mit der gedruckten übereinstimmt. Am

Schlusse der letzteren ist der Verfasser, ein gewisser Nikolaus Drimytikos, genannt; das ist natürlich dort in Vergessenheit gerathen.

Eine sehr eigenartige, vielleicht die werthvollste Gabe unter den Bändchen der Liebeskindschen Sammlung, bietet uns Herr Ludwig von Hörmann in Innsbruck, der vorzüglichste Kenner des Tiroler Volkslebens, in den beiden von ihm herausgegebenen Sammlungen der „Grabschriften und Marterln“ und der „Haussprüche aus den Alpen“. Mehr als die andern sind diese geeignet, uns tiefe Einblicke in die Seele der Alpenbewohner thun zu lassen. Aussprüche tiefster Lebensweisheit stehen hier neben solchen von geradezu zwerchfellerschütternder Naivität, neben Versen von rührender Innigkeit findet sich ein Witz, der auch das Heilige nicht verschont. Die Herausgeber der „Volkslieder“ haben ihr Büchlein für „das deutsche Haus und die deutsche Familie“ bestimmt; aber in noch viel höherem Grade verdienen es die beiden Hörmannschen Bändchen, Hausbücher im besten Sinne des Wortes zu werden.

Es lohnt sich in hohem Maße, auf den Inhalt etwas näher einzugehen. Von den „Grabschriften und Marterln“ umfaßt die erste und größte Abtheilung die eigentlichen Grabschriften. Sie sind auf den Friedhöfen, besonders den Dorffriedhöfen der Alpenländer gesammelt, wo sie sich theils auf den Grabkreuzen aufgemalt, theils unter dazu gehörigen Bildern an der Kirchenmauer auf Tafeln angebracht finden. Gedanken über Tod und Ewigkeit sind hier in erstaunlicher Mannichfaltigkeit variirt. Ihnen hat der Herausgeber die Inschriften der sogenannten Rechbreter, das heißt Leichen- oder Totenbreter, angeschlossen. Das waren ursprünglich die Breter, auf denen die Leichen aufgebahrt gewesen waren; sie wurden auf häufig begangenen Wegen aufgestellt, ja sogar auf

dem Wege niedergelegt. Jetzt sind es meist später vom Schreiner angefertigte Breter. Die Sitte ist vorzugsweise in Oberbaiern und den westlichen Alpen verbreitet. In diesen Inschriften der Grabkreuze und der Totenbreter treibt eine theils freiwillige, theils unfreiwillige Komik besonders da ihr Wesen, wo es sich um den Stand, die Beschäftigung oder die Todesart des Verstorbenen handelt. So wirkt z. B. in einer Grabschrift aus dem Oberinnthal die ungewöhnliche Stellung des Relativpronomens in Verbindung mit dem Reim unwiderstehlich komisch:

Hier liegt der Herr Melcher,
Pfarrer gewesen ist welcher.

In einer anderen wird eine ganz selbstverständliche Begründung sehr pomphaft durch ein rhetorisches Kunststück eingeleitet:

Hier liegt begraben unser Organist,
Warum? weil er gestorben ist.
Er lobte Gott zu allen Stunden,
Der Stein ist oben und er liegt unten.

Die Todesursache ist zu komischer Wirkung verwendet, z. B.:

Ach, ach, ach, hier liegt der Herr von Zach,
Er war geboren am Bodensee
Und ist gestorben an Bauchweh.

Oder

Und er maß sieben Schuh.
Gott geb ihm die ewige Ruh.
Ein unglücklicher Ochsenstoß
Oeffnete das Himmelsschloß.

Einigemale schließt eine Grabschrift so:

Er (sie) lebte in Furcht und Zucht
Und starb an der Wassersucht.

Das weibliche Geschlecht wird mit Ausfällen nicht ganz verschont, z. B.:

In diesem Grab liegt Anichs Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,
Man hat sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh nun haben?

Oder in Hall:

Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir zankt,
Drum, lieber Leser, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Ganz ähnlich den Inschriften auf den Grabkreuzen und Totenbretern sind die auf den Erinnerungstafeln, wie sie in den sogenannten Totenkapellen und Totenrasten aufgehängt werden, jenen kleinen Kapellen außerhalb des Orts, welche den aus weiterer Entfernung hergebrachten Leichen solange zur Raststätte dienen, bis der nächste Ortsgeistliche sie abholt. Besonders charakteristisch sind hier die Armseelentafeln, Darstellungen von nackten Gestalten im Fegefeuer, dessen Pein in beigesetzten Versen lebhaft geschildert wird. Höher stehen die Inschriften der Votivtafeln, Bildstöckel und Feldkreuze, die meistens Erinnerungszeichen an wunderbare Rettung aus Lebensgefahr oder sonstigem Unglück sind. Verse erzählen den Fall, eine bildliche Darstellung erläutert dieselben. Verwandt sind die bekannten Marterln, die sich in großer Zahl in allen Alpenländern finden: Täfelchen mit bildlicher Darstellung und poetischer Erklärung, zur Erinnerung an einen an dem Orte stattgefundenen Unglücksfall errichtet. Unter ihnen finden sich einige, die wegen ihrer Naivität geradezu berühmt geworden sind. So heißt es in Stubai auf einen verunglückten Fuhrmann:

Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit;
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 Uhr war er dort.

In Passeier sieht man auf einem Marterl dargestellt, wie aus einem Schneeberge ein Mannskopf herausguckt; links läuft ein Knabe eiligst davon. Dabei steht:

Hier starb Martin Rausch.
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch der Jörg der war darunter,
Aber heut noch ist gesund er.

Schneelawinen sind begreiflicherweise in den Marterln häufig als Todesursache angegeben, z. B.

Hier ruht der ehrsame Junggesell Alois Festini von Cahamahango, welcher in der Fremde unter einer kleinen Schneelawine seine wahre Heimat gefunden hat am 18. Dez. 1871.

oder

Gedenke der Jungfrau Barbara Hechenpleikner, welche hier unter der Schneelawine ihr zeitliches Leben in das ewige verwechselt hat.

Durch eigenthümliche grammatische Konstruktion ist ausgezeichnet: „Andenken der durch die Schneelawinen verunglückten sind worden drei Kinder“; durch Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks:

Aufi gstiegn,
Kerschen brockt,
Abi gfallen,
Hin gwesen.

Aus dem Lavantthal in Kärnten stammt:

Hier ruht der ehrsame Johann Missegger auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.

Ernsthafter und in der That überraschend reich an schönen und gesunden Gedanken sind die in dem Bändchen der „Haussprüche“ vereinigten Sentenzen, die auf der Vorderseite der Häuser, auf den Wänden der Stuben, auf Glocken, Messern, Uhren, Scheiben und dgl. eingeschrieben sind. Bei den auf den Hausbau bezüglichen Sprüchen ist die bekannte Doppelzeile:

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen

sehr mannichfaltig variirt und erweitert. Der Bauherr,

der um sein eigenes gutes Geld sein Haus gebaut hat, giebt seinem Aerger darüber Ausdruck, daß alle möglichen fremden Leute an der Straße stehen bleiben und Ausstellungen machen.

Wer will bauen auf offner Straßen,
Muß die Leute reden lassen.
Der eine gafft vorn, der eine gafft hinten,
Wird jeder was zu tadeln finden.

oder

Schimpfen kann ein jeder Bauer,
Besser machen fallt ihm sauer,
Jeder baut nach seinem Sinn,
Keiner kommt und zahlt für ihn.

Ja sogar in maccaronischer Weise:

Qui aedificaturus est
an den Straßen,
Debet stultum dicere
lassen,
Optat mihi omnis
was er will,
Opto ei
Noch so viel.

Vielfach werden Maria, die Engel und die Heiligen um Schutz für das neu gebaute Haus angerufen und einer besonderen Berücksichtigung erfreut sich dabei der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuersbrunst, der unzählige Mal an Häusern und Brunnensäulen abgebildet ist. Für die Stellung, welche die Heiligen im Volksglauben einnehmen, ist ungemein bezeichnend der Spruch aus Wenns:

Dieses Haus stand in Gottes Hand
Und ist dreimal abgebrannt,
Und das viertemal ist's wieder aufgebaut
Und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.

Um auch das Ernstere zu seinem Rechte kommen zu lassen, setze ich einen aus dem Jahre 1609 stammenden Spruch

auf die Jungfrau Maria her, der sich an einem Fenster in Schloß Amras findet:

Maria milt
O Mutter zart!
Sey du mein schilt
zur hinefart.
gib mir die gnad,
das ich da find
des lebens pfad
zu deinem Kind.

Man hat die Inschriften von den Grabsteinen und von den Vasen der Griechen und der Römer mit emsigem Fleiße gesammelt und in großartig angelegten und ausgestatteten Werken herausgegeben. Und man hat recht daran gethan; denn deutlicher als aus den offiziellen Kundgebungen von Städten und Staaten spricht aus diesen unscheinbaren Denkmälern die Seele der antiken Völker zu uns. Aber darf man dann nicht für die entsprechenden Aufzeichnungen unsres eigenen Volkes etwas Beachtung verlangen? Ich hoffe, daß die Hörmannschen Bändchen, mehr als frühere ähnliche Veröffentlichungen, ihnen solche verschaffen werden.

XII.

Finnische Volksliteratur.

(1887.)

Ich habe mich selbst gelegentlich gegen das Zuviel ausgesprochen, daß mir in der über uns hereinbrechenden Flut von Märchensammlungen hervor zu treten scheint und das die Verleger sowohl, als auch das Publikum mißtrauisch gegen jeden neuen derartigen Versuch machen muß. Ich habe darauf hingewiesen, daß es nun wohl an der Zeit sei, die Untersuchungen wieder einmal im Zusammenhange aufzunehmen, für welche Benfey die für alle Zeit giltigen Grundlagen in seiner Einleitung zum Pantschatantra geschaffen hat. Mit jener Bemerkung sind aber selbstverständlich nur jene Sammlungen gemeint, welche, immer wieder dieselben Gegenden ausbeutend, nichts als Varianten von längst Bekanntem bringen. Eine Uebersetzung finnischer Märchen ist von vornherein davon ausgenommen, da sie dem allergrößten Theile der in Europa für Folklore sich Interessirenden neues Material zugänglich macht. Denn die finnische Sprache wird, trotz ihres hohen Wohlklanges und ihrer großen Wichtigkeit für linguistische Studien, doch wohl für immer darauf verzichten müssen von einer größeren Anzahl Nicht-Finnen verstanden zu werden. Daß aber der finnische Märchenschatz schon wegen

seiner Beziehungen zu benachbarter germanischer und slawischer Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen darf, liegt ohne weiteres auf der Hand.

Märchen der den Finnen am nächsten verwandten Esten und Lappen sind auch zum Theil erst in jüngster Zeit durch deutsche Uebersetzungen allgemein zugänglich gemacht. Die von Friedrich Kreutzwald gesammelten estnischen Märchen übersetzte im Jahre 1869 F. Löwe; erst 1881 konnte die zweite Hälfte dieser Uebersetzung veröffentlicht werden. Und eine Uebersetzung lappischer Märchen ist erst 1886 dem deutschen Publikum dargeboten worden. Diesen beiden Werken reiht sich die Verdeutschung finnischer Märchen durch Frau Emmy Schreck an, die bei Böhlau in Weimar erschienen ist.

Das kleine Finnland beschämt manches große Kulturvolk in Bezug auf die frühzeitig begonnene und systematisch durchgeführte Sammlung und Ausbeutung seiner volksthümlichen Ueberlieferungen. Das Interesse für finnische Volkspoesie ist ungefähr ebenso alt wie die finnische Landesuniversität Åbo (seit 1828 in Helsingfors), die im Jahre 1640 von der Königin Christine gegründet wurde. Indessen wurden während des siebzehnten Jahrhunderts, so viel man weiß, nur Sprichwörter gesammelt, von denen ein kleines Heft 1702 erschien. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts findet man in Dissertationen öfters Fragmente von Zauberliedern erwähnt, ein Beweis dafür, daß man auch mit dem Sammeln dieser Erzeugnisse des Volksgeistes sich bereits beschäftigte. Eine größere Anzahl von Zauberliedern, zusammen mit epischen und lyrischen Stücken, ließ gegen das Ende des Jahrhunderts der hochgefeierte finnische Professor Porthan durch seine Schüler und Freunde sammeln. Gedruckt wurden indeß nur Auszüge in den um jene Zeit verfaßten Mythologien von

Lencquist (1782) und Ganander (1789). Eine kleine Sammlung finnischer Volksräthsel, meistens in poetischer Form, erschien 1783.

Bei dem vielseitigen Interesse Goethe's an volksthümlicher Dichtung darf es nicht wundern, daß wir bei ihm auch die Uebersetzung eines finnischen Liebesliedes finden, das er, wie Düntzer nachgewiesen hat, einem französischen Reisewerke entnommen hat. Herder's Volkslieder, welche Proben estnischer und lappischer Poesie mittheilen, enthalten kein finnisches Lied. Schon viel früher war jedoch eine Probe finnischer Volksdichtung in Deutschland bekannt gemacht worden: Daniel Georg Morhof hatte 1682 in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie" ein finnisches Bärenlied, das er der Historia ecclesiastica Sveo-Gothorum (Åbo 1675) des Bischofs Bång entnahm, mit einer wenig geschmackvollen deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Ich setze es her, weil das Buch nicht jedem gleich zur Hand sein dürfte:

O schönes Wild von unsern Pfeilen,
Durch so viel Wunden hier berückt,
Das sich getraut bey uns zu heilen,
Will seyn von unsrer Speis' erquickt,
Durch dich wird uns nunmehr gelingen
Noch hundertmahl dergleichen Beut,
Und du kanst tausend Nutzen bringen,
Bistu zu kommen nur bereit.
Ich könnte hie vielleicht wohl kommen
Selbst von den Göttern hergesand,
Die mir zu meinem Nutz' und Frommen,
Viel guter Beute bracht zur Hand.
Wird dieser Tag denn nun sich enden
So geh ich in mein Hauß hinein,
So will ich zwischen meinen Wänden,
Drey Nächte durch voll Freuden seyn.
Ich habe mich mit Lust und Glücke
Hieher durch Berg und Thal gebracht,

Nun komm ich frölicher zurücke,
All' Unlust habe gute Nacht.
Der Tag ist frölich angefangen,
Mit denen die noch übrig sein,
Bald kömmt er wieder hergegangen
Zu voller Lust und Freudenschein.
Ich ehre dich allzeit indessen
Von dir erwartend Beut und Danck,
Daß ich nicht möge dich vergessen
Und meinen guten Bärensang.

Zu welch unerträglicher Geschwätzigkeit sind hier die zwanzig kurzen trochäischen Verse des Orginals auseinandergezogen!

Das nationale Erwachen Finnlands und das daraus hervorgehende ernstere Interesse für die im Volke bewahrten Reste der Vergangenheit datirt — merkwürdig genug — erst seit der Vereinigung aller finnischen Provinzen unter russischer Herrschaft, also seit dem Jahre 1808. Man weiß, mit wie weit gehender Selbständigkeit das Großfürstenthum Finnland ausgestattet wurde und wie in Folge dessen der bis dahin übermächtige Kultureinfluß des Schwedischen immer mehr und mehr zurück trat. Nun nahm das Sammeln der Volksliteratur einen immer größeren Aufschwung. Gottlund, Poppius, Topelius und Lönnrot machten mehr oder minder bedeutende Sammlungen. Einzelne Kleinigkeiten wurden auch herausgegeben, das meiste aber blieb ungedruckt, weil die Bücher zu wenig Interesse und Absatz fanden — man braucht sich bloß an das Schicksal ähnlicher Unternehmungen in größeren Kulturländern zu erinnern. Leicht hätte es gehen können wie mit den Sammlungen des achtzehnten Jahrhunderts, welche mit sehr wenigen Ausnahmen durch Feuersbrünste und Unachtsamkeit wieder verloren gegangen sind. Da erstand allen diesen Bestrebungen ein Mittelpunkt und

Hort in der finnischen Literaturgesellschaft. 1831 gestiftet, war sie besonders dazu berufen, die reichen Sammlungen von Elias Lönnrot dem finnischen Volke und der Nachwelt zu erhalten. Lönnrot, geboren 1802, ist am 19. März 1884, viel betrauert von dem Volke, dem die ganze angestrengte Arbeit seines Lebens gegolten, dahingeschieden. Er hat das im Jahre 1886 gefeierte fünfzigjährige Jubiläum der Literaturgesellschaft nicht mehr erlebt, deren Schriften in den von ihm besorgten Veröffentlichungen ihre schönste Zierde besitzen. Er kann mit Jakob Grimm verglichen werden, dem er zwar an Genialität und vielseitigem Wissen nicht gleich kam, wohl aber an hingebender Liebe und treuer, stiller Arbeit für sein Volk. Noch kurz vor seinem Tode hat er ein groß angelegtes finnisches Wörterbuch beendet.

Es sind, wenn wir von den Sammlungen der Sprichwörter (1842), Räthsel (1844) und Zauberlieder (1880) absehen, besonders die drei großen von der Literaturgesellschaft veröffentlichten Ausgaben der epischen Lieder, der lyrischen Gedichte und der Märchen, welche den großen Reichthum des finnischen Volksgeistes erschlossen haben und geeignet sind auch außerhalb ihrer engeren Heimat die weitesten Kreise zu interessiren.

Schon im Jahre 1835 erschien die erste Ausgabe der von Lönnrot gesammelten epischen Lieder, die seitdem so berühmt gewordene Kalevala, in zwei Bänden mit etwas über 12000 Versen in 32 Gesängen. Fortgesetzte Sammlungen in entlegenen Theilen des Landes ergaben eine so ungeahnte Fülle bisher unbekannter Lieder, daß die zweite Ausgabe (1849) fast um das Doppelte vermehrt war: sie umfaßt 50 Gesänge mit fast 23000 Versen. Das Bekanntwerden dieser epischen Volksdichtungen, die durch wohl zwei Jahrtausende bloß mündlich

fortgepflanzt waren und bei aller Selbständigkeit der einzelnen Lieder doch eine fortlaufende und zusammenhängende Handlung zeigen, war von der größten Bedeutung für die Entscheidung der Fragen, die sich überhaupt an Entstehung und Entwickelung des Epos knüpfen und die besonders auf dem Gebiete der altgriechischen und altdeutschen Literatur zu so hitzig geführtem Streite Veranlassung gegeben haben. Man kann sagen, daß die finnische Kalevala in der Mitte der Entwickelungsreihe liegt, deren einen für uns erkennbaren Endpunkt die serbischen und südrussischen Heldenlieder, den andern die Ilias und die Odyssee bilden. Rechnet man dazu die hohe Bedeutung dieser alten Lieder für die Erkenntniß eines vor aller Geschichte liegenden Kulturzustandes der Finnen — was bei den bekannten, linguistisch nachweisbaren Wechselbeziehungen finnischer und germanischer Stämme auch für die deutsche Alterthumskunde nicht ohne Ertrag war — so wie die trotz mancher Längen bald in die Augen springenden hohen poetischen Schönheiten der Lieder, so wird man die sympathische Begrüßung verstehen, die Jakob Grimm denselben bereits 1846 zu Theil werden ließ.

Grimm konnte damals bereits eine schwedische Uebersetzung des Epos von Alexander Castrén (1841) benutzen, der sich ebenfalls um die finnische Alterthumskunde hoch verdient gemacht hat und dessen letztes Werk eine erst nach seinem 1852 erfolgten Tode heraus gegebene finnische Mythologie war.

Auch ins Französische wurde die erste Ausgabe der Kalevala schon 1845 von Léouzon-le-Duc übertragen, der auch eine heute natürlich veraltete Studie über die Urgeschichte, die Mythologie und die epische Dichtung Finnlands hinzufügte. Nach dem Erscheinen der zweiten Lönnrot'schen Ausgabe fertigte Anton Schiefner seine deutsche

Uebersetzung der Kalevala an. Man kann nicht behaupten, daß sie der Dichtung in Deutschland viele Freunde geworben hat. Sie war weniger von ästhetischen als von philologischen Gesichtspunkten geleitet. Allerdings waren auch gegen das philologische Verständniß des Einzelnen recht viele Einwendungen zu machen, wie das in ziemlich scharfer Weise in der Besprechung von Ahlqvist in der finnischen Zeitschrift Suomi geschehen ist. Im ganzen rechtfertigte die Uebersetzung einigermaßen den herben Witz: „Herr Schiefner hat seine Arbeit den Manen des edlen Castrén gewidmet; sollte er über kurz oder lang eine zweite sehr verbesserte Auflage publiziren, so empfehlen wir ihm, statt jener Worte, folgenden Vers aus Racine's Phèdre:

„pour apaiser *ses manes* et *son* ombre plaintive . . .“

Ahlqvist hat schon damals auf einige Grundsätze hingewiesen, welche die Uebersetzer des finnischen Epos leiten sollten. „Es wäre den Uebersetzern leicht gewesen der Beschuldigung des Mangels an Formschönheit zu entgehen, hätten sie nur sich vorgenommen dasjenige zu ersetzen, was keine Nachahmung zuließ. Sollten die Uebersetzungen durchaus trochäisch sein — obgleich der Jambus im Schwedischen wie im Deutschen viel häufiger gebraucht wird — so müßte des finnischen Trochäus Beweglichkeit und Abwechslung ersetzt werden durch Einschiebung eines oder mehrerer Daktylen, nach Beschaffenheit des Inhalts. Ferner müßte der Vers dann und wann einen männlichen Schluß haben . . . .“ und so weiter. Ich weiß nicht, ob diese Worte Hermann Paul bekannt gewesen sind, der seine Uebersetzung der Kalevala jedenfalls ganz nach diesen Grundsätzen gemacht hat. Sie ist eine treffliche Leistung deutscher Uebersetzerkunst, in fließender und geschmackvoller Sprache, dabei die Einfachheit und sinnliche Naturfülle

des Originals nirgends verwischend, und wird wahrscheinlich viel dazu beitragen einer hochbedeutsamen Dichtung der Weltliteratur auch bei uns in etwas weiterem Kreise Eingang zu verschaffen.

Schon früher hatte uns Paul mit einer Verdeutschung des Kanteletar beschenkt. Kantele heißt das finnische Musikinstrument, dessen Erfindung durch Väinämöinen in der Kalevala erzählt wird und über das man die ausführliche Auseinandersetzung bei Retzius nachlesen mag. Davon hat Lönnrot die Sammlung lyrischer Lieder benannt, welche er im Jahre 1840 herausgab. Paul's Uebersetzung, welche mit Weglassung von Varianten und unbedeutenden Bruchstücken etwa die Hälfte der Originalausgabe umfaßt, setzt auch Fernerstehende in Stand, sich an den Erzeugnissen einer Volksdichtung zu erfreuen, welche einfache Gedanken in mannichfachster Abwechslung darzustellen und ein wenig komplizirtes und von keinem Zwiespalt zerrissenes Seelenleben mit großer Zartheit und Tiefe der Empfindung zum Ausdruck zu bringen weiß, ernst und still wie die Urwälder und Landseen Finnlands.

Später als den in poetischer Form überlieferten Resten finnischer Volksdichtung wandte man den Märchen seine Aufmerksamkeit zu. Erst am Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre wurden eigens ihretwegen Sammler ausgeschickt. Das so zusammengebrachte Material wurde von Eero Salmelainen (Erik Rudbeck) geordnet und in den Jahren 1852—1866 in vier Heften herausgegeben. Aus diesen ist das Buch von Frau Schreck übersetzt. Es ist die erste Sammlung finnischer Märchen. welche in deutscher Uebersetzung geboten wird. Nur vereinzelte Stücke der Rudbeck'schen Sammlung waren früher an zerstreuten und schwer zugänglichen Orten mitgetheilt worden. So machte bald nach dem Erscheinen des ersten

Heftes das von A. Erman herausgegebene „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" in seinem dreizehnten Bande (1854) S. 476 ff. auf die Sammlung aufmerksam und theilte drei Märchen mit: „Die vom Bösen geschenkten Instrumente", „Das Mädchen im dritten Stockwerke der Hofburg" und „Lippo und der Tapio", von denen das erste und das dritte sich in unserem Buche als Nr. 17 und Nr. 2 finden, während das zweite eine Variante unserer Nr. 8 ist. Derselbe Band brachte S. 580 ff. noch die Uebersetzung des Märchens „Die auf der Insel Lebenden" (Saaressa eläjät, Rudbeck 1^2 99 ff.), eine Variante unserer Nr. 11. Im sechzehnten (1857) und siebzehnten (1858) Bande desselben „Archivs" sind drei Märchen aus dem zweiten Hefte Rudbeck's übersetzt. Ferner sind in dem mir nicht zugänglichen Buche von Dr. Bertram Jenseits der Scheeren oder der Geist Finnlands (Leipzig 1854) drei Märchen übersetzt: „Die sonderbare Fleuduse", „Das Mädchen aus dem Meere" und „Der vigilante Jäger", also unsere Nr. 16, 10 und 2. Auch in Grässe's „Märchenwelt", die ich ebenfalls nicht habe einsehen können, sollen sich nach Reinhold Köhlers Mittheilung einige finnische Märchen befinden.

Es ist eine wohl schon über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt gewordene Thatsache, daß die Märchen der europäischen Völker kein den einzelnen von ihnen speziell zugehöriges Eigenthum sind, sondern daß alle oder wenigstens fast alle bei den einzelnen in mehr oder weniger genau zu einander stimmenden Varianten erzählt werden, daß ferner viele derselben auch bei den benachbarten Völkern Asiens und Afrikas vorkommen, daß endlich selbst bei entlegenen, gänzlich unkultivirten Stämmen Afrikas und Amerikas sich zu manchen die überraschendsten Parallelen nachweisen lassen. Die einzige

Theorie, welche diese merkwürdige Erscheinung befriedigend zu erklären vermag, ist die Wanderungstheorie. Danach ist ein Märchen an einem Punkte entstanden und hat sich, wie heutigen Tages Witzworte und Anekdoten, durch Weitererzählen von einem Volke zum andern verbreitet. Man kann in dieser Weise sowohl die häufig bis zu wörtlicher Gleichheit gehenden Uebereinstimmungen verstehen als auch zu den ebenso bemerkenswerthen Abweichungen Stellung nehmen, die sich besonders durch Verschmelzung mehrerer Märchen zu einem, durch Verschleppung einzelner Märchenzüge an andere Stellen und durch Anpassung des aus der Fremde eingewanderten Märchens an die psychische Individualität und die Lebenserscheinungen des entlehnenden Volkes erklären lassen. Dabei ist es, wie ich glaube, durchaus nicht nöthig anzunehmen, daß einzig und allein Indien das Mutterland aller unserer Märchen und märchenartigen Erzählungen ist. Uralte ägyptische Märchen müssen, so lange nicht zwingende Gegengründe angeführt sind, als eigenste Erfindung der Aegypter betrachtet werden, und das Vorhandensein durchaus origineller Erzählungen bei den Eingeborenen Afrikas und Australiens ist völlig unbestreitbar. Und wenn die letztern hie und da in einzelnen Zügen sowohl als auch in der ganzen Richtung auffallend an unsere Märchen anklingen, so kann man oft gewiß mit Fug auf die gemeinsamen Grundlagen der menschlichen Phantasie zur Erklärung dieser Thatsache hinweisen.

Der verstorbene Theodor Benfey hat zuerst in seiner berühmten Einleitung zu der Uebersetzung des indischen Fabelwerks Pantschatantra den richtigen Weg für die Behandlung dieser Fragen eingeschlagen und Indien als die Heimat des größten Theiles, wenn nicht aller Erzählungsstoffe des Abendlandes nachzuweisen gesucht. Ich wieder=

hole, daß es mir Zeit scheint, jetzt, wo nicht bloß indische Quellen in größerer Reichhaltigkeit uns zugänglich gemacht worden sind, sondern wo wir auch über die Märchen und Fabeln der Weltliteratur einen viel weiteren Umblick haben, diese Untersuchungen wieder aufzunehmen. Es ist ungemein zu beklagen, daß Reinhold Köhler sein ungeheures und von keinem andern auch nur annähernd erreichtes Wissen auf diesem Gebiete nicht in den Dienst einer größeren Arbeit gestellt hat, um die Heimat und die Wanderungen der Märchenstoffe im einzelnen darzulegen, für deren allgemeine Gruppirung und Zurückführung auf gewisse Grundtypen J. G. v. Hahn in der Einleitung zu seinen „Griechischen und albanesischen Märchen“ eine dankenswerthe Vorarbeit geliefert hat.

Für die Vergleichung von Märchen fällt nach dem oben Bemerkten nicht so sehr die ethnologische oder sprachliche Verwandtschaft der Völker ins Gewicht, als ihre Berührungen in Folge geographischer Nähe oder historischer Ereignisse. Das ist der Grund, weshalb ich im Stande war, auf spezielle Uebereinstimmungen zwischen arabischen und sizilianischen Märchen hinzuweisen (Essays und Studien I. S. 186 ff.). Wenn man aber mit den finnischen Märchen zunächst estnische und lappische vergleichen will, so mag man das thun, dabei aber nicht an die Stammverwandtschaft der Völker, sondern an ihre geographische Verbreitung denken. Wie sehr bei den Lappen, diesem kümmerlichsten und poesielosesten der finnischen Stämme, die Farben der Märchen verblaßt sind, sieht man zum Beispiel aus einer Vergleichung des Märchens „Die Tochter des Beivekönigs“ bei Poestion S. 236 ff. mit unserer damit identischen Nr. 5. Von nicht verwandten Völkern haben natürlich vor allem die Schweden und Norweger und die Russen Anrecht darauf,

als die Märchenlieferanten für Finnland betrachtet zu werden, und damit tritt die finnische Märchendichtung in engen Zusammenhang mit der germanischen und slawischen überhaupt. Wir haben für diese an und für sich selbstverständliche Thatsache zum Ueberfluß ein bestimmtes Zeugniß. Im Jahre 1855 schrieb Lönnrot an Schiefner: „Als ich einen Finnen fragte, woher er so viele Märchen wisse, antwortete er mir: „Ich habe mehrere Jahre nach einander bald bei russischen, bald bei norwegischen Fischern am Eismeer Dienste gethan, und so oft der Sturm uns vom Fischfang abhielt, vertrieben wir uns die Zeit mit Märchen und Erzählungen. Dann und wann war mir ein Wort oder eine Stelle unverständlich, doch errieth ich den allgemeinen Inhalt aller Märchen, die ich nachmals mit selbsterfundenen Zusätzen daheim wiedererzählte". Diese Stelle ist nicht uninteressant für die Lehre von der Wanderung der Märchen und Sagen.

Eine Abtheilung des Schreck'schen Buches wird in dieser Beziehung besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen, nämlich die Thiermärchen. Wir lernen hier eine große Anzahl finnischer Märchen kennen, die sich um den Fuchs, den Wolf und den Bären als Hauptfiguren gruppiren, mit andern Worten Märchen des bekannten Reineke-Kreises. Man kennt die verschiedenen Ansichten, welche über das Verhältniß dieser Reineke-Märchen zu den literarischen Bearbeitungen der Thiersage, dem sogenannten Thierepos, aufgestellt worden sind, und wie sich in der Anschauung über Wesen und Ursprung des letzteren seit Jakob Grimm ein so bedeutender Umschwung vollzogen hat. Es ist hier nicht der Ort auf diese Frage ausführlich einzugehen; ich deute nur kurz die Ansicht an, welche ich mir über dieselbe gebildet habe. Thiermärchen, welche den Löwen und den Schakal zu Hauptfiguren

hatten, waren in Indien entstanden und hatten sich von dort, wahrscheinlich zugleich mit der lehrhaften Tendenz, die ihnen entweder ursprünglich anhaftete oder in sie hineingetragen worden war, nach dem Occident verbreitet. Die aesopischen Fabeln der Griechen sind aus solchen volksthümlichen Märchen gewissermaßen destillirt. Diese literarischen Fabeln gingen zunächst wesentlich durch Vermittelung der Römer zu den übrigen Völkern Westeuropas über und haben bekanntlich ungeheuer lange fortzeugende Kraft besessen. Daneben ist ein lebendiger Strom mündlicher Ueberlieferung anzunehmen, der die alten Volkserzählungen ebenfalls nach dem Abendlande trug. Seiner Bahn im einzelnen nachzuspüren wird vermuthlich für immer verlorene Mühe sein; hier gilt das Wort Liebrechts: „Ein Märchen, eine Erzählung u. s. w. findet Wege der Fortpflanzung, die sich oft durchaus allem näheren Nachweise entziehen“. Es sind wesentlich außerhalb der Thiermärchen liegende Momente, die mich bestimmen, anzunehmen, daß für den Westen Europas Italien, für den Osten (zunächst also für die slawischen Völker) Byzanz die Vermittlerin gewesen ist; und es freut mich, in dieser schon früher von mir geäußerten Ansicht (Essays und Studien I. S. 227) mit dem mir erst später bekannt gewordenen Buche des russischen Gelehrten Kolmačewsky „Das Thierepos im Westen und bei den Slawen“, Kasan 1882, zusammen zu treffen. Ziemlich früh hat man, zunächst in französischen Klöstern, diese Thiergeschichten theils einzeln, theils zu vielfach von einander abweichenden Gruppen zusammen geschlossen, literarisch verwerthet, auch hier wieder mit didaktischer, diesmal vorwiegend satirischer Tendenz. Das „Thierepos“ ist also ein verhältnißmäßig sehr spätes Produkt gelehrter geistlicher Dichtung, das seine Frische und Ursprünglichkeit lediglich den zu Grunde

liegenden Volksmärchen zu danken hat. Diese, die ja ohnehin in dem „Epos" nicht ohne Rest aufgingen, wurden daneben ruhig weiter erzählt und weiter verbreitet; zunächst wenigstens sind jene literarischen Thierdichtungen gewiß ohne jeden Einfluß auf das Volk geblieben. Wieweit ein solcher später, als der Reineke vielfach zum Volksbuch geworden war, anzunehmen sei, darüber wage ich kein Urtheil auszusprechen; ganz wird er kaum abzuleugnen sein, weiß doch J. Wolff in der Einleitung zu Haltrich's Siebenbürgisch-deutschen Thiermärchen sogar von einem aus Goethe's Reineke Fuchs stammenden Märchen zu berichten. Es scheint mir jedoch nicht nothwendig, da Einfluß der literarischen Gestaltungen auf die volksthümliche Version anzunehmen, wo, wie bei den Siebenbürger Sachsen und in unsern finnischen Märchen, solche Fuchsmärchen auch zu größeren Cyklen zusammengefaßt erscheinen. Das ist gelegentlich durch einen oder den andern besonders begabten Erzähler geschehen; im großen Ganzen laufen die Thiermärchen nur als einzelne Stücke um. Es ist dem Zusammenschweißen epischer Lieder zu epischen Cyklen und weiter der Verbindung mehrerer einzeln gesungenen Strophen zu längeren lyrischen Liedern zu vergleichen. Die selbständig erzählten oder gesungenen einzelnen Geschichten, Lieder und Strophen kommen immer daneben auch vor. Uebrigens will ich der Mahnung Wesselofsky's solche Märchencyklen mit den literarischen Bearbeitungen der Thiersage zu vergleichen durchaus nicht entgegen treten; soweit ich aber sehe, wird eine solche Vergleichung durchaus nur ein negatives Resultat ergeben.

Die estnische Sammlung von Kreutzwald-Löwe enthält keine Thiermärchen; wohl hat aber schon J. Grimm in seiner Einleitung zum Reinhart aus andrer Quelle estnische Thiermärchen benutzen können. Poestion's Ueber-

setzung lappischer Märchen wird durch einige Thiersagen eröffnet, von denen die beiden ersten ebenfalls bekannte Episoden des Reineke-Kreises enthalten und ebenfalls auf zyklische Märchenbildung bei den Lappen hindeuten.* Damit ist wohl die Nachricht zu verbinden, daß Gustav von Düben auf seinen Wanderungen durch die schwedischen Theile von Lappland ein langes Reineke-Fuchs-Gedicht hörte (Poestion S. 3); leider ist sonst nichts über dasselbe bekannt geworden. Herrn Kolmačevsky sind für seine Studie über das Thierepos die finnischen Thiermärchen unbekannt geblieben.

Die nicht dem Reineke-Kreise angehörigen Thiermärchen sind entweder kleine Geschichten, welche den Ursprung gewisser in die Augen fallender Eigenthümlichkeiten der Thiere erklären sollen (so unsere Nr. 6) oder kleine

* Beide enthalten die bekannte Erzählung, wie der Fuchs sich tot stellt, von einem Bauern auf den Wagen geladen wird und die Fische von demselben stiehlt. Daran reiht sich hier, wie anderwärts, die Erzählung vom Fischfang des Wolfes (hier Bären), bei dem diesem der Schweif einfriert. Beide Märchen finden sich in unserer finnischen Sammlung nicht. Wohl aber ein drittes, welches in Nr. 2 der lappischen Märchen mit jenen beiden kontaminirt ist. Fuchs und Bär dreschen zusammen, bei der Theilung weist der Fuchs dem Bären, der mehr gearbeitet habe, den größeren Haufen zu und dieser bekommt so die Spreu. „Wie kommt es denn, fragt der Bär, daß es in deinem Munde brisk brask lautet, wenn du kaust, in meinem aber nur slisk slask?“ „Das kommt natürlich daher, daß ich so viel Sand und kleine Steinchen in meinem Haufen habe, das knirscht so, wenn ich esse“, antwortete der Fuchs. Das entspricht dem 9. Abenteuer des finnischen Reineke-Cyklus. Felix Liebrecht äußert sich über jene lappische Geschichte vom Fuchs und den Fischen (Germania XV, 161), „sie brauche nicht eigentlich entliehen zu sein, da sie sich ja selbst unter den Hottentotten wiederfindet“. Natürlich ist sie bei den Hottentotten ebenfalls entliehen. Sie steht bei Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 13.

Schwänke. Das sind die beiden Gebiete, wo der Erfindungskraft der einzelnen Völker der weiteste Spielraum gelassen ist. Doch wird man z. B. in Nr. 12 (der Kaulbarsch und der Lachs) die bekannte Erzählung vom Wettlauf des Hasen und des Swinegels wiedererkennen. Die Fische, welche Meer und Landseen Finnlands in so großer Anzahl bieten, spielen überhaupt in der Poesie der Finnen wie der Lappen eine hervorragende Rolle; auch in Lappland wird der betreffende Scherz vom Lachs und Pottfisch erzählt (Poestion S. 23). Zielinski hat in seiner Abhandlung über die attische Märchenkomödie wahrscheinlich zu machen gesucht, daß auch im altgriechischen Volksmärchen die Fische einen bedeutenderen Platz einnahmen als bei uns; was ja an und für sich durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Ich bin sonst weit davon entfernt den zum Theil an allzu dünnen Fäden hängenden Konstruktionen des Verfassers überall beizustimmen. Es ist aber erfreulich, daß man doch die Aufgabe nicht aus den Augen verliert den Spuren von Volksmärchen in der antiken Literatur nachzugehen. Von Friedländer und Rohde sind in dieser Hinsicht bereits werthvolle Andeutungen gemacht worden; und wir dürfen noch mehr wahrscheinlich von Eduard Zarncke erwarten, der in seiner Untersuchung über das in den plautinischen Miles gloriosus eingewebte Märchen ein vortreffliches Muster für solche Arbeiten gegeben hat.

Ich will bei dieser Gelegenheit auf ein finnisches Oedipus-Märchen hinweisen, das im zweiten Hefte der Rudbeck'schen Sammlung steht. Es ist von der Uebersetzerin nicht mit aufgenommen worden, findet sich aber in Erman's Archiv XVII 14 ff. Sein Inhalt ist folgender: Zwei weise Männer übernachten auf einem Bauernhofe. Dort war eben ein Schaf im Lammen begriffen

und die Frau in Kindesnöthen. Sie stehen beiden bei, weissagen aber zugleich, das Lamm werde von einem Wolfe gefressen werden und der Knabe werde seinen Vater töten und seine Mutter heiraten. Das Lamm wird bei einem Festmahl geschlachtet, aber eben als man es nach der Suppe auf den Tisch bringen will, sieht man, wie ein Wolf die letzten Bissen verschlingt. Nun will der Vater das Kind töten, aber auf der Mutter Bitten wird es auf ein Brett gebunden und ins Meer geworfen; doch hat es bereits eine kleine Messerwunde an der Brust davon getragen. Das Knäblein wird an den Strand getrieben und von dem Abte eines Klosters erzogen. Erwachsen, macht sich der Bursche auf die Wanderschaft und tritt als Knecht auf einem Bauernhofe ein. Er bekommt ein Rübenfeld zu hüten und erschießt den Hausherrn, der selbst bei Nacht kommt, um sich eine Schürze voll Rüben zu holen. Nach einiger Zeit nimmt die Wittwe den Knecht zum Ehegatten; bei gemeinsamem Baden entdeckt sie an der Narbe auf der Brust, daß er ihr Sohn sei. Voll Verzweiflung macht sich der Unglückliche auf den Weg, um von den Schriftkundigen zu erfahren, ob Sohn und Mutter Vergebung finden könnten. Zwei Mönche, die ihm verneinend antworten, erschlägt er; von einem dritten erfährt er, ihnen würde vergeben werden, wenn er Wasser aus einem Felsen hervorgraben und ein auf dem Schooße seiner Mutter ruhendes Schaf weiß werden würde. Beides geschieht, als er eines Tages einen Rechtsverdreher so vor die Stirn schlägt, daß er tot niederfällt.

Poestion's lappische Märchen enthalten zwei Versionen der Polyphemsage. Die eine derselben (S. 122 ff.) stimmt sehr genau zu der homerischen Darstellung: der Lappe, der mit seinen Gefährten in die Höhle des Riesen gerathen ist, blendet ihn mit geschmolzenem Blei, das er ihm statt

einer Augensalbe in die Augen gießt, gibt ihm als seinen Namen „Garniemand" an und rettet sich sammt den Andern in den Häuten geschlachteter Böcke aus der Höhle. Die andre hat nur einen Zug bewahrt (S. 72): ein Lappe kommt in die Hütte einer Hexe, gibt ihr als seinen Namen „Selbst" an und verbrennt ihr das Gesicht mit kochendem Wasser. Als ihre Genossen sie um den Grund ihres Wehgeschreies fragen, antwortet sie: „Selbst mich verbrannte!"

Es ist eine hübsche und dankbare Aufgabe, deren Lösung nicht mehr allzu lange hinausgeschoben werden sollte, die Volksmärchen auszuschälen, die in die homerischen Gedichte Eingang gefunden haben. Hierfür wird die Vergleichung der Kalevala mit finnischen und verwandten Märchen eine lehrreiche Parallele bieten. Schiefner hat nach dem Erscheinen der beiden ersten Hefte der Rudbeck'schen Sammlung eine sehr inhaltreiche Anzeige derselben geschrieben, in welcher er besonders dieser Seite des Gegenstandes gerecht geworden ist. Ein Aufsatz Schiefner's in Erman's Archiv (XXII 608 ff.) bringt Nachträge zu dieser Abhandlung. Hier wird auch die gewiß richtige Beobachtung ausgesprochen, daß „gewisse wesentliche Erscheinungen in Kalevala erst den Märchenzyklen ihr Dasein verdankten". Das scheint mir unzweifelhaft von einigen Zügen der Episode von dem schon als Kind übermäßig starken Kullervo, der z. B. (in der 33. Rune) ebenso Bären und Wölfe statt der Heerde nach Hause treibt, wie in unserm dritten Märchen Mikko Michelänen die wilden Tiere an seinen Schlitten spannt und wie in einem russischen Märchen Iwaschko Bärenohr einen Bären nach Hause treibt und in die Hürde sperrt. Im allgemeinen wird sich allerdings, da es sich ja bloß um zwei verschiedene Seiten der Volksdichtung handelt, eine Wechselwirkung zwischen Epos und

Märchen nicht ableugnen lassen, und die Grenzbestimmung des beiderseitigen Einflusses wird nicht immer leicht sein. Gleich dasjenige Märchen, welches unsere Sammlung eröffnet, „Die Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen“, ist aus Zügen der Kalevala zusammengesetzt. Die beiden im Märchen nicht näher bezeichneten Freier, die mit Ilmarinen zusammen auftreten, sind natürlich Niemand anders als Väinämöinen und Lemminkäinen. Die Vorbereitungen Ilmarinens zur Brautfahrt stimmen sehr genau zu der Erzählung in der achtzehnten Rune des Epos: dort heizt ihm die Schwester Annikki (im Märchen die Mutter) zuerst die Badestube, bringt ihm dann Leinenhemd, Unterkleider und Strümpfe, und der Knecht spannt dann das schnelle Füllen vor den buntgeschmückten Schlitten (Vers 383 ff.). Wie in unserm Märchen, bekommt im Epos Ilmarinen drei Aufgaben (19. Rune); die erste derselben, das Umpflügen des Schlangenfeldes, ist dem Epos und dem Märchen gemeinsam.* Die beiden andern Aufgaben stimmen nicht überein; doch läßt sich für die dritte, wo Ukko Untamo Ilmarinen verschluckt und dieser in seinem Magen sich eine Schmiede einrichtet, an die 17. Rune der Kalevala anknüpfen, wo Väinämöien von Vipunen verschluckt wird und ihn durch Hämmern und Schmieden in seinem Leibe so lange quält, bis er ihm seine ganze Weisheit vorsingt. Im Epos wird Ilmarinen's Frau von Kullervo's wilden Tieren zerrissen; er schmiedet sich dann aus Gold und Silber eine andere Frau (Pygmalion!); als er am Morgen, nachdem er bei ihr geruht, erwachte, war die der Jungfrau zugewandte Seite kalt. Nach diesem verunglückten Versuche raubt er aus Nordland die jüngere Schwester seiner ersten Frau, die ihn unterwegs beschimpft und da-

* Der Zug, daß die Jungfrau selbst dem Helden mit ihrem Rathe beisteht, — wie in der Medeasage —, findet sich nur im Epos.

für von ihm aus Zorn in eine Möwe verwandelt wird (37. und 38. Rune). Beide Züge enthält auch unser Märchen, aber in umgekehrter Reihenfolge; hier wird die erste Frau, die sich Ilmarinen durch Verwandlungen dreimal entziehen will, in eine Möwe verwandelt, schließlich aber, als das Experiment mit der kupfernen Frau mißlungen ist, wieder zum Weibe gemacht.

Ich will diese Bemerkungen nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß die finnische Literaturgesellschaft neuerdings sich wieder in hervorragender Weise der Sammlung der Volksüberlieferungen zugewendet hat. Ich kann darüber aus einem in der französischen Zeitschrift „Mélusine“ abgedruckten Briefe von Hrn. Eliel Aspelin und aus einem Briefe von Hrn. J. Krohn das Folgende mittheilen. In alle Theile des Landes sind in den letzten zehn Jahren Sammler geschickt worden, die sich besonders des neuen Hilfsmittels der Stenographie für ihre Aufzeichnungen bedienen konnten. So haben die Herren Borenius, Genetz u. A. eine große Menge Varianten zum Nationalepos gesammelt, deren Redaktion den Herren J. Krohn und Borenius anvertraut worden ist. Der erstere hat auch eine umfassende historisch-ästhetische Studie über das Epos zu veröffentlichen begonnen. Herr Aspelin besorgt eine neue Ausgabe der Sprichwörter, die seit Lönnrot von etwa 7700 auf 10 000 bis 11 000 gestiegen sind. Herr Porkka hat eine ungemein interessante Sammlung von „Thränenliedern“, von denen sich bei Lönnrot nur wenig Proben fanden, vorbereitet. Viele lyrische Gedichte, Zauberlieder, Zauberformeln aus dem wenig zivilisirten Nord-Osten des Landes sind zusammengebracht; Borenius hat auch Melodien epischer Lieder aufgezeichnet. Auf Märchenjagd gingen unter Andern die Herren Sjoeros, Mustakallio und Karl

Krohn aus; besonders der letztere hat von seinen fünf in den Jahren 1881—1885 unternommenen Reisen ein sehr reiches Material heimgebracht, dem die paar nicht aus Rudbeck stammenden Thiermärchen unserer Sammlung entnommen sind; er hat sie noch vor der finnischen Veröffentlichung der Uebersetzerin freundlichst zur Verfügung gestellt. Dieselbe soll mit den Thiermärchen beginnen, welche nächstes Jahr, etwa 20 Bogen stark, erscheinen werden.

Eine Stelle aus dem Briefe von Hrn. J. Krohn kann ich mir nicht versagen hier abzuschreiben: „Außer den eigens auf Kosten der Gesellschaft durch herumreisende Sammler veranstalteten Sammlungen hat man bekannt gemacht, daß für eingesandte Sammlungen, wenn sie gewisse vorgeschriebene Regeln erfüllen (genaues Angeben des Fundortes, des Erzählers u. s. w.), Preise je nach dem Umfange und Werthe des Manuskripts ausgezahlt werden, in den meisten Fällen in von der Literaturgesellschaft herausgegebenen Büchern bestehend, ausnahmsweise auch in Geld. Dieser Aufruf hat eine wahre Sündflut von Zusendungen zu Wege gebracht. Volksschullehrer, Schüler der gelehrten Schulen, Bauern, Frauen, selbst Tagelöhner schicken unaufhörlich größere und kleinere Sammlungen, jeder aus seiner nächsten Heimat. Natürlich ist nicht Alles von gleichem Werthe, aber der größte Theil doch verwendbar. Ich führe dies an, weil es mir scheint, als hätte man in den größeren Kulturländern nicht genug verstanden, auch das Volk für wissenschaftliche Zwecke zu interessiren. Bei uns wird in derselben Art auch vielfach für Alterthumskunde und vaterländische Geschichte mit gemeinschaftlichen Kräften gearbeitet.“

XIII.

Das Räuberwesen auf der Balkan-Halbinsel.

(1891.)

Der freche Räuberangriff, welchem vor kurzem einige Reisende des Orientzuges auf der Strecke zwischen Konstantinopel und Adrianopel zum Opfer gefallen sind, hat in noch höherem Grade, als die vor einigen Jahren erfolgte Wegschleppung zweier Eisenbahnbeamten bei Belovo, allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die Spannung des Zeitungen lesenden Publikums aller Länder durch länger als eine Woche wach gehalten. Die Gefangenen, jetzt längst den Ihrigen wiedergegeben, sind mit der ausgestandenen Angst und den Mühseligkeiten unfreiwilliger Fußwanderungen im rumelischen Gebirge davongekommen, und werden vielleicht bald auf diese Episode als auf ein nicht ganz uninteressantes Abenteuer zurückblicken; die türkische Regierung, um das nicht unbeträchtliche Lösegeld ärmer, hat sich beeilt, die Verfolgung der Räuberbande einzuleiten und hat in Bezug auf die Herstellung der Sicherheit in ihren Provinzen die schönsten Versprechungen gemacht. Die Räuber werden vermuthlich niemals eingefangen werden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß man in späteren Jahren Herrn Athanasios einmal als türkischen Würdenträger hoch zu Roß auf der Brücke begegnet,

welche Galata mit Stambul verbindet. Die Sicherheitsvorkehrungen werden einschlafen, und es wird vorläufig alles so bleiben, wie es ist und wie es in diesen Ländern war, seit wir historische Kunde von ihnen haben.

Mich hat jenes bemerkenswerthe Ereigniß veranlaßt, Aufzeichnungen durchzublättern, die ich mir bei meinen sprachwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Studien über die Balkanhalbinsel gemacht habe, und es schien mir der Mühe werth, einiges aus denselben zusammenzustellen und zu versuchen, ob sich daraus eine flüchtige Skizze gewinnen ließe, die vielleicht einen andern zu genauerer Ausführung anregt. Es zeigt sich dabei, daß auch in diesem Punkte die Verhältnisse im Orient von derselben Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit sind, die man auf anderen Gebieten beobachtet hat, und daß sie weder durch den Wandel politischer Geschicke, noch, was in diesen Ländern viel wichtiger ist, durch den Wechsel der Religionen in ihren wesentlichen Zügen beeinflußt worden sind.

In der gedankenreichen Einleitung zu seinem Geschichtswerke hat Thukydides von der Stellung gesprochen, welche in den ältesten historisch erkennbaren Zuständen Griechenlands das Seeräuberwesen einnahm. In seiner Schilderung, welche hervorhebt, wie der Seeraub durchaus nicht als etwas schimpfliches gegolten habe, erkennt man leicht Züge aus dem Wikingerthum des germanischen Nordens wieder. Er war ein Gewerbe, wie andere auch, geachteter vielleicht, weil man dem zu seiner Ausübung nothwendigen persönlichen Muthe die Anerkennung nicht versagte. Es ist oft genug darauf hingewiesen worden, wie bei Homer Fremde, die zu Schiffe gekommen sind, gefragt werden, ob sie Handelsleute seien oder als Seeräuber über die Flut dahinfahren. Man rechnete durchaus mit diesen Verhältnissen; man legte die Städte in

einiger Entfernung vom Meere an, ummauerte sie, und die allgemeine Sitte des Waffentragens leitet der Historiker aus solcher Unsicherheit der Zustände ab. Es ist ein Stück Prähistorie, das da in die geschichtliche Zeit hineinragt, ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, wo der nicht zum Stamme gehörige, der Fremde, lediglich der Feind (hostis) war, bevor er zum Gastfreund (gothisch gasts, slavisch gostĭ) wurde. Nun bemerkt Thukydides an jener Stelle, daß zu seiner Zeit, wo der Seeraub unterdrückt war, der Landraub in manchen Gegenden noch in voller Blüthe stand, und er nennt als solche die Gebiete der ozolischen Lokrer, der Aetolier und Akarnanen, sowie das anstoßende Epirus — also Landschaften, welche bis in die jüngste Zeit ein Hauptsitz griechischen und türkischen Räuberthums gewesen sind. Von den Epiroten nördlich wohnten die Illyrier, die Vorfahren der heutigen Albanesen; von ihnen berichtet ein allerdings viel späterer Zeuge, ein Erklärer zu einer Stelle in den „Vögeln" des Aristophanes (Vers 425), sie trieben keinen Landbau, sondern lebten blos von Räuberei. Nicht anders war es in Thrakien. Hier gehörte die Palme des Räuberwesens dem Stamme der Bessen, die im Rhodopegebirge wohnten, welches noch heute mit seinen rauhen und unwirthlichen Klüften und Schluchten den schützenden Rückhalt aller Art von Banditen bildet. Der Geograph Strabon, welcher unter Kaiser Augustus lebte, weiß allen den Völkern, welche zwischen dem Balkan, der Donau und dem schwarzen Meere lebten, nichts Gutes nachzusagen; Alle, berichtet er, sind im höchsten Grade Räubervölker, die Bessen aber werden selbst von den übrigen Räubern als Räuber bezeichnet (VII. 318). Das Volk der Bessen existirte noch am Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts; in dieser Zeit wurden sie von dem Bischof Nikolaus von

Remesiana in Dakien zum Christenthum bekehrt. Der Apostel der Bessen hat in dem heiligen Paulinus von Nola einen dichterischen Verherrlicher seiner Wirksamkeit gefunden; und in einem seiner Hymnen schildert dieser mit nicht üblem Schwunge, wie die früher unbetretbaren und blutbefleckten Berge jetzt den Mönchen Schutz bieten, in welche sich die Räuber verwandelt haben, und wie in den Höhlen, in denen der Wegelagerer lebte, jetzt der Gerechte sich birgt (Carm. 30).

Man darf wohl annehmen, daß mit der Bekehrung der Bessen zum Christenthum die Romanisirung der nördlichen Balkanhalbinsel zum Abschluß gebracht war. Es folgen dann dunkle Jahrhunderte, in denen unter dem Einflusse stammfremder Völker, die von Norden her einbrachen, eine Umgestaltung des ethnographischen Charakters dieser Gegenden vor sich ging. Nur die Albanesen, die sich einer völligen Romanisirung schließlich erwehrt hatten, vermochten auch der Slawisirung zu widerstehen, deren Endprodukt das noch heute südlich von der Donau wohnende serbische und bulgarische Bevölkerungselement ist. Durch Slawen und Albanesen hingesprengt und bis nach Griechenland hinein sich erstreckend, fristen noch heute Reste der romanisirten Thraker ihre Existenz, die unter dem Namen der makedonischen Rumänen oder Wlachen bekannt sind. Es ist bezeichnend, daß die erste bekannte Erwähnung derselben in der Geschichte mit einer Räuberthat verknüpft ist. Der bulgarische Bojar David, einer von vier Brüdern, welche einen Aufstand der Bulgaren gegen die Byzantiner leiteten, wurde nach dem Berichte des Geschichtschreibers Kedrenos (2,435) auf dem Wege zwischen Kastoria und Prespa von einigen „wlachischen Wanderern“ erschlagen; und es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß Wanderer nur ein euphemistischer Ausdruck

für Räuber ist. Das war am Ausgange des zehnten Jahrhunderts; im zwölften nennt der jüdische Reisende Benjamin von Tudela in seinem Tagebuche die Wlachen in Thessalien und schildert, wie sie behend wie die Ziegen von den Bergen herunter klettern um zu rauben, und wie niemand ihrer Herr werden könne (The itinerary of Benjamin de Tudela, edited by Asher, London 1840, S. 48). Gewiß waren diese Wlachen schon damals, wie heute, Wanderhirten, welche, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, zu Räubern wurden; bis in die jüngste Zeit haben sich die Räuberbanden an der türkisch-griechischen Grenze aus solchen wlachischen Hirten Zuzug geschafft.

Nur um weniges später, als die Rumänen der Balkanhalbinsel ihren wenig rühmlichen Einzug in die Geschichte halten, begegnen wir auch der Erwähnung bulgarischer Räuber. In einem Berichte über die Gesandtschaftsreise des Bischofs Lietbert im Jahre 1054 (Monumenta Germaniae VII, 535) heißt es: Nun betrat er die ungeheure Einöde, welche bulgarische Wüste heißt und welche von Räubern scythischer (!) Abstammung bewohnt wird. Diese leben wie wilde Thiere, ohne Gesetze und ohne Städte; sie bringen den Tag unter freiem Himmel zu, schlafen dort, wo die Nacht sie überrascht, lauern den Vorüberziehenden auf, ermorden, was ihnen in den Weg kommt, und plündern alles aus. Und um das Jahr 1306 begegnet uns in dem Geschichtswerke des Byzantiners Pachymeres bereits einer jener Bandenführer, ein Hirt, Namens Iwan, der einen lange dauernden Guerillakrieg gegen die Türken leitete, ein Vorbild jener zahlreichen Haiduken- und Kleftenkapitäne, welche der nationale Hintergrund ihrer Thätigkeit zu sagenumwobenen Helden zahlreicher Volkslieder bei Slawen und Griechen gemacht hat.

Zu diesen Notizen, welche das Vorhandensein des

Räuberwesens in allen Theilen der Balkanhalbinsel von den ältesten Zeiten bis gegen den Ausgang des sogenannten Mittelalters hin beweisen, läßt sich nun einiges hinzufügen, was die allgemeinen Umrisse des Bildes mit etwas mehr Leben füllt. Zwei Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, der syrische Grieche Lukianos und der afrikanische Römer Appulejus, haben in zwei ihrer Schriften, die wahrscheinlich auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, uns anschauliche Schilderungen aus dem Räuberleben Thessaliens hinterlassen, welche zeigen, daß sich dasselbe damals in wesentlich denselben Formen bewegte wie noch heute. Der Held von Lukian's kleinem Roman „Lukios oder der Esel" kommt auf einer Geschäftsreise nach Thessalien, dem klassischen Lande des Hexen- und Gespensterspuks, und wird im Verlaufe seiner neugierigen Bestrebungen, näheren Einblick in das Hexenwesen zu gewinnen, durch ein unglückliches Mißgeschick in einen Esel verwandelt. Noch bevor es gelungen ist, die Verzauberung wieder zu lösen, brechen bei Nacht Räuber in das Haus ein, binden den Hausherrn und die Diener in ihren Betten, räumen alles bewegliche Gut im Hause aus und führen schließlich das Pferd des jungen Reisenden, ihn selbst in Eselsgestalt und einen wirklichen Esel mit fort. Dann geht es in die Berge; auf den spitzen Steinen der rauhen Pfade strauchelt der solcher Strapazen ungewohnte menschliche Esel oft genug, aber Fallen wurde hier wie ein Verbrechen behandelt, und es war gleich einer da, der ihm mit einem tüchtigen Prügel wieder auf die Beine half. Nicht einmal zu schreien wurde ihm gestattet, weil das die Räuber verrathen konnte. So ging es die Nacht hindurch fort. Am nächsten Mittag kehrten sie in einem abgelegenen Meierhof ein, dessen Bewohner offenbar gute Bekannte der Räuber waren; denn sie begrüßten einander

mit Küssen, und die Leute im Hofe luden zur Einkehr und zum Imbiß ein. Am Abend wird der gewöhnliche Zufluchtsort der Räuber erreicht und die geraubten Gegenstände werden dort versteckt; bald kommt ein anderer Trupp an, der die Beute eines in der Gegend ausgeführten Raubzuges mitbringt. Am nächsten Tage zieht die ganze Bande zu einer neuen Unternehmung aus, von der ein schönes junges Mädchen als Geißel heimgebracht wird. Ein als Kundschafter ausgesandter Genosse kommt und zeigt an, es werde bald ein Reisender die Gegend passiren, der große Reichthümer bei sich habe. Die Räuber lauern ihm auf und ermorden ihn sammt seinem Bedienten; seine Habe wird im Walde versteckt. Unterdessen hatte der Bräutigam des jungen Mädchens, das wegen eines Fluchtversuchs bereits zu einem grausamen Tode verurtheilt worden war, den Schlupfwinkel der Bande entdeckt, er wird eines Morgens von einem Trupp Soldaten umzingelt und die Räuber werden gefesselt zum Statthalter der Provinz geführt.

Die weiteren Schicksale des in einen Esel verwandelten Lukios bis zu seiner endlichen Entzauberung interessiren uns hier nicht. Es ist ohne weiteres klar, daß die hier geschilderten Züge des thessalischen Räuberlebens auf wirklicher Beobachtung, sei es Lukians, sei es seiner sonst nicht weiter bekannten Quelle, beruhen. Auch die breite und in unangenehmer Weise aufgeputzte Bearbeitung desselben Stoffes durch den etwa gleichzeitigen Appulejus hat dieselben nicht zu verwischen vermocht. Manche Zusätze ergänzen sogar das lukian'sche Bild in durchaus authentischer Weise. So trösten sich die Räuber über den Tod eines ihrer Führer mit der Aussicht, daß sein Andenken gleich dem berühmter Könige und Feldherrn auf die Nachwelt kommen werde — was in der That bei vielen der späte-

ren Bandenführer der Fall gewesen ist. Ein der Wirklichkeit abgelauschter Zug ist es auch, wenn die Räuber sich bei dem von ihnen in die Berge geschleppten Mädchen förmlich entschuldigen; nur die Armuth habe sie ihrem Gewerbe in die Arme getrieben, Leben und Ehre der Jungfrau seien sicher, denn ihre Eltern würden nicht zögern ein entsprechendes Lösegeld zu senden. Einer aus der Bande hat auf eigene Hand einige gewinnbringende Unternehmungen ausgeführt; den Ertrag bringt er aber „als ehrlicher Kerl“ zur gemeinsamen Kasse. Im Allgemeinen freilich sind die Ausmalungen des afrikanischen Rhetors in dem Stile gehalten, der sich in den Deklamationen und Kontroversen der rhetorischen Schulen für die Idealisirung des Land- und Seeräuberthums längst ausgebildet hatte. Sie war von der Wirklichkeit gerade so weit entfernt, wie die Fra Diavola und Zampa unserer Opernbühne. Die falsche Räuberromantik, welche in der erzählenden Literatur bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden ist, hat im griechischen Alterthum ihre Wurzeln, und die ganze Reihe der spätgriechischen und byzantinischen Romane, in welchen es ohne die umständliche Staffage aller möglichen Räuber zu Land und zu Wasser niemals abgeht, ist davon durchsetzt. Auch der edle, menschenfreundliche Räuber ist damals bereits erfunden und unter anderen in dem Hippothoos der „Ephesischen Geschichten“ des Xenophon von Ephesos vorbildlich gezeichnet worden.

Es war weder der römischen noch der byzantinischen Herrschaft gelungen, das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel auszurotten; es mußte nach der türkischen Eroberung begreiflicher Weise noch üppiger in die Halme schießen, wo nun zu den Motiven, welche bis dahin so viele diesem Handwerke zugeführt hatten, noch der Haß der Slawen und der Griechen gegen die andersgläubigen

Unterdrücker kam. Seitdem wird das Räuberwesen vielfach in enge Verbindung mit nationalen Erhebungen gesetzt; seitdem ist es in den Augen des Volkes mit dem Glanzschimmer volksthümlichen Heldenthums umwoben, welcher den Klesten- und Haidukenliedern, so gering auch häufig ihr poetischer Werth ist, eine nicht geringe kulturhistorische Bedeutung giebt. Die ersten kräftigen Sultane mögen das Räuberthum nach Möglichkeit unterdrückt haben; wenigstens hat der bekannte Busbek, der auf seiner Gesandtschaftsreise in der Mitte des 16. Jahrhunderts zwischen Sofia und Philippopel das Hauptgebiet der Haidukenstreifereien durchreiste, dort von keinerlei Gefahren berichtet; und er war ein vielseitiger und aufmerksamer Beobachter orientalischer Zustände. Schon hundert Jahre später ist es anders. Im Mai 1665 zog der englische Botschaftssekretär Paul Rycaut auf der Rückreise dieselbe Straße; auf dem Wege nach Sofia passirte er den Balkan bei Derwend Kapusi. „Der Aufstieg ist hier rauh, erzählt er, steil und bequem für Räuber, welche dort solche Höhlen und anderweitige Zufluchtsstätten besitzen, daß sie sehr beträchtliche, gegen sie ausgesandte Streitkräfte in Schach halten können. Auf der Spitze dieser Höhe ist ein bulgarisches Dorf. Geht man von da nach der andern Seite wieder thalwärts, so kommt man durch einen sehr engen Hohlweg mit hohen Bergen und Wäldern zu beiden Seiten, welcher zwei Stunden lang ist und einen dunklen und beängstigenden Durchgang bietet. Diese Stelle wird von Haiduts oder Haiduken, wie sie genannt werden, aus Siebenbürgen, der Moldau, Ungarn und andern Ländern in großer Zahl besucht, welche, sich die Wälder zu Nutze machend, gegen die stärksten Karavanen Salven abgeben oder an besonders engen Stellen Steine vom Gebirge hinunterrollen und damit ebensoviel Unheil an-

richten, als wenn es Kanonenkugeln wären. Wie man mir mittheilte, haben in einem solchen Engpasse nur 18 Räuber mehr als 350 Kaufleute, die sich zu gegenseitigem Schutze zusammen gethan hatten, sammt und sonders umgebracht, so daß ihre sämmtlichen Güter den Räubern in die Hände fielen."

Der Bericht des englischen Botschaftssekretärs enthält die nicht zu bezweifelnde Mittheilung, daß die bulgarischen Räuberbanden wenigstens zum großen Theile durch allerlei Zuzügler aus den jenseits der Donau gelegenen Landschaften verstärkt waren, die ja damals noch unter der Botmäßigkeit der Pforte standen. Dahin weist auch das türkische Wort Hajdud, welches im Serbischen als Hajduk, im Bulgarischen als Ajdut oder Ajdutin einen Räuber bezeichnet, im Türkischen selbst aber ursprünglich zur Benennnung des leichten ungarischen Infanteristen gebraucht wurde. Der oben genannte Busbek wurde durch die Kunde von den südungarischen Haidones, wie er sie nennt, „Kriegern aus dem Hirtenstande und zugleich Räubern", veranlaßt, seine Reise von Ofen nach Belgrad auf der Donau zu machen. Es mochten ursprünglich Hirten sein, welche der Adel gegen die Türken bewaffnet hatte und die von Guerillakriegern zu Räubern heruntersanken, nachdem ihre ursprüngliche Aufgabe erledigt war.

Statt weitere Auszüge aus neueren Reiseberichten zusammen zu tragen, will ich lieber auf zwei Schriften verweisen, welche das moderne Räuberwesen in Bulgarien in ausführlicher Weise schildern. Die eine stammt von zwei Engländern, Saint Clair nnd Brophy, welche ihren dreijährigen Aufenthalt in der Nähe von Varna in ihrem Buche „A residence in Bulgaria" (London 1869) beschrieben und darin dem Brigantenwesen eine besondere Studie in dem Kapitel „Brigandage in the Balkan" gewidmet haben. Ihre Angaben werden durch ein sehr

werthvolles Dokument ergänzt und zum Theil berichtigt, durch die Selbstbiographie eines Haidukenführers, eines gewissen Panajot Hitow, die im Jahre 1872 zu Bukarest in bulgarischer Sprache erschienen und von Georg Rosen (Die Balkan-Haiduken, Leipzig 1878) mit einer werthvollen Einleitung in's Deutsche übersetzt worden ist. Wir lernen hier drei Klassen von Räubern kennen, den Balkan-Tschelebi, den Chyrsyz und den Haiduken. Der Balkan-Tschelebi, d. h. der Edle vom Walde, ist von den beiden Engländern, die ihre Erkundigungen vorwiegend aus türkischen Quellen schöpften, mit besonderer Vorliebe und nicht ohne Parteilichkeit geschildert. Er stammt gewöhnlich aus guter türkischer Familie und ist durch irgend eine Ungerechtigkeit der Behörden zum Raubritter geworden. Er plündert vorzüglich reiche Armenier oder Griechen aus, meist allein, zur Schußwaffe nur dann greifend, wenn man sie gegen ihn anwendet. Ihm scheinen wirklich Züge ausgleichender Gerechtigkeit nicht fremd, wie sie die Räuberromantik kennt; so hatte z. B. einmal ein Steuereintreiber einem Bauern 500 Piaster zu viel abgenommen, der Balkan-Tschelebi lauerte dem Sünder auf, nahm ihm den Betrag ab und stellte ihn ohne Abzug dem Betrogenen zurück. Mit den Jahren zieht er sich als ehrlicher Mann in sein Dorf zurück und zeichnet sich wirklich meist durch eine makellose Redlichkeit aus. Der Chyrsyz entspricht dem gewöhnlichen Briganten, wie er auch in anderen Ländern vorkommt; der Haiduk ist der Bandit mit nationaler Färbung, eine Spezialität des Balkan. Diese Banden bestehen aus Bulgaren gemischt mit Griechen, Albanesen und Wlachen. Seit der Errichtung des bulgarischen Fürstenthums haben auch die türkischen Räuber den Kampf gegen die Regierung der Ungläubigen in ihr Programm aufgenommen. Aber diese politische Färbung,

hindert weder die einen noch die andern sich gelegentlich an ihren eigenen Volks- und Glaubensgenossen zu vergreifen.

Es ist kein Zweifel, daß das Handwerk eines Balkanräubers ganze Männer erfordert. Es müssen stahlharte Gesellen sein, an Frost und Hitze, an Hunger und Durst gewöhnt, die vor den beschwerlichsten Märschen nicht zurückschrecken, mit der elendesten Kost und dem härtesten Lager auf steinigem Boden vorlieb nehmen. Besonders das Ueberwintern an den eisigen Abhängen des ganz von Menschen verlassenen Gebirges ist eine furchtbare Probe auf die Widerstandsfähigkeit dieser Leute. Die Banden haben eine feste Organisation; ihr erster Führer hat den Titel Wojwode (Herzog), der zweite heißt Bairaktar (Fahnenträger). Der Wojwode trägt die ganze Verantwortlichkeit; er sorgt für Waffen und Munition, er wählt die Aufenthaltsplätze und leitet die Unternehmungen. Das Gewerbe gedeiht am besten an einer für die Geschäftswelt nothwendigen Straße; in der Nähe müssen wohlwollend gesinnte Ortschaften sein, wo man die nöthigen Lebensmittel bekommen und Erkundigungen einziehen kann; ein verhältnißmäßig sicherer Zufluchtsort muß sich in der Nähe befinden und die Möglichkeit eines raschen Rückzuges muß geboten sein. Der Bairaktar führt die Kasse und vertheilt die Beute; nach einem Haidukenliede bemächtigen sich zwölf Haiduken einer Geldsendung der Regierung und vertheilen sie so, daß jeder einen Theil, der Bairaktar anderthalb, der Wojwode zwei erhält. Die Stellung eines Wojwoden im Kreise dieser abenteuernden Gesellen erfordert viel persönlichen Muth und eiserne Festigkeit; bei jedem ernsten Konflikte macht er die Erfahrung, daß es eben doch nur Banditen sind, über die er gebietet. Die Gefangennahme eines Mitgliedes der Bande bringt diese immer in die äußerste Gefahr; denn selten widersteht

dieser gegen die Zusicherung einer Belohnung der Versuchung seine Genossen zu verrathen.

Der Brigantaggio in Bulgarien ist durch die Regierung des jungen Fürstenthums zwar eingeschränkt, aber bei weitem nicht ganz ausgerottet worden. Er macht sich besonders in den Landschaften von der Jantra bis zum Meer und längs der ganzen türkischen Grenze, in den Gebirgen des Osogow, Rila, Rhodope und Strandscha, unangenehm fühlbar. Im Frühjahr 1880 war die Lage im Osten Bulgariens derartig, daß die Einwohner sich fürchteten, von einer Stadt zur anderen zu reisen, ja auch nur zur Feldarbeit auszugehen. Damals wurde bei Belibé, in einer Waldlandschaft auf dem Kamme des Balkan, eine förmliche Schlacht gegen die Räuber geliefert. In einer Kommission für die Unterdrückung des Räuberwesens legte 1882 der damalige bulgarische Kriegsminister Baron Kaulbars einen von den Militärbehörden zusammengestellten statistischen Bericht vor; derselbe verzeichnet in diesem Jahre 98 Raubanfälle und 166 türkische, 17 bulgarische und einen griechischen Räuber. Unter den nicht türkischen Briganten war lange Zeit Nikola Spanós berühmt, ein Grieche oder Wlache aus der Gegend von Bitolia, der besonders 1881 mit einer aus etwa dreißig Mann bestehenden Bande die Südgrenze Ostrumeliens unsicher machte. Nachdem durch sie Beamte des Baron Hirsch von der Station Belovo fortgeschleppt und nur gegen ein Lösegeld von 1200 türkischen Pfund freigegeben worden waren, wurde ein kleiner Feldzug gegen sie eröffnet, welchen der Major von Mach in seinem Buche „Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offiziers" (Breslau 1889, S. 208 ff.) als Augenzeuge geschildert hat. Die Bande wurde theils getödtet, theils gefangen, Spanós selbst entkam nach der Türkei. Trotz-

dem wurden 1888 gerade wieder in Belovo zum zweiten Mal Beamte der Eisenbahn in die Berge geschleppt — der Vorfall ist noch in frischer Erinnerung — und ungefähr gleichzeitig ein Photograph aus Sofia in der Nähe des Klosters Rila abgefangen.

Die strengen Maßregeln der bulgarischen Behörden gegen das Räuberwesen würden gewiß von nachhaltigerem Erfolge begleitet sein, wenn sich die inneren politischen Verhältnisse des Fürstenthums rascher befestigen könnten. Gegenwärtig findet sich immer wieder eine Partei, als deren Agenten sich die Banditen zur Verschönerung ihres Handwerks ausgeben können und die sich ihrer vielleicht thatsächlich für ihre Zwecke bedient. So sagte man den bei den letzten Vorkommnissen Betheiligten russophile Neigungen nach. Im Allgemeinen bringt man dem Haidukenthum noch immer große Sympathien entgegen, nicht blos in jenen Ortschaften, welche durch ihren regelmäßigen Verkehr mit den Briganten auf deren gute Behandlung angewiesen sind und dabei auch ihren Vortheil aus ihnen zu ziehen wissen, sondern auch anderwärts. Die noch immer gern gesungenen und gehörten Haidukenlieder tragen nicht wenig dazu bei, die Raubzüge der Haiduken als nationale Großthaten auffassen zu lehren und die dabei Gefallenen mit dem Glorienscheine des Märtyrerthums zu umkleiden. Es ist bezeichnend, daß ein Hauptverfechter der revolutionären Idee, der Journalist Karawelow, seiner Zeit die Selbstbekenntnisse jenes Panajot Hitow herausgab. Hitow erzählt darin, wie ein ihm verwandter Pope beim Beginn seiner Räuberlaufbahn seine Waffen kirchlich gesegnet habe. Die Katholiken Rumeliens werfen der orthodoxen Geistlichkeit vor, daß sie für Raub und Meuchelmord ohne jede Schwierigkeit Absolution ertheile, und andererseis beklagen sich die Orthodoxen darüber, daß bul-

garische Franziskaner persönlich das Haidukengewerbe getrieben haben. Alles das läßt auf eine nicht unbedenkliche Verwilderung des Rechtsgefühles schließen. Und so mag nicht blos der arme Hirtenknabe, der seinen Ziegen auf einsamen Bergpfaden folgt, davon träumen, wie schön es wäre, wenn er als Wojwode gekleidet und gewaffnet sich seinen Dorfgenossen einmal am Festtage zeigen könnte.

Wie in den serbischen und bulgarischen Volksdichtungen der Haiduk, so ist in den griechischen Volksliedern der Klefte idealisirt. Auch in dem Kleftenthume hat sich das uralte Räuberthum der Landschaften zu beiden Seiten des Pindus aus den willkürlichen und rechtlosen Zuständen türkischer Paschawirthschaft neue Kraft geholt. Wem durch die Türken Eltern oder Geschwister ermordet, die Braut entführt, die Schwester entehrt war, wem die Bedrückung eines Bei sein Vermögen geraubt, wem die Behörde sein Recht verweigert hatte, der „ging in die Berge", sammelte eine Schaar oder schloß sich einer Bande an und übte nun Rache. Die Kleften haben zur Vorbereitung des griechischen Befreiungskampfes gegen die Türken sehr wesentlich beigetragen und ihre Schaaren haben während des Krieges, der nach der Natur des Landes vielfach ein Guerillakrieg sein mußte, werthvolle Dienste geleistet. Nach der Aufrichtung des griechischen Königreiches war ihre Aufgabe erfüllt. Ein Theil von ihnen suchte sich mit den geordneten Verhältnissen abzufinden und ließ sich als eine Art irregulärer Miliz in das Heer einreihen, von dessen nach westländischen Mustern gefertigten Uniformen sich ihre Nationaltracht wohlthuend abhob; und mancher alte Bandenführer bekleidete eine hohe Stellung in der militärischen Rangordnung. Andere aber zogen das freie und ungebundene Leben in den Bergen vor, und da es keine Türken mehr zu ermorden und aus-

zurauben gab, machten sie sich an ihre eigenen Landsleute und an die Fremden, welche nun das Land zu besuchen anfingen. Lange Zeit hindurch war die Sicherheit im hellenischen Königreich sehr übel berufen. Im Anfang fehlte auch hier der Vorwand eines nationalen Hintergrundes nicht ganz; als im Jahre 1836 in Nauplia die fünf Brüder Chondrojannis hingerichtet wurden, welche Jahre lang an der Spitze einer furchtbaren Räuberbande Morea unsicher gemacht hatten, suchte der älteste derselben sich einen guten Abgang zu machen, indem er sich als Opfer der „Baiern" hinstellte. Der Augenzeuge, der dies erzählt, weist darauf hin, daß diese Chondrojannis gegen ihre Landsleute und Glaubensgenossen die gräßlichsten Grausamkeiten verübten, wie man sie kaum in den Berichten aus den Zeiten der Christenverfolgungen findet: „Greise und Weiber wurden mit teuflischer Wollust hingeschlachtet, Kinder gespießt, Männer wurden gefoltert und die Körper der Opfer oft auf die empörendste Weise verstümmelt." Zwanzig Jahre später schrieb Edmond About seinen Aufsehen erregenden Roman „Le roi des montagnes". Ein Schrei der Entrüstung ging durch Griechenland; aber noch fünfzehn Jahre nachher (1870) wurden in der Ebene von Marathon einige reisende Engländer von Briganten aufgegriffen und im Angesicht der verfolgenden Truppen massakrirt. Damals raffte sich endlich die Regierung — ich glaube, Trikupis war damals am Ruder — zu den energischesten Maßregeln auf. Einer rücksichtslosen Strenge gelang es, das Räuberwesen auf griechischem Boden vollständig auszurotten, und gegenwärtig ist Griechenland das einzige Land des Südens, in welchem man überall mit dem vollen Gefühle persönlicher Sicherheit allein reisen kann. Der Brigantaggio im griechischen Königreiche gehört der Vergangenheit an.

Um so höheren Werth besitzt ein Dokument, welches uns einen genauen Einblick in das ehemalige griechische Räuberleben gewährt, die Aufzeichnungen eines griechischen Abgeordneten aus dem Peloponnes, eines Herrn Sotiropulos, der länger als einen Monat Gefangener einer Räuberbande war. Das Buch ist, wie mir scheint, wenig bekannt geworden, und verdiente wohl einmal in's Deutsche übersetzt zu werden. Es ist einfach und anspruchslos geschrieben, und hat höheren Werth, als manche bekanntere Leistungen der neugriechischen Literatur. Da der Gefangene ein Grieche war, wie die Räuber, war es ihm möglich, während ihrer Kreuz- und Querzüge mit ihnen zu verkehren, und so enthält seine Schrift eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten, die für das Brigantenwesen nicht blos Griechenlands, sondern der ganzen Halbinsel geradezu typisch sind.

Herr Sotiropulos, Abgeordneter der Eparchie Triphylien und früherer Finanzminister, wurde eines Abends gegen Ende Juli 1866 auf seiner Besitzung Agrili im Peloponnes vor den Augen seiner Frau und seiner Dienerschaft von fünf Räubern weggeführt. Der Vorfall erregte um so größeres Aufsehen, als der Peloponnes nicht eigentlich als eine von Räubereien besonders heimgesuchte Gegend bezeichnet werden konnte, und als das Opfer ein im politischen Leben hervorragender und weit umher angesehener Mann war. Dieser selbst giebt ziemlich deutlich zu verstehen, daß er die geistige Urheberschaft des Ueberfalles seinen politischen Feinden zuschreibe, welche auch, um ihn empfindlicher zu schädigen, den Briganten gegenüber eine übertriebene Darstellung seiner Vermögensverhältnisse gegeben hatten. Diese verlangten in Folge dessen anfänglich 80,000 Drachmen Lösegeld und gingen schließlich auf 60,000 herab; und zwar mußten dieselben

in Gold ausgezahlt werden. Frau und Verwandte des Sotiropulos beschafften das Geld durch eine hypothekarische Anleihe bei der Nationalbank in Athen und kauften mit hohem Agio Gold ein; auf dem Wege zu den Räubern gingen 5000 Francs in nicht ganz aufgeklärter Weise verloren, so daß die Vermögensverhältnisse des Abgeordneten aus diesem Vorfall in größter Zerrüttung hervorgingen. In höchst ungeschickter Weise begann die Regierung, noch bevor Sotiropulos befreit war, die Verfolgung der Räuber, hinderte seinen Schwager zweimal mit Gewalt, das Lösegeld auszuliefern und brachte dadurch das Leben des Gefangenen wiederholt in die höchste Gefahr. So erklärt sich die lange Dauer seines Aufenthaltes bei den Räubern.

Der Abgeordnete von Triphylien besaß offenbar ein sehr weiches Gemüth. Die Thränen steigen ihm bei jeder Gelegenheit in die Augen. Er weint nicht blos — was ja nicht zu tadeln ist — bei dem Gedanken an seine Frau und seine Mutter; er weint auch, sobald einer der Räuber seinen Säbel blank putzt und er daran denkt, daß dieser Säbel vielleicht bald seinen Hals durchschneiden wird; er weint sogar, als er an seinem Körper und in seinen Kleidern die Folgen vierwöchentlicher ungewaschener Existenz in Gestalt kleiner Thierchen entdeckt; und besonders auf seiner Heimreise lockt alles Mögliche, wie der Anblick eines reinen Tellers oder eines sauberen Bettes, die Thränen in seine Augen. Das erhöht den naiven Reiz der Darstellung; schämen sich doch auch die homerischen Helden ihrer Thränen nicht, und ein griechischer Dichter hat gesagt, thränenreiche Männer sind gut. Trotzdem hat Sotiropulos die ungewohnten und an manchen Tagen nicht unbedeutenden Anstrengungen des Hin- und Herziehens und Kletterns in dem Grenzgebirge zwischen Arkadien und

Elis ohne Schaden für seine Gesundheit überstanden, obwohl er manchmal dem glühenden Sonnenbrande der ersten oder den wolkenbruchartigen Regengüssen der zweiten Hälfte des August zu erliegen drohte. Marschirt wurde meistens in der ersten Hälfte der Nacht; dann schlief man irgendwo in der Nähe der Straße bis zum Sonnenaufgang, um bei Beginn der Tageshelle ein etwas sichereres Versteck aufzusuchen, in dem man noch ein paar Stunden weiter ruhte. Begegnungen mit Bauern bringen die Bande nicht selten in Gefahr; der Gefangene muß dann seinen Strohhut vom Kopfe nehmen und ein Tuch um denselben binden, damit er keinen Verdacht erregt, schlimmstenfalls wird der Bauer durch Drohungen eingeschüchtert, ja auch einen ganzen Tag gefangen gehalten, bis der Abend den Räubern erlaubt, in größerer Sicherheit weiter zu ziehen. Am wohlsten fühlen sie sich hoch oben im Gebirge, „unter den Tannen,“ wo auch Sotiropulos die letzten Tage seiner Gefangenschaft nicht ohne Behagen zugebracht hat. Dort ist kühle Luft, frisches Wasser und erquickender Schatten; die Hirten, die dort ihre Heerden weiden, sind zuverlässige Freunde, theils aus Furcht vor der Rache der Banditen, theils aus Abneigung gegen die Militärpatrouillen; selbst die Wölfe sind in dieser Jahreszeit ungefährlich. Im Winter, so erzählt einer der Räuber, ist das anders; er hatte sich da einmal mit zwei seiner Gefährten im kyllenischen Gebirge gegen ein Rudel von fünfzehn Wölfen zu wehren, welche schließlich alle mit den Säbeln niedergemacht wurden. Auch die Verpflegung ist hier oben eine gute und reichliche; jeden Tag wird ein Schaf oder eine Ziege am Spieß gebraten und der Weinschlauch kreist in der Runde. Während der Querzüge in der Ebene war es damit schlimmer bestellt; der Gefangene wie die Räuber hatten

oft Tage lang nichts als Brot und harten Käse, im besten Falle ein paar Eier zu essen und warmes, übelriechendes Wasser zu trinken. Ein merkwürdiger Zug der Räuberpraxis ist es, an Festtagen das sonst gewaltsam requirirte Essen zu bezahlen. Ein alter Bischof wurde einmal gefragt, was sein Osterlamm gekostet habe. „Ich bin doch kein Klefte," antwortete er, „daß ich mein Osterlamm bezahle!"

Das erste, was die Räuber thun, wenn sie ein Thier geschlachtet haben, ist das Schulterblatt desselben zu untersuchen. Dieses ist das wichtigste Orakel für sie und eine genaue Kenntniß der dabei beobachteten Praxis würde ein merkwürdiges Stück Brigantenaberglauben ergeben. Leider hat, wie es scheint, sich auch Herr Sotiropulos dieselbe nicht in vollem Umfange verschaffen können. „Habt ihr das Schulterblatt beschaut?" fragt einmal Euthymios, eine der beiden Hauptpersonen unter den Räubern, seines Zeichens ursprünglich ein Fleischer. „Wir haben es beide beschaut und es aufgehoben, damit auch ihr es morgen sehen könnt. Es wimmelt überall von Soldaten, aber für uns ist keine Gefahr, denn wir sind weit von ihnen, und, wie es scheint, hat niemand gemerkt, wohin wir gezogen sind." Ein anderes Mal zeigen sie dem Gefangenen sehr vergnügt ein schwarzes Mal im oberen Theile des Schulterblattes; das sollte bedeuten, daß das Lösegeld bereit sei. Bei einer späteren Gelegenheit ist Euthymios von dem Ergebniß seiner Schulterbeschauung wenig erbaut; denn an der Stelle, welche seine abwesenden Gefährten bedeutete, waren eine Menge rother Punkte, und das bedeutete, daß jene umzingelt und beschossen wurden. Indessen wußte er seine Besorgniß durch die Erwägung zu beschwichtigen, daß das Thier nicht gut gebraten war und daß die rothen Punkte wohl vielmehr

daher kämen, so wie durch den Lehrsatz, daß die Schulterblätter der Schafe nicht die untrügliche Weissagungsgabe besäßen, wie die der Böcke und Ziegen. Auch die Traumdeutung spielt eine große Rolle; an jedem Morgen werden die Träume der vergangenen Nacht besprochen, und der Gefangene betheiligt sich daran; ja er gesteht sogar, daß er nicht ohne Spannung auf das Orakel des Schulterblattes gewartet habe. Euthymios behauptet einmal, ein Räuber, der jeden Tag sein Schulterblatt habe und sich vor den Weibern in Acht nehme, fahre immer gut. Dieses Gebot der Keuschheit ist ein interessanter Zug in der Ethik dieser Banditen, der sich in derselben Weise auch bei den Haiduken findet. Bei diesen ist es traditioneller Aberglaube, daß jeder von ihnen, der an einem Weibe sich vergreifen würde, durch die unabwendbare Gewalt des Fatums zur türkischen Gefangenschaft verurtheilt worden sei. Oben „bei den Tannen" hören wir den Euthymios einmal eine kräftige Verwünschung gegen die Hirtenmädchen ausstoßen, die in ihrer Einsamkeit gar oft der Tugend und damit der Zukunft eines Pallikaren gefährlich würden. Und dabei erzählt er eine Geschichte von einem gewissen Dawelis, der einmal an der Straße einem Mädchen Gewalt anthat, von seinem Hauptmann, der ihn anfänglich tödten wollte, aus der Bande ausgestoßen wurde und bald darauf in die Hände der Behörde fiel.

Ueberhaupt haben die Räuber ein feststehendes Gewohnheitsrecht, das von ihnen geradezu auf eine Tradition vom Balkan her zurückgeführt wird. Morea selbst ist ja niemals ein eigentliches Räuberland gewesen und seine Bewohner haben niemals Sympathie für diese Zustände gehabt; das Räuberwesen ist hier lediglich importirt. Der Führer der kleinen Bande belehrte unseren Gefangenen

einmal über diese ungeschriebenen Satzungen in folgender Ausführung. „Unsere Gesetze,“ sagt er, „gestatten uns erstens, alle die zu verfolgen und zu tödten, welche uns nachsetzen und uns zu vernichten trachten; zweitens, denen, welche uns an die Behörden verrathen, Nase und Ohren abzuschneiden, sie aber so gezeichnet am Leben zu lassen, damit sie als abschreckendes Beispiel gegen den Verrath wirken; drittens, Geld zu nehmen von denen, die es haben, damit wir davon leben und zugleich die Armen unterstützen können; viertens, die Reichen und Mächtigen gefangen zu nehmen und Lösegeld für sie zu verlangen, und, wenn wir dies nicht bekommen, ihnen die Köpfe abzuschlagen und sie an ihre Verwandten zu schicken. Andererseits verbieten uns unsere Gesetze einen Treubruch zu begehen, ohne Noth Blut zu vergießen, Jemandem sein ganzes Vermögen abzunehmen und ihn so arm zu machen, vor allem aber uns mit Frauen einzulassen.“ Bei der Verfolgung durch Truppen wird der Gefangene getödtet, weil es die Räuber für eine Schande halten, ihn lebend in die Hand der Verfolger fallen zu lassen; und zwar schlagen sie ihm den Kopf ab, weil Flinte und Pistole nur für den Kampf sind, und weil auch die Regierung die Uebelthäter köpft.

Auch die Räuber, welche den Sotiropulos gefangen hatten, bildeten sich ein, eine höhere Mission zu erfüllen. Sie sind Vertreter der gerechten nationalen Sache gegenüber den Ministern und Abgeordneten, welche von ihnen als „Frankenknechte“, also als antinational, bezeichnet werden. Diese haben nach ihrer Ansicht die nach der Thronbesteigung des Königs Georg erwartete allgemeine Amnestie hintertrieben und es so einer großen Anzahl von Leuten, die, um einer Strafe zu entgehen, in die Berge geflohen waren, unmöglich gemacht, wieder einen

ordentlichen Lebenswandel zu beginnen; ja sie haben für die Revolution, die den Sturz des Königs Otto herbeiführte, sich der Klesten bedient und diese nach gethaner Arbeit verrathen. Wiederholte Unterhaltungen mit dem Gefangenen drehten sich um diesen Punkt, und es war ganz vergeblich, daß der Ex-Minister sich bemühte, seine Hüter von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen. Es verdient übrigens noch hervorgehoben zu werden, daß der Gefangene mit Zuvorkommenheit behandelt wurde, daß für sein leibliches Wohl, soweit es die gegebenen Verhältnisse möglich machten, nach Kräften gesorgt und ihm die Anstrengungen möglichst erleichtert wurden. Nur marschiren mußte er, sobald es die Sicherheit der Räuber erforderte, oft bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte, in mancher Nacht acht bis zehn Stunden, und die Todesgefahr schwebte fortwährend über seinem Haupte. Beim Abschiede küßten ihn alle die schmutzigen Gesellen und der Hauptmann drückte ihm ein Päckchen mit 70 Drachmen zur Bestreitung der Kosten auf der Heimreise in die Hand.

Wie gesagt, Griechenland ist von der Räuberplage gegenwärtig vollständig frei und man kann alle Theile des schönen Landes vollständig ruhig auch allein durchstreifen. In der europäischen Türkei und in gewissen Theilen Bulgariens macht sie sich dagegen noch sehr unangenehm fühlbar. Trotzdem dürfen diejenigen, welche in diese Länder zu reisen veranlaßt sind, sich keinen übertriebenen Befürchtungen hingeben. Ein Fall wie der von Tscherkeskjöi gehört jedenfalls zu den allerseltensten Vorkommnissen und dergleichen kann verhindert werden. Wer im Innern der Türkei reist, den läßt schon die türkische Behörde nicht ohne die Begleitung von Zaptiehs (Polizeisoldaten) reiten, die er natürlich bezahlen muß; wie weit

man sich in einem ernsten Falle auf ihren Schutz verlassen kann, habe ich glücklicherweise niemals zu erproben Gelegenheit gehabt. Vor einem gewöhnlichen räuberischen Anfalle ist man schließlich auch auf den Landstraßen bei Wien oder in den Vorstädten von London nicht durchaus sicher; und wo es sich um die Fortschleppung einer Person zum Zweck der Erpressung von Lösegeld handelt, sind die Briganten regelmäßig über die Leistungsfähigkeit derselben gut unterrichtet. Die Reisenden des Orientzuges sind, wie es scheint, einem unglücklichen Zufall zum Opfer gefallen; der griechische Millionär, dem der Anschlag galt, hatte seine Abreise um einen Tag verschoben. Ein Forschungsreisender wird in diesen Gegenden verhältnißmäßig am wenigsten zu fürchten haben; Leichtigkeit an irdischem Besitz ist ein gutes Vorbeugungsmittel gegen Räuber. Cantabit vacuus coram latrone viator.

XIV.

Eine Geschichte der byzantischen Literatur.

(1890.)

Der bekannte griechische Schriftsteller Demetrios Bikélas hat im Jahre 1874 eine kleine Studie „Ueber die Byzantiner“ veröffentlicht, welche bald darauf auch ins Französische und Deutsche übersetzt worden ist. Das lebendig und geistvoll geschriebene Buch ist trotzdem nicht so bekannt geworden, wie es verdient. Es ist nichts mehr und nichts weniger, als eine „Rettung“ der Byzantiner, ein Versuch, der als ein wohl gelungener bezeichnet werden muß, soweit der skizzenhafte Charakter der kleinen Schrift, welcher eine lebensvolle Ausführung des Einzelnen ebenso versagt bleiben mußte, wie eine eingehendere Begründung des Allgemeinen, dies zuließ. Nicht anders, als das sogenannte „Mittelalter“ im Abendlande, hat die Geschichte des byzantinischen Reiches und das Verständniß der mit demselben verknüpften Kultur durch übel angebrachte historische Konstruktionen und durch den völligen Mangel an Sachkenntniß in der Werthschätzung der meisten Kreise eine sehr niedrige Stellung eingenommen; und zwar nicht bloß in den weiten Schichten des gebildeten Publikums, dem besonders durch die Ausführungen in den letzten Kapiteln von Montesquieu's bekanntem Buche seine An-

schauung vorgezeichnet war, sondern auch bei gelehrten Forschern, die entweder in weitem Bogen diesem ungemüthlichen Gebiete aus dem Wege gingen, oder, wo ihre Studien sie in eine unfreiwillige Berührung mit demselben brachten, in Aeußerungen ihres Unwillens über den auf allen Gebieten des staatlichen, geistlichen und geistigen Lebens angeblich dort hervortretenden Verfall sich kaum Genüge thun konnten.

Gewiß hat es auch Ausnahmen von dieser Regel gegeben. Die großen Universalphilologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben auch in den Schriftstellern der byzantinischen Periode eine staunenswerthe Belesenheit besessen, und besonders der gewaltige Ducange hat auf diesem Gebiete eine Reihe von Sammlungen und Untersuchungen gemacht, die noch heute Jedem die höchste Bewunderung abnöthigen müssen. In unserm Jahrhundert ist es vor allem der durch einen allzufrühen Tod der Wissenschaft entrissene Karl Hopf gewesen, der in beneidenswerther Weise in der byzantinischen Literatur zu Hause war. Aber es ist, als ob die weitgehende Unfähigkeit künstlerischer Gestaltung, welche allerdings dem byzantinischen Schriftthum eigen war, in unseliger Weise sich allen denen mitgetheilt hätte, die sich mit ihm beschäftigten. Keiner von ihnen allen hat es verstanden, seine Forschungen zu einer lebendigen und anschaulichen Schilderung der byzantinischen Welt zu gestalten; das ungeheure Wissen von Ducange liegt wesentlich in seinen Kommentaren zu verschiedenen byzantinischen Geschichtschreibern vergraben, das von Hopf ist in den Katakomben der Encyklopädie von Ersch und Gruber beigesetzt und muß, auch abgesehen davon, als Werk geschichtlicher Darstellung ungenießbar erscheinen. Nur die beiden glänzend geschriebenen Werke der Engländer Gibbon und Finlay machen hier eine

Ausnahme; aber sie erfüllen dafür nicht das Ideal einer wirklich vollkommenen und allzeit sichern Beherrschung des Stoffes. Erst in allerneuester Zeit hat die Geschichte Athens im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius uns ahnen lassen, wie heute eine Darstellung der byzantinischen Geschichte in dem Sinne, den wir wünschen dürfen und müssen, aussehen würde: nur daß sie nicht vom Standpunkte der Akropolis, sondern von dem der Hagia Sofia aus geschrieben werden müßte.

Es ist ohne Zweifel eine ebenso unerwartete als erfreuliche Mündigkeitserklärung der byzantinischen Studien von Seiten der klassischen Philologie, daß in dem rühmlich bekannten Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft, welches der Erlanger Professor Iwan v. Müller herausgiebt, eine Darstellung der byzantinischen Literatur Aufnahme gefunden hat. Und zwar nicht etwa in ein paar Bogen, als dürftiger Anhang zu der Geschichte der „klassischen" Literatur, sondern in einem stattlichen Bande von 30 Druckbogen. Der Verfasser desselben ist Dr. Karl Krumbacher, Professor an der Universität München, der sich damit einen höchst ehrenvollen Platz unter den Forschern der Gegenwart errungen hat. Ich habe das Buch mit immer steigender Bewunderung durchgelesen. Es ist ein Werk, das auf wenig, zum Theil noch gar nicht betretenen Pfaden wandelt, und dabei nirgends die Handhabung einer sicheren, auf besser angebauten Gebieten gelernten und geübten Methode vermissen läßt; ein Werk, das ein riesenhaftes Material verarbeitet hat, dem es nicht auf jeder Seite gegönnt war, direkt aus den ersten Quellen zu schöpfen, und das doch nicht im geringsten den Charakter einer Kompilation an sich trägt; ein Werk, das spröden und widerspenstigen Stoff mit seltenem organisatorischen Geschick meistert, das Licht und Schatten, auf- und ab-

steigende Entwickelung, schriftstellerische Individualitäten da erkennen läßt, wo man bisher nur eine einförmige Masse zu sehen gewohnt war, und dessen Darstellung die durch die Anlage des Ganzen gebotene kompendienmäßige Lehrhaftigkeit nicht selten in einer Weise durchbricht, die auch für die stilistische Gewandtheit des Verfassers das beste Vorurtheil erweckt.

Wenn man die reichhaltigen bibliographischen Angaben des stattlichen Bandes durchmustert, so staunt man darüber, wie ungemein viel eigentlich an Einzelarbeiten über Byzantiner vorhanden ist, trotz der Abneigung und Verachtung, mit der sie bei den Philologen geschlagen waren. Aber der bei weitem größere Theil derselben ist den Byzantinern allerdings nur so weit zu gute gekommen, als sie Erben und Verwahrer der geistigen Schätze des griechischen Alterthums waren. Und so hat das, was den byzantinischen Schriftstellern zum Fluche geworden ist, daß sie die Enkel größerer Väter waren, sich ihnen jetzt zum Segen gewendet, und ihre Werke zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht, deren Ernst und Bedeutsamkeit sich nicht mehr von der an klassischen Literaturwerken geübten unterscheidet. Eine Arbeit, wie die Ausgabe des Theophanes von Karl de Boor, darf man getrost den besten Leistungen der Textkritik auf dem Gebiete der altgriechischen Philologie an die Seite stellen, und es ist bezeichnend genug, wie sehr ihre Sauberkeit und Gründlichkeit wohlthuend absticht gegen die Schleuderhaftigkeit, mit der sich seinerzeit ein Immanuel Bekker an den Texten der byzantinischen Historiker versündigen zu dürfen glaubte.

Aber noch mit einem anderen Gebiete der Wissenschaft sind die byzantinischen Studien eng verknüpft, und auch von dieser Seite haben sie in den letzten Jahrzehnten

mannichfache Förderung erfahren. Das ist die slawische Philologie. Die Kultur der Südslawen und der Russen ruht auf der Kultur von Byzanz. Das Christenthum ist in der Gestalt der oströmischen Orthodoxie zu ihnen gekommen, theologische und geschichtliche Werke sind frühzeitig von ihnen übersetzt und nachgeahmt worden, ein Strom von Legenden, Märchen, Volksliedern und Sprüchwörtern hat ihre Literatur befruchtet, im Volke seine Ablagerungen zurückgelassen. Und was in den slawischen Donau-Ländern und in Rußland sich von bildender Kunst findet, ist bis auf den heutigen Tag byzantinisch. Die Gelehrten Rußlands sind diesen Zusammenhängen längst nachgegangen, und eine weitschichtige, bei uns häufig schwer zugängliche Literatur gibt Zeugniß von dem Eifer, mit dem sie es gethan haben. Es ist kein Zufall, daß die dem Nachweis solcher Zusammenhänge gewidmeten Studien gerade jetzt in Rußland besonders lebhaft betrieben werden, wo auch die nationale russische Literatur sich in der Abkehr von abendländischen Einflüssen gefällt und rein slawischen „Erdgeruch", wie man jetzt zu sagen pflegt, als höchstes Ziel anstrebt. Die Trennung Europa's in eine romanisch-germanische und eine slawische Welt rechnet von dem Zeitpunkte, wo das römische Weltreich sich in eine westliche und eine östliche Hälfte schied; und das Kirchenschisma hat diese Zweitheilung besiegelt. Die Kultur beider Hälften ruht auf der griechischen; aber während den Romanen und Germanen Humanismus und Renaissance vergönnten, an den lebendigen Brüsten des Griechenthums sich zu nähren, ist den Slawen der griechische Geist nur in byzantinische Flaschen gefüllt zugekommen. Wenn die Tschechen und die Polen ebenfalls um das panslawistische Kulturideal herumtanzen, vergessen sie dabei die Kleinigkeit, daß sie ihrer ganzen Entwicklung nach dem

westlichen Kulturkreise angehören. Serben, Bulgaren und Russen sind die Erben des geistigen Besitzes von Byzanz, und es hat den Anschein, als ob sie auch seine politischen Erben werden würden.

Für den Geschichtschreiber der byzantinischen Literatur sind ihre Beziehungen zum Hellenismus und zum Slawenthum indessen nur beiläufige Momente. Seine eigentliche Aufgabe ist, diesen Theil der byzantinischen Kultur in seinem Zusammenhange mit der ganzen Kultur jener Zeit zu verstehen, aus den staatlichen, geistlichen, gesellschaftlichen Zuständen jener merkwürdigen tausendjährigen Epoche heraus zu beschreiben. Heute ist die Erreichung dieses Zieles noch eine Unmöglichkeit; aber sie bleibt eine der lohnendsten und glänzendsten Aufgaben für die Zukunft. Hrn. Krumbacher darf es Niemand zum Vorwurf machen, daß er dieses Ideal noch nicht erfüllt hat: vorläufig dürfte noch ein ganzes Menschenleben zu kurz dafür sein. Es ist schon genug, daß er da Wellenlinien der Entwickelung aufgezeigt hat, wo man bisher nur eine schiefe Ebene des Verfalls sah. Er hat zunächst nachgewiesen, daß die eigentlich byzantinische Zeit später anhebt, als die landläufige Annahme ist. Das Zeitalter des Justinian, mit dem auch seine Darstellung aus äußerlichen Gründen noch beginnt, ist keine Grenze zwischen griechischem Alterthum und griechischem Mittelalter. Das Schriftthum des 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts ist der letzte Ausläufer der antiken Literatur. Dann folgt eine zwei Jahrhunderte andauernde Nacht, welche lediglich durch das trübe Lämpchen theologischer Schriftstellerei nothdürftig erhellt wird. Erst mit dem Anfang des 9. Jahrhunderts regt sich einiges neues Leben und es beginnt eine aufsteigende Entwickelung, deren Höhepunkt die literarische Renaissance im 12. Jahrhundert ist.

Das geistige Leben der drei diesem Höhepunkt vorangegegangenen Jahrhunderte hat in drei bedeutenden Männern den bezeichnendsten Ausdruck seiner Eigenart gefunden: das neunte in dem Patriarchen Photios, das zehnte in dem Kaiser Konstantin Porphyrogennetos, das elfte in dem Staatsmann Michael Psellos. Photios ist in seiner Wirksamkeit als Patriarch ein Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung, die in der vortrefflichen Darstellung des Kardinals Hergenröther zu ihrem vollen Rechte gekommen ist; in seinem Kampfe mit dem Papst liegen die Keime zu der Spannung zwischen dem griechischen Patriarchat und der römischen Kirche, die unter Michael Kerularios (1054) in der völligen Trennung beider Kirchengemeinschaften ihren Abschluß fand. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist er eine der gewaltigsten Gestalten der gesammten griechischen Literatur, deren Größe um so schwerer zu begreifen ist, als sie nach einer zweihundertjährigen Versumpfung des geistigen Lebens ganz unvermittelt empor taucht. Die literarische Bedeutung des Kaisers Konstantin VII., über den wir eine rühmenswerthe Einzelschrift des französischen Gelehrten Alfred Rambaud besitzen, beruht weniger auf seinen eigenen Arbeiten, als auf den aus seiner Anregung hervorgegangenen großen Exzerptensammlungen, welche die nicht mehr übersichtlichen, oft schwer zugänglichen und zum Theil schon vom Untergang bedrohten Schätze der alten Literatur für die Zwecke des Staates und der Kirche nutzbar machen sollten. Michael Psellos ist von diesen Dreien vielleicht am meisten Byzantiner, mit allen schlechten und allen guten Eigenschaften dieses Typus. Zur hervorragenden Theilnahme an den Staatsgeschäften in jener unsäglich traurigen Zeit der byzantinischen Geschichte berufen, wo nach dem Tode des Bulgarentödters Basilios die wüstesten

Thronstreitigkeiten das Reich erschütterten, ist er einer der eitelsten, egoistischsten und servilsten Menschen geworden, von denen wir aus Byzanz wissen, das doch wahrlich an diesen Eigenschaften gerade keinen Mangel litt. Dabei ist er aber als Schriftsteller durch eine erstaunliche Vielseitigkeit, verbunden mit umfangreichem Wissen und schärfster Beobachtung, ausgezeichnet, so daß ihn Krumbacher nicht mit Unrecht dem Bacon vergleicht; sein Streben nach Formschönheit und seine Bewunderung des hellenischen Ideals hat die literarische Renaissance der Komnenen-Zeit vorbereitet, in welcher wohl die Kaiserin Anna Komnena und die beiden Brüder Niketas und Michael Akominatos die bedeutendsten literarischen Erscheinungen sind.

Warme Begeisterung hat freilich unter allen diesen byzantinischen Literaturgrößen keine einzige ihrem Geschichtschreiber einzuflößen vermocht. Aber das ist auch nicht nothwendig; die Wissenschaft hat niemals das beneidenswerthe Vorrecht gehabt, dessen sich die Kunst zu ihrem eigenen Nachtheil manchmal begibt, nur das darzustellen, was schön und was bedeutend ist. Unter den vielen Schriftstellern der byzantinischen Periode ist nur ein einziger, der vielleicht einmal wird beanspruchen dürfen, einen hervorragenden Platz in dem Pantheon der Weltliteratur einzunehmen. Das ist der christliche Hymnendichter Romanós. Die Begeisterung für ein neues Ideal, das nicht mehr das der Antike war, hat in seinen Gedichten eine neue, sich selbst entsprechende und genügende Form gefunden. „Die Literaturgeschichte der Zukunft wird vielleicht den Romanós als den größten Kirchendichter aller Zeiten feiern.“ Nur ein Theil seiner Gedichte ist bis jetzt bekannt; eine vollständige Ausgabe dürfen wir von Krumbacher erwarten, der vor einigen Jahren die beiden wichtigsten Handschriften der Klosterbibliothek in Patmos abgeschrieben hat.

Der Richtung meiner Studien entsprechend, hat für mich in der byzantinischen Literatur die Frage das meiste Interesse, wie sich in diesem Zeitraum die griechische Sprache entwickelt hat. Als ich seinerzeit anfing, mich mit mittelgriechischer Literatur zu beschäftigen, hätte ich viel darum gegeben, einen so trefflichen Führer zu besitzen, wie er jetzt in dem Buche von Krumbacher vorliegt. Die Jüngeren, welche dieses ebenfalls noch sehr wenig angebaute Gebiet betreten, werden sich vor manchem Irrweg hüten können. Es war zu erwarten, daß Krumbacher, dem wir einige wohlgelungene grammatische Untersuchungen verdanken, auch dieser Seite seines Gegenstandes seine Aufmerksamkeit zuwenden werde. Und so hat er nicht nur versucht, die einzelnen Schriftsteller ihrem sprachlichen Ausdruck nach zu kennzeichnen, sondern er hat auch in einem ungemein dankenswerthen Anhange eine vortreffliche Uebersicht über diejenigen schriftstellerischen Erzeugnisse gegeben, in welchen die Sprache des Volkes, das sogenannte Vulgärgriechische, einen mehr oder weniger getreuen Ausdruck gefunden hat. Die unglückselige Frage der Schriftsprache, welche die Gemüther der heutigen Hellenen zu Zeiten nicht minder lebhaft aufregt als jene andere, ob Trikupis oder Delijannis Ministerpräsident sein soll, wurzelt im byzantinischen Mittelalter und kann nur durch das Studium der mittelalterlichen Gräzität begriffen, freilich nicht gelöst werden.

Im alten Griechenland müssen wir uns den Abstand der Schriftsprache von der Umgangssprache der Gebildeten — nicht von den Volksmundarten, denn dieser ist allenthalben sehr bedeutend — gewiß größer vorstellen, als wir ihn bei den modernen Kulturvölkern beobachten. Die Attiker, welche auch ihre prosaischen Schöpfungen in erster Linie als Kunstwerke gaben, haben, nach dem Zuge

ihrer ganzen Kunstanschauung, auch die Sprache idealisirt und stilisirt. Die griechische Gemeinsprache, welche seit den Kriegen Alexanders in einem ungeheuer großen Gebiete Verkehrssprache geworden war, hat in der Literatur niemals einen vollkommenen und energischen Ausdruck gefunden, und selbst des Polybios ehrliche Soldatennatur hat ihr nur einen leisen, freilich dem Kenner leicht wahrnehmbaren Einfluß auf seinen Stil gestattet. Attisch zu schreiben blieb, bis auf einzelne Sonderlinge, immer das erstrebenswertheste Ziel, und es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade Einzelne demselben nahegekommen sind. Die Kluft zwischen dem immer und immer wieder kopirten Attischen und der ohne Rücksicht darauf sich entwickelnden, wenn auch gewiß durch den altgriechischen Schulunterricht immer noch im Zaume gehaltenen Umgangssprache der gebildeten Kreise erweiterte sich im Laufe der Jahrhunderte naturgemäß immer mehr. Wir dürfen kaum daran zweifeln, daß im Beginn der byzantinischen Zeit nicht nur die Laute des Altgriechischen längst in erheblicher Weise sich verändert hatten, sondern daß auch der Wortschatz durch Verlust alten Sprachgutes, durch Aufnahme zahlreicher lateinischer Lehnworte stark abweichend gestaltet war, und daß Fügungen, die zu den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des heutigen Griechisch gehören, wie die Umschreibung des Futurs, des Infinitivs, bereits gewöhnlich geworden waren. Die Literatursprache verhielt sich ablehnend gegen solche Erscheinungen. Ausschlaggebend war dafür, daß die byzantinischen Schriftsteller fast alle nicht aus dem Volke stammten, sondern den höchsten Gesellschaftskreisen angehörten; es waren Kaiser, Patriarchen, Minister; oder es waren wenigstens Leute, deren Monopol die Ueberlieferung und Behütung des Altgriechischen war, Mönche und Schulmeister. Histo-

riker wie Malalas und Theophanes haben trotzdem den Versuch gemacht, ihre Sprache der Volkssprache bis zu einem gewissen Grade anzunähern, der erstere weitergehend als der zweite. Es ist kein Zweifel, daß damals auf diesem Wege zur Schöpfung einer neuen griechischen Schriftsprache gelangt werden konnte. Aber die literarische Restauration der Komnenenzeit hat diese Versuche verschüttet, und sie sind nicht wieder aufgenommen worden. Als Reaktion dagegen wagen sich nun immer zahlreicher solche Produkte an die Oeffentlichkeit, in welchen die wirkliche Volkssprache einen Ausdruck sucht. Freilich mehr sucht als findet; denn ihre Verfasser sind entweder von so grauenhafter sprachlicher und stilistischer Verwahrlosung, daß bei einigen von ihnen höchstens vom Stammeln eines Idioms die Rede sein kann, oder der Schulmeister, der ihnen in der Jugend die altgriechischen Formen eingeprägt hatte, sitzt ihnen noch immer im Nacken. Den Höhen, auf welchen wirkliche Literatur gemacht wurde, blieben diese Verfasser und Bearbeiter von Volksbüchern dauernd fern. Nur die Bettelpoeten, wie Tzetzes und Prodromos, haben beiderlei Sprachgattungen nicht ohne Geschick gehandhabt.

Die Geschichte der mittelgriechischen Vulgärsprache ist ebenfalls noch zu schreiben. Ich glaube, wir dürfen sie von dem französischen Gelehrten Jean Psichari, einem geborenen Griechen, in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit erwarten. Er hat in kleineren und größeren Arbeiten rühmlichstes Zeugniß davon abgelegt, daß er die Probleme klar erfaßt, den Stoff sicher beherrscht und eine ungewöhnliche Begabung zur Behandlung sprachwissenschaftlicher Fragen besitzt. Er ist, soweit ich sehe, neben dem ausgezeichneten griechischen Forscher Georg Hatzidakis der einzige, von dem die neugriechische Sprachwissen-

schaft zunächst Förderung zu hoffen hat. Denn Krumbacher dürfte noch für längere Zeit durch rein philologische Arbeiten in Anspruch genommen sein, und die früher Gutes versprechende Kraft von Karl Foy scheint diesen Studien endgültig verloren gegangen zu sein.

Ich habe von einem fremden Forschungsgebiete aus, von dem ich allerdings oft genöthigt bin, meine Blicke auf den byzantinischen Literaturkreis hinüber zu werfen, Herrn Krumbachers werthvolle Gabe zu würdigen versucht. Es ist möglich, daß mein Urtheil dadurch beeinflußt worden ist, daß ich aus diesem Buche von Seite zu Seite so sehr viel gelernt habe. Aber ich meine, daß auch andre, welche enger mit diesen Studien verknüpft sind, anerkennen werden, welch ein tüchtiges Stück Arbeit hier gethan worden ist. Man überblickt jetzt bequem das Viele, was schon geleistet ist, das Viele, was noch zu leisten ist. Die wüsten und weiten Räume der Literaturgeschichte hat Krumbacher wohnlich gemacht und zu bequemerer Orientierung hergerichtet. Und er darf über die Thür des neuen Hauses getrost die Worte schreiben, die Lessing seinem „Nathan" vorgesetzt hat: Introite, nam et hic dii sunt.

XV.

Athen im Mittelalter.

(1889.)

„Wohlwollende Freunde meiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter werden, so denke ich, es von vornherein erklärlich finden, daß mich der Wunsch beseelte, auf dieses Werk ein zweites, an Umfang geringeres, folgen zu lassen, welches die Schicksale Athens in demselben Zeitalter zum Gegenstande hat. Sie werden den Trieb dazu als folgerichtig anerkennen und es gutheißen, daß ich die Geschichte des mittelalterlichen Rom wie die eine Seite einer Medaille betrachtete, der noch die andere mit dem Bilde Athens hinzuzufügen war, mochte dieses ähnlich oder nicht, gelungen oder mißlungen sein."

Mit diesen Worten schließt Ferdinand Gregorovius die Vorrede zu dem Buche, mit welchem er die deutsche Literatur um ein neues klassisches Werk bereichert hat. Auch diese zweite Seite der Medaille ist in ihrer Ausführung so gelungen, wie es von der bewährten und gereiften Kunst des Verfertigers nicht anders zu erwarten war. Aber die Vorlage, welche der schöpferischen Nachbildung zu Grunde liegt, ist bei der einen Seite in wesentlich verschiedenem Zustande als bei der anderen. Dort prachtvolle ungeschmälerte Erhaltung der Zeichnung mit ihren lebensvollen Umrissen und der liebevollen Aus-

führung der Einzelheiten; hier ein durch die Ungunst der Zeiten beschädigtes, verwischtes, zum großen Theil bis zur Unkenntlichkeit entstelltes Bild. Rom ist auch im Mittelalter die Hauptstadt der Welt gewesen. Ihr Geschichtschreiber hat das Aufsteigen und den beginnenden Niedergang der weltbeherrschenden Macht des Papstthums zu schildern, das Ringen der weltlichen Gewalt mit der geistlichen, genußfreudiges Hofleben und aufstrebende Bürgertugend, eine Stadt, die aus Brand und Zerstörung immer herrlicher nnd unvergleichlicher wieder aufblüht, geschmückt mit Palästen und Kirchen, mit Meisterwerken der Malerei und Bildnerei. Ganz anders Athen. Auch Athen ist einmal die Hauptstadt der Welt gewesen, in anderem Sinne freilich als Rom. Eine in der Geschichte der Menschheit ohnegleichen dastehende Blüthe geistiger und künstlerischer Entwickelung ist hier in einem kurzen Zeitraum zur Reife gekommen. Was hier gedacht und geschaffen worden ist, das hat den barbarischen Orient der Zivilisation erschlossen und hat dem Militärstaat der Römer den Gährstoff geistiger Entwickelung zugeführt; es hat sich selbst in der Verflachung und Verwässerung durch die Römer mächtig genug erwiesen, um die geistige Umgestaltung des Mittelalters in der italienischen Renaissance herbeizuführen, und es hat später, in Deutschland in seiner ursprünglicheren Gestalt wieder entdeckt und erkannt, noch einmal der neuen Bildung die Bahnen gewiesen. Aber dieser geistige Primat ist niemals mit einem weltlichen verknüpft gewesen. Die Stadt Athen war weder im Alterthum noch im Mittelalter die politische Hauptstadt Griechenlands — erst in neuester Zeit ist sie das in einem noch immer beschränkten Sinne geworden — geschweige denn die politische Hauptstadt der Welt. Professoren, die an ihrer Universität lehrten, haben jene Wir=

kungen ausgeübt, Bücherrollen, die von hier aus in die Welt wanderten, Bildsäulen und Bauwerke, die jahrhundertelang verschüttet unter der Erde lagen und langsam und trümmerhaft derselben wieder abgerungen wurden.

Die Stadt selbst sinkt nach der kurzen politischen Höhe, zu der sie Perikles empor gehoben, immer tiefer und tiefer. Sie wird im Mittelalter eine kleine, unbedeutende Provinzstadt, materiell verkommen und geistig verfallen, welche man flieht, weil man dort zum Barbaren zu werden fürchtet. Die byzantinischen Strategen wie die fränkischen Herzöge residiren lieber in Theben als in Athen. Lange Jahrhunderte ist die Stadt so gut wie ganz vergessen, ihre Geschichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Höchstens die Burg, das Kastell Setines, wie man im Abendlande sagte, behält als militärischer Punkt einige Bedeutung. Die Bildwerke werden geraubt und verschleppt, die Säulen der Tempel umgestürzt, die Mauern geschleift, der heilige Oelwald verbrannt; noch zu einer Zeit, wo man glauben durfte, die Leidensgeschichte der Stadt habe ihren Höhepunkt längst erreicht, sprengt eine Bombe den Parthenon mitten auseinander. Als das neue Königthum aufgerichtet wurde, hielt der erwählte Herrscher seinen Einzug in einen Trümmerhaufen, wo eine arme, verkommene, mehr albanesische als griechische Bevölkerung in schmutzigen Lehmhütten zwischen den Ruinen des Alterthums, im Schutt von Kirchen und Straßen, wohnte.

Eine solche Stadtgeschichte zu schreiben, ist eine ebenso melancholische, wie schwierige und entsagungsvolle Arbeit. Kein Schriftsteller des Mittelalters, weder ein einheimischer noch ein fremder, hat die Geschichte Athens in diesen dunklen Jahrhunderten dargestellt; erst der Todeskampf der Griechen gegen die einbrechenden Osmanen hat in dem Athener Chalkokondylas einen Schilderer gefunden,

dem aber auch die Geschichte seiner Vaterstadt hierin etwas sehr Nebensächliches ist. Keine Katakomben melden hier vom Erstehen und Erstarken der Christengemeinde; keine Stadtchroniken, keine Stadtpläne, kaum ein dürftiges Mirabilienfragment sind uns erhalten. Das Wenige, was das Mittelalter geschaffen hat, ist in Athen wie in Griechenland überhaupt völlig verschwunden. Einige byzantinische Kirchlein in Athen, die Ruinen der thälerbeherrschenden fränkischen Burgen im Peloponnes und der Markuslöwe über einigen Stadtportalen sind so ziemlich das einzige, was aus einem Jahrtausend Geschichte übrig geblieben ist. In Griechenland knüpft die neueste Zeit überall scheinbar unvermittelt an das Alterthum an. Es gilt den dürftigen und versteckten Erwähnungen Athens in den Werken der byzantinischen Geschichtschreiber nachzugehen, die zu den ödesten und unerfreulichsten Erzeugnissen gehören, welche die Literatur aller Zeiten und aller Völker hervorgebracht hat. Es gilt die abendländischen Archive zu durchforschen und nach Urkunden zu stöbern, in welchen die Beziehungen der westlichen Mächte zu Athen irgend einen Ausdruck gefunden haben. Das ist eine mühevolle und abschreckende Kleinarbeit, wo nicht allzu häufig ein glücklicher Fund die Anstrengungen des suchenden Forschers lohnt. Der große Karl Hopf hat sie zu dem bedeutenderen Theile schon gethan. Sein monumentales Werk, leider nicht durch Schönheit der Maße und Linien ausgezeichnet, ist die feste Grundlage für alle Studien auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte Griechenlands; seine Rüstkammern haben alle, die darüber geschrieben haben, bis auf den heutigen Tag benutzt. Auch Gregorovius. Aber Gregorovius hat die Untersuchungen Hopfs noch einmal gemacht; er hat sie bestätigt, ergänzt oder verbessert. Er hat die Archive Italiens, Siziliens und

Spaniens selbständig durchforscht und manchen neuen, werthvollen Beitrag gefunden. Er hat die topographische und archäologische Literatur über Athen, die seit den Tagen des Cyriakus von Ancona zu einer mächtigen Bibliothek angeschwollen ist, verwerthet; er hat aus den Arbeiten der rüstig aufstrebenden neugriechischen Geschichts- und Urkundenforschung Nutzen gezogen.

So ist dieses Werk entstanden, ein gewaltiger Threnos, ein Klagelied auf den Untergang der vornehmsten und edelsten Stadt der Welt. Aufgebaut auf vollständiger Kenntniß und Beherrschung der Thatsachen, getragen von reifer und ruhiger Beurtheilung der Völker- und Menschenschicksale, durchwärmt von wahrer Begeisterung für die ewige Größe der Blüthezeit von Hellas, aber auch von lebendiger Theilnahme an seinen Wandlungen, seinem Niedergange und seiner endlichen Auferstehung, so zieht die Darstellung abgeklärt, ruhig, im besten Sinne des Wortes vornehm an uns vorüber. Und wenn wir das Buch schließen, thun wir das mit dem Gefühl, eine ergreifende Tragödie mit durchlebt zu haben, die in unserer Brust Regungen des Mitleids und Schauer der Furcht aufrührt, die aber auch der kathartischen Wirkung nicht ermangelt.

Athen war im Mittelalter für das Abendland gänzlich sagenhaft geworden. Wie einst Perikles in seiner Lobrede auf die gefallenen Athener bei Thukydides es die Schule Griechenlands genannt hatte, so lebte es in der Ueberlieferung der christlichen Welt als Mutter aller Weisheit und Wissenschaft. Noch lange Zeit, nachdem die Hochschule Athens aufgehört hatte zu existiren — sie ist zur Zeit Justinians von selbst, wie es scheint, erloschen — läßt die Sage dort allerlei berühmte Persönlichkeiten ausgebildet werden. Dort soll die fabelhafte Päpstin Johanna

studirt haben, dort der große Gräcist Scotus Erigena; eine Episode des Romanes vom gallischen Amadis läßt einen ihrer Helden seine Bildung in Athen holen, in der sächsischen Weltchronik, in den Alexanderromanen spielt es die gleiche Rolle. Diese Tradition hatte das Mittelalter von den Römern überkommen. Die Hochachtung, welche die Römer in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern vor griechischer Bildung, Kunst und Wissenschaft hegten, war eine unbegrenzte. Sie wirkte in sichtlicher Weise auf die politische Behandlung des unterworfenen Landes ein. Trotz zahlreicher Unbotmäßigkeiten, trotz der immer mehr zu Tage tretenden Schwierigkeiten, die Selbstverwaltung der griechischen Städte mit den Reichsinteressen in Einklang zu bringen, haben die Römer auf Griechenland das Unterthanenverhältniß niemals vollständig in Anwendung gebracht. Mommsen hat diese Verhältnisse mit bekannter Meisterschaft im fünften Bande der Römischen Geschichte geschildert. Besonders über Athen schwebten schirmend die Geister der großen Vorfahren. Als Sulla die Stadt eroberte, die sich im mithridatischen Kriege durch ihren, auch den Traditionen ihrer Vergangenheit zuwiderlaufenden Anschluß an den asiatischen König schwerer Pflichtverletzung schuldig gemacht hatte, wollte er sie im ersten Anlauf des Zornes zerstören; dann entschloß er sich, „den Lebenden um der Todten willen zu verzeihen“. Derselbe Gedanke wird dem größten Römer in den Mund gelegt: nach der Schlacht bei Pharsalus verzieh Cäsar den Athenern, die mit großer politischer Kurzsichtigkeit sich dem Pompejus angeschlossen hatten; trotz ihrer großen Verschuldung wurden sie von den Todten gerettet, sagte er, aber er fügte die Frage hinzu, wie oft sie noch der Ruhm ihrer Vorfahren retten sollte. Und als am Schluß das Verhängniß, welches das ganze Byzantinerreich zu

den Füßen der Osmanen niederwarf, sich auch an Athen erfüllte, da hat der furchtbare Eroberer Mohammed, ein unterrichteter und gebildeter Herrscher, dem die von den Arabern zu den Türken gekommene Vorstellung von Athen als der Vaterstadt der Philosophen nicht fremd geblieben sein wird, mit einiger Ehrfurcht der großen Vergangenheit der Stadt gedacht und ihre Bewohner mit ungewohnter Güte behandelt.

Trotz seiner Schonung der Stadt Athen hat Sulla ihr unheilbare Wunden geschlagen; in diesem Jahre 86 beginnt der unaufhaltsame Niedergang. Sie war ein offener, wehrloser Platz geworden; ihre Bedeutung als Handelsstadt war unwiederbringlich vernichtet, seitdem der Mittelpunkt des Handels in den Emporien der italischen Westküste ruhte. Die Bevölkerung schwindet, wie in ganz Griechenland, so auch hier; schon hundert Jahre vor der Schlacht bei Aktium weiß Polybios von Unfruchtbarkeit der Ehen und Rückgehen der Volksziffer zu berichten, und die römischen Bürgerkriege, deren Entscheidungsschlachten mehrmals auf griechischem Boden oder auf griechischem Meere geschlagen wurden, thaten das Uebrige. Die archäologische Begeisterung des Kaisers Hadrian für Athen ließ die Stadt eine kurze Nachblüte erleben; noch längere Zeit strahlte von den attischen Schulen der Philosophie und Beredsamkeit Licht aus in die heidnische Götterdämmerung. Der letzte kaiserliche Schwärmer, welcher dem Rad der Weltgeschichte in die Speichen fallen wollte, Julianus der Abtrünnige, hat als Prinz hier studiert; mit ihm zwei andere Männer, welche das triumphirende Christenthum unter seine vornehmsten Vorkämpfer zählt, der große Basilius und Gregor von Nazianz.

Unterdeß war der Stern Konstantinopels aufgegangen. Seitdem sich dieß mit Rom in die Herrschaft über die

römische Welt getheilt hat, liegt der Schwerpunkt aller Geschicke der Balkanhalbinsel und der Länder Asiens, welche derselben ihre Küsten zuwenden, am Bosporus, bis auf den heutigen Tag und wahrscheinlich noch für eine lange Zukunft. War Athen schon in der Römerzeit von Korinth, Patras und der augusteischen Gründung Nikopolis stark in den Schatten gestellt worden, so erlosch sein schwacher Schimmer jetzt ganz vor dem gewaltigen Glanze, welchen die märchenhafte Herrlichkeit der byzantinischen Hauptstadt ausstrahlte. Das gewaltsame Centralisirungssystem der Kaiser ließ alle griechischen Städte zu kümmerlichen Provinzialstädten herabsinken. Athen ward eine der unbedeutendsten unter ihnen. Es verschwindet für viele Jahrhunderte ganz aus der Geschichte. Längst hatte auch hier das Christenthum seinen siegreichen Einzug gehalten; freilich brauchte die Saat, die Paulus in seiner berühmten Predigt auf dem Areopag gesäet, in der Stadt der Platoniker und Neuplatoniker länger als anderswo Zeit, um aufzugehen. Der Parthenon war zur Marienkirche umgewandelt worden, die erste Leidensstation in der Geschichte dieses herrlichsten aller Göttertempel, und auf der Höhe, wo einst panathenäischer Festjubel erklungen war, residirte ein griechischer Erzbischof.

Von einem dieser Kirchenfürsten haben wir aus dem Ende des 12. Jahrhunderts Nachrichten über Athen. Es ist Michael Akominatos, ein ideal strebender und für das griechische Alterthum begeisterter Mann, der etwa im Jahre 1174 den athenischen Bischofsstuhl bestieg. Freilich erfahren wir auch von ihm nicht viel mehr als die allgemeine Thatsache der entsetzlichen Erniedrigung und der trostlosen Verkommenheit von Stadt und Volk. Eine verwüstete Stadt in einer verödeten Landschaft, eine Bürgerschaft ohne jede Ahnung von dem Werthe dessen,

was ihre Vorfahren geschaffen, keine Regung geistigen Lebens, keine Spur materiellen Wohlstandes, das sind die Klagen, die sich fort und fort durch seine Reden und Briefe ziehen. Er, dem die Schwärmerei für die hellenische Vorzeit den Wunsch eingegeben hatte, Athen zur Metropole zu erhalten, ist durch die Wirklichkeit in der grausamsten Weise enttäuscht worden; er hat jenen Schmerzensruf ausgestoßen, er wolle fort von Athen, weil er fürchte, dort zum Barbaren zu werden. Und nicht einmal der Besitz der herrlichsten Kathedrale, die er selber einen wunderschönen, hellstrahlenden Tempel nennt, die heilige Wohnung des aus der Gottesmutter leuchtenden wahren Lichtes, konnte ihm den täglichen Anblick des Zerrbildes einstiger Größe erträglich machen.

Er wurde von dieser Pein endlich erlöst, aber freilich auf andere Weise, als er geahnt und gewünscht hatte. Unter dem Schwerte abendländischer Eroberer brach der byzantinische Kaiserthron zusammen, und auch Athen wurde in ein neues Verhängniß hineingerissen. Seit langen Jahrhunderten brausten um das byzantinische Reich die Wogen gewaltiger Völkerstürme. Gothische Horden hatten mit Mord und Brand seine blühendsten Provinzen durchzogen. Dann kamen die Slawen, die Avaren, die Bulgaren und wie sonst das Völkergewimmel hieß, das sich aus Nord und Nordost über das Reich ergoß. Die slawischen Serben wie die nichtslawischen Bulgaren haben, fortgerissen von der Thatkraft einzelner bedeutender Männer, mächtige Reiche gegründet, die das byzantinische Reich mehr als einmal an den Rand des Unterganges brachten, aber ihre Schöpfer niemals überdauerten. Slawen haben auch Griechenland zu wiederholten Malen besetzt und sich zum Theil dort auf dem Lande in dauernden Wohnsitzen eingerichtet; sie haben ohne Zweifel die griechische Bevöl-

kerung in einzelnen Strichen stark mit fremdem Blute durchsetzt, aber sie haben sonst keinerlei greifbare Spuren ihres Schaltens zurückgelassen. Athen ist von ihnen gänzlich frei geblieben. Eine Provinz nach der anderen war auf diese Weise von dem sich zersetzenden Reiche abgebröckelt worden, und bereits pochten die furchtbaren Osmanen an den Pforten Europa's. Aber immer noch hielt der wunderbare Staatsmechanismus, den das politische Genie der Römer geschaffen hatte, Stand, und immer wieder kam ein und der andere kraftvolle Kaiser auf den Thron, der das Reich so ziemlich in seinem alten Machtumfange wieder herstellte. Da erstürmte im Jahre 1204 ein Haufen lateinischer Kreuzfahrer, der sich zum Werkzeug der ehrgeizigen Politik des gewaltigen Dandolo hergab, die Kaiserstadt am Bosporus und plünderte sie unter entsetzlichen Gräueln. Es war eine der kühnsten, aber auch eine der brutalsten und zugleich der unklugsten Thaten, welche die Geschichte kennt. Sie hat den Türken den Weg nach Europa geöffnet.

Die künstliche Schöpfung des lateinischen Kaiserthums brach nach einem halben Jahrhundert in sich zusammen. Aber nachhaltiger waren die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf Griechenland hatte. Hier entstanden im Gefolge desselben zwei fränkische Reiche, das Fürstenthum Achaja und das Herzogthum Athen. Diese Feudalstaaten haben Griechenland nach fast einem Jahrtausend geschichtslosen Dahindämmerns eine neue Geschichte gegeben, aber freilich nur eine fremde Geschichte, die sich auf griechischem Boden abspielte. Die westländischen Ritter und Barone, welche ihre ragenden Burgen mit dem Lärm und der Pracht ihrer Feste und Turniere erfüllten, haben ohne jedes Verständniß der Vergangenheit und der Eigenart des Volkes, unter das sie verschlagen waren, gegenüber

gestanden und sind deßhalb allezeit Fremdlinge auf hellenischem Boden geblieben. Sie haben eine Verschmelzung mit dem nationalen Element weder angestrebt, noch erreichen können. Die Reste ihrer Schlösser dienen mancher Gegend Griechenlands als landschaftlicher Schmuck; einige Stoffe der abendländischen Ritterdichtung sind damals in die griechische Literatur übergegangen, und die Aufnahme zahlreicher romanischer Fremdwörter hat die griechische Sprache noch mehr entstellt, als sie es ohnehin schon war; sie selbst aber sind dahingegangen, ohne irgendwelche Spur in der Physiognomie des Griechenvolkes zurückzulassen.

Der Gründung Champlitte's in Morea war eine längere Dauer beschieden, als dem französischen Herzogthume Athen. Zerwürfnisse mit den Fürsten Achaja's, Bedrängnisse durch die Venezianer, die sich auf den Inseln festgesetzt hatten, Kämpfe mit den Byzantinern, die nach der Wiederaufrichtung ihres Thrones die griechischen Provinzen zurückzuerobern trachteten, haben den kleinen Staat zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen lassen. Die furchtbare katalanische Söldner-Kompagnie, welcher Walter von Brienne den bedungenen Lohn nicht ausgezahlt hatte, vernichtete sein glänzendes Heer in mörderischer Schlacht (1311) und das burgundische Herzogthum Athen versank in den Sümpfen des Kephissos. Eine herrenlose Bande von Lanzknechten zog in die Akropolis ein, wo die griechische Panagia schon längst der lateinischen Madonna hatte weichen müssen. Unfähig, das Land selbst zu behaupten, boten sie es dem König Friedrich II. von Sizilien an, und so ward Athen eine Sekundogenitur des sizilianischen Hauses Aragon. In diesem Verhältniß beherrschten die Katalanen siebzig Jahre lang das Land, dessen in den fortwährenden Kriegen verarmte Bewohner völlig zu rechtlosen Heloten heruntersanken.

Auf die Franzosen und Spanier folgten Italiener als Herren der unglücklichen Stadt. Niccolo Acciajoli, ein Florentiner Bankier, hatte es durch seinen Reichthum, seine Klugheit und Gewandtheit zu hohen Würden gebracht und war unter anderm vom Fürsten Robert von Achaja mit Korinth belehnt worden. Sein Neffe und Adoptivsohn Nerio stürzte von hier aus die katalanische Herrschaft und zog als Herr in die Stadtburg von Athen ein (1387). Die Beziehung, welche sich so zwischen dem aufstrebenden Neu-Athen am Arno und dem verfallenen am Ilissos bildete, entbehrt nicht eines besonderen Reizes, wenn sie auch nur eine Wirkung des Zufalls ist. Eine milde und menschliche Herrschaft löste das Regiment der wilden Soldateska ab. Verschmelzungen des einheimischen und fremden Elementes kamen vor; ein Medici hellenisirt sich zum Jatros. Eine Nationalpartei regt sich, die allerdings in den Kämpfen, welche nach Nerio's Tode um die Nachfolge entbrannten, nichts eiligeres zu thun hat, als die Türken zu Hülfe zu rufen. Zum ersten Male besetzen diese die offene Unterstadt; und gleich darauf erscheint zum ersten Male der Markuslöwe auf den Zinnen der kekropischen Burg (1394). Nicht für lange, denn schon nach acht Jahren gewinnt Nerio's Bastard Antonio die Stadt seinem Hause zurück. Noch ein halbes Jahrhundert lang geboten Herzöge aus der Familie Acciajoli in Athen. Dann zermalmte das ungeheure Schicksal, welches das byzantinische Kaiserreich für immer umstürzte, auch dieses armselige Thrönchen. Der letzte fränkische Herzog zog, begleitet von seiner griechischen Gemahlin, zum Thore der Akropolis heraus, und der Parthenon wurde zur türkischen Moschee (1458).

Heute herrscht reges Treiben und Schaffen in den Straßen der schmucken Hauptstadt des griechischen König-

reichs. Denn eine deutsche Kaisertochter zieht als die Verlobte des jungen Thronfolgers ein, und ihr mächtiger Bruder wird in wenigen Tagen mit einem stattlichen Kriegsgeschwader in den Hafen des Piräeus einlaufen. Zugleich mit ihm versammelt sich eine Menge fremder Fürsten an dem kleinen Hofe des ehemaligen dänischen Prinzen, und ein großes Festmahl wird auf den Höhen der Akropolis stattfinden, wo zwar längst nicht mehr das Erzbild der jungfräulichen Göttin in die attische Ebene herniedergrüßt, wo aber auch der mächtige Frankenthurm und das schlanke Minaret, die Sinnbilder drückender Fremdherrschaft, verschwunden sind.

Man denkt sich in diesen Tagen gern in vergangene Zeiten zurück, an welchen Athen Kaiserbesuche empfangen hat. Des Kaisers Hadrian, des begeisterten Freundes der Stadt, wurde bereits gedacht. An ihn erinnern vor allem die noch aufrecht stehenden Riesensäulen des von ihm vollendeten Zeustempels, der so recht eigentlich der Ausdruck der Verschmelzung des römischen mit dem griechischen Geiste war; denn bereits Pisistratus hatte den Bau begonnen. Später haben dann einige byzantinische Kaiser die verschollene Stadt des Perikles mit ihrem Besuche beehrt. Vielleicht der Isaurier Zeno, der im Jahre 486 nach Hellas und dem Peloponnes und daher wohl auch nach Athen gekommen war; jedenfalls Constans II., welcher, auf einer Fahrt nach dem Abendlande begriffen, im Winter 662 im Hafen von Piräeus einlief und bis zum nächsten Frühjahre in Athen verweilte. Fünfhundert Jahre später hielt der furchtbare „Bulgarentödter“ Basilius II. seinen Einzug auf der Akropolis. Er hatte durch die endgültige Niederwerfung des Reiches der Bulgaren, deren er 15000 mit entsetzlicher Grausamkeit blenden ließ, für lange Zeit den Sieg des Griechen-

thums über die Barbaren entschieden, und er brachte in der Kirche der Panagia Dankgebete für seinen Sieg dar und schmückte dieselbe mit vielen kostbaren Weihgeschenken. Endlich finden wir im Jahre 1208 den lateinischen Kaiser Heinrich von Byzanz in Athen als Gast Otto's de la Roche. Er kam von Theben, das er für diesen wiedererobert hatte, und blieb zwei Tage in Athen, um dann nach Euböa hinüber zu gehen. Es würde interessant sein, zu erfahren, in welcher Weise diese Fürsten in Athen empfangen worden sind; aber die Chronisten melden geschäftsmäßig nichts als die bloße Thatsache.

Die Beziehungen Athens zu den byzantinischen Kaiserhäusern sind damit noch nicht erschöpft. Zwar unter den Männern verschiedenster Herkunft, welche den Kaiserthron in Konstantinopel bestiegen haben, befindet sich kein einziger Athener, wie denn überhaupt Athen während des ganzen Mittelalters keinen einzigen bedeutenden Mann hervorgebracht hat: es hat seine Zeugungskraft in der kurzen Spanne seiner antiken Blütezeit erschöpft. Aber zweimal haben Athenerinnen das Diadem der byzantinischen Kaiserin getragen. Die erste war Athenais, die Philosophentochter, welche im Jahre 421 Theodosius II., der Sohn des Arkadius, unter dem Namen Eudokia zu seiner Gemahlin machte. Das anmuthige Mädchen, welches an den Ufern des Ilissos mit den Freunden ihres Vaters spazieren ging, in anregender Rede und Gegenrede philosophische Lehrmeinungen erörternd, ist später zur fanatischen Frau geworden, welche mit den schmutzigen und verwilderten Mönchen vom Libanon verkehrte. Sie hat früh den Weg von Athen nach Jerusalem gemacht, den später so Viele betreten haben, die der hellenischen Weltanschauung untreu geworden sind, und sie stellt in ihrer Person den Uebergang des sinkenden Heidenthums in die christliche

Neugestaltung der Dinge dar. Die zweite athenische Kaiserbraut war Irene, die sich 770 mit Leo, dem Sohne des Kaisers Konstantin Kopronymos, verband und an seiner Seite 775 den Thron bestieg. Nach dem frühen Tode ihres schwachen Gemahls lenkte sie als Kaiserin-Mutter das Reich, mit ungewöhnlicher Thatkraft, aber auch mit unmenschlicher Grausamkeit. Sie hat glückliche Kämpfe gegen die Slawen führen lassen, und sie hat auf dem ökumenischen Konzil zu Nicäa die Wiedereinführung des Bilderkultus durchgesetzt. Zum Dank dafür hat die Kirche sie unter ihre Heiligen aufgenommen, nicht beirrt dadurch, daß sie ihren eigenen Sohn blenden und verstümmeln ließ.

Wer in diesen Tagen die Hochzeitsfeierlichkeiten in Athen mit ansieht, der wird freundlichere Bilder zu verzeichnen haben, als die sind, welche der Rückblick in das Mittelalter der Stadt erscheinen läßt. Aus Schutt und Asche ist mit wunderbarer Schnelligkeit in kürzester Zeit eine Hauptstadt erstanden, die jetzt bereits 100 000 Einwohner zählt; der Piräeus, der zum elenden Fischerdorf herabgesunken war, ist zur volkreichen Hafenstadt geworden. Niemals, so lange die Stadt steht, ist sie in solchem Sinne der Mittelpunkt der griechischen Nationalität gewesen, wie heute. Wohlstand und behagliches Leben ist in sie eingezogen, manches reiche und vornehme Haus schmückt die schönen Straßen und Plätze, ein reich entwickeltes Schulwesen hebt die jahrtausendelang vernachlässigte Bildung des Volkes, das sich wieder bewußt geworden ist, welche Verpflichtungen ihm so edle Abstammung auferlegt. Die Akropolis, in den barbarischen Zeiten ein festes, ummauertes Kastell, ist jetzt zum Museum geworden, und die einzige Besatzung desselben sind die Invaliden, welche zu Hütern desselben bestellt sind. Auf ihrer Höhe beten nicht mehr Verehrer der Pallas, der

Jungfrau Maria oder des bilderlosen Allah, sondern Gläubige aus allen Nationen pilgern dort hinauf, die einig sind in dem Kultus der ewig unvergänglichen Schönheit.

Das ernste und doch so leicht erregbare Volk der Athener wird dem Jünglinge zujubeln, der als der Nächste die griechische Königskrone tragen soll, der erste Herrscher, welcher im griechischen Lande geboren, im griechischen Glauben erzogen ist. Gewiß knüpfen sich im stillen Herzen der Griechen kühne Hoffnungen an ihren Fürstensohn, der den verheißungsvollen Namen Konstantin trägt. Aber man darf nicht vergessen, daß auch russische Großfürsten mit Vorliebe Konstantin getauft werden. Von dem Schicksale der großen Konstantinsstadt am Bosporus hängt nach wie vor das Schicksal der orientalischen Welt ab und damit auch das Schicksal Athens.

XVI.

Das heutige Griechenland.

(1888.)

I.

Das Wort „interessant" hat eine etwas unerfreuliche Nebenbedeutung, wenn man es auf die verschiedenen Völkerschaften anwendet, welche mehr oder weniger unfriedlich auf der Balkanhalbinsel neben einander wohnen. Es pflegt in dem Geiste des Westeuropäers Vorstellungen wach zu rufen von unmöglichen Landstraßen und unreinlichen Nachtquartieren, von schlechter Verpflegung und höchst unromantischen Räuberabenteuern, endlich von all dem politischen Herzweh und Kopfzerbrechen, welches diese Nationen und Natiönchen seit langer Zeit den friedebedürftigen Staatslenkern Europas bereiten. Wenn man das Wort aber auf die Griechen anwendet, so muß es von jenem ironischen, halb feindseligen und halb verächtlichen Beigeschmack frei sein. Die heutigen Griechen sind unseres ernsthaften Interesses lang schon werth, doppelt werth in einem Augenblicke, wo eine deutsche Kaisertochter im Begriff ist, als Gemahlin des griechischen Thronfolgers in die Stadt des Perikles einzuziehen.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß die Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands im alten

Griechenland zwar leidlich Bescheid weiß, über das neue aber schlechter unterrichtet ist als über die afrikanischen Schutzgebiete. Reisen nach Griechenland werden, außer von Leuten, die ihr Beruf irgendwie hinführt, noch immer nicht allzu häufig unternommen; die leidigen Zufälle einer Meerfahrt halten viele ab, auch nur die jonischen Inseln oder Athen zu besuchen, und die Unbequemlichkeit des Reisens und des Aufenthaltes im Innern des Landes nöthigt die meisten Fremden, sich auf die Besichtigung der Hauptstadt zu beschränken. Von den deutschen Gelehrten erfuhr man meistens nur — wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet — wieviel von dem alten Griechenland im neuen noch über der Erde steht oder der Erde abgewonnen wurde; von den Zuständen des Landes, das für sie theils ein großes Museum, theils ein merkwürdiger Schutthaufen ist, haben nur wenige im Vorbeigehen Notiz genommen. So kommt es, daß unsere Literatur, die über Serbien und Bulgarien musterhafte Werke besitzt, über Griechenland keines aufzuweisen hat, welches, auf der sogenannten „Höhe der Zeit“ stehend, uns über ein Land aufklärte, in dessen Vergangenheit immer noch zum großen Theile die Erziehung unserer Kinder wurzelt.

Niemals werde ich den eigenthümlichen Eindruck vergessen, den ich hatte, als ich zum ersten Male — es war in Korfu — durch eine griechische Straße ging und die Aufschriften auf den Häusern und über den Läden betrachtete. Es war ja nicht das überwältigende Gefühl wie damals, als ich zum ersten Male das Meer sah, auch nicht das freudig ängstliche Herzklopfen, mit dem ich zum ersten Male bei den Thermen des Diokletian aus dem Eisenbahnwagen stieg und mir sagte: nun bist du in Rom. Aber es war doch seltsam genug, diese alten, wohlbekannten Schriftzeichen, die mich als Knaben aus den Teubner'schen

Textausgaben griechischer Klassiker oft bis in den tiefsten Traum — nicht immer freundlich — verfolgt hatten, jetzt auf dem Aushängeschild eines wirklichen und lebendigen Schusters oder Schneiders wiederzufinden. Und ich war ganz glücklich, als ich, vertieft in die Aufschrift eines Bakteriopolion — was nicht Bazillen-, sondern Stockhandlung heißt — von dem Besitzer in das Geschäft genöthigt wurde, wo man mir mit großer Beredtsamkeit, von der ich damals nicht den dritten Theil verstand, einen etwas zweifelhaften Olivenknüppel für eine Drachme aufschwatzte. Hätte mich ein junger Archäologe so andachtsvoll vor diesen Häusern stehen gesehen, er würde mich wahrscheinlich im Grunde seines Herzens tief verachtet haben. Freilich, viel merkwürdiges steht ja nicht darauf — aber, du lieber Gott! die Inschriftsteine, welche wir in unseren Sammlungen neugierig von allen Seiten zu begucken pflegen, enthalten ja häufig auch nicht viel interessanteres. Und jemanden, der Augen zum sehen und Ohren zum hören hat, können auch jene unscheinbaren Schilderaufschriften mancherlei lehren. Auf jenem Laden stand Bakteriopolion, und βακτηρία ist ein gutes altgriechisches Wort; es bedeutet „Stock“. Der Händler selbst aber sprach nicht von einer bakteria, sondern von einem bastuni. Da sieht man gleich die tiefe Kluft, welche in Griechenland zwischen Volkssprache und Schriftsprache klafft. Das Volk sagt allenthalben in Griechenland für „Stock“ bastuni, was aus dem italienischen bastone entlehnt ist.

Diese Frage der Sprache ist eine dornenvolle für jeden Besucher des Landes, dem es überhaupt darum zu thun ist, mit den verschiedenen Schichten des Volkes persönlich in Berührung zu treten; sie wirkt geradezu labyrinthisch verwirrend, wenn man sich ernstlich mit ihr be-

schäftigt. Wie oft bin ich gefragt worden: „Was spricht man denn eigentlich in Griechenland für eine Sprache?“ und habe ein sehr erstauntes Gesicht gesehen, wenn ich darauf antwortete: „Griechisch“. Gewiß, die modernen Träger des Griechennamens, mögen sie nun im Königreiche selbst wohnen oder in Konstantinopel oder in den zahlreichen griechischen Ortschaften von Epirus, Mazedonien und Kleinasien, sprechen griechisch. Aber trotzdem kann keiner, der mit einer noch so vorzüglichen Note im Griechischen bei uns das Gymnasium verlassen hat, mit den Griechen reden, eben so wenig wie ihm sein Latein die Verständigung mit einem Italiener ermöglicht. Die mehr als zweitausend Jahre, die seit dem großen Alexander dahingegangen sind, haben tiefe Spuren in dem Antlitz der griechischen Sprache zurückgelassen. So wenig wie das Französische heut dasselbe ist wie zur Zeit des Rabelais oder gar des Rolandsliedes, so wenig wie ein Deutscher die Kudrun oder das Ludwigslied ohne weiteres versteht, ebenso wenig würde sich der auferstandene Perikles ohne weiteres mit Trikupis unterhalten können. Der Laie meint gewöhnlich obenhin, nur die Aussprache habe sich erheblich geändert. Ach nein, es ist viel mehr. Und die ganze, nachgerade berüchtigte Sache mit der Aussprache beruht zumtheil auf falscher Auffassung. Wenn helios, das altgriechische Wort für Sonne, heut ilios gesprochen wird, so ist eben eine Veränderung der Laute in dem Worte vor sich gegangen: das h im Anfang ist verschwunden, und das lange e ist zu i geworden. Manche Heißsporne bei uns halten die Kluft zwischen Alt- und Neugriechisch für überbrückt, wenn in unseren Schulen das Altgriechische mit der heut vorhandenen Geltung der Laute gelesen und gelernt würde. Der Beifall sämmtlicher Griechen ist derartigen Bestrebungen sicher. Doch ist ihr

Erfolg durchaus nicht ein unzweifelhafter, weil die Voraussetzungen, auf denen solche Vorschläge beruhen, zumeist falsch sind. Aber selbst wenn sich unsere Unterrichtsverwaltungen wirklich einmal dahin entschließen sollten, würde der Musterabiturient eines deutschen Gymnasiums immer noch einem lebendigen Griechen sehr rathlos gegenüber stehen. Denn auch die Beugung der Haupt- und Zeitwörter hat sehr wesentliche und tief einschneidende Veränderungen erlitten; eine Menge alter Wörter, gerade für die gewöhnlichsten Begriffe, sind untergegangen und durch neue ersetzt worden, die theils aus den eigenen Schätzen der griechischen Sprache entnommen, theils aus anderen Sprachen entlehnt worden sind. Freilich, wer eine griechische Zeitung in die Hand nimmt, pflegt gewöhnlich nicht viel von diesen Dingen zu bemerken. Die schriftstellernde Welt Griechenlands bedient sich einer Sprache, welche mehr oder weniger eine Annäherung an die antike Schriftsprache anstrebt. So giebt es in Griechenland eine dreifache Sprachschicht: die verschiedenen, zum Theil ganz ungeheuer von einander abweichenden Volksmundarten, eine Durchschnittssprache der Gebildeten, die in Korfu und Athen, in Konstantinopel und Smyrna wesentlich die nämliche ist, und die Schriftsprache oder besser die Schriftdialekte. Im allgemeinen ist es ja bei uns nicht anders; aber während hier die Verkehrssprache der Gebildeten doch nur unwesentlich von der Schriftsprache abweicht, haben in Griechenland in Bezug auf letztere individuelle Ansichten und Bestrebungen ein zur Zeit noch gänzlich unabgeklärtes Chaos geschaffen, für welches der ordnende und schöpferische Genius erst von der Zukunft erwartet werden muß.

Eines steht fest: die Griechen haben allen Grund, auf ihre Sprache stolz zu sein, denn sie ist ein voll-

wichtiges Zeugniß dafür, daß der Zusammenhang zwischen ihnen und den alten Hellenen niemals unterbrochen worden ist. Man hat das ja bekanntlich geleugnet und in geistreicher und scheinbar überzeugender Weise nachzuweisen gesucht, daß die Bewohner des heutigen Griechenlands wesentlich Slawen sind. Das ist thöricht und unwissenschaftlich. Slawen haben allerdings im Mittelalter ausgedehnte Landstriche Griechenlands besiedelt und zahlreiche Ortsnamen als Zeugnisse ihrer Anwesenheit zurückgelassen; aber sie sind ebenso in der griechischen Bevölkerung aufgegangen, wie die Slawen der Mark Brandenburg in den Deutschen. Die Rasse ist dabei freilich wohl nicht überall ganz rein geblieben, und in anthropologischem Sinne werden die Griechen des Festlandes und des Peloponnes schwerlich als reine Griechen zu betrachten sein. Aber welches Volk kann sich heutzutage überhaupt reiner und unvermischter Abstammung rühmen? Nur darf dabei eine wichtige Thatsache nicht übersehen werden. Die heutigen Griechen stammen nicht ganz direkt von den Kämpfern bei Marathon und Salamis ab, sondern zunächst von den byzantinischen Griechen. Der griechische Geist in allen seinen Lebensäußerungen hat in dem langen Jahrtausend byzantinischer Geschichte nicht unwesentliche Ablenkungen und Umformungen erfahren. Das Christenthum, hier speziell in der Gestalt des oströmischen Christenthums, war vom mächtigsten Einfluß auf die Eigenart der Hellenen. Auch jetzt noch ist im Orient das Bekenntniß, wenn nicht alles, so doch das wichtigste; es bedeutet dort selbst in unserem Zeitalter des Nationalitätsprinzips mehr als nationale und sprachliche Zusammengehörigkeit. Wie viel mehr im Mittelalter, wo alle Haupt- und Staatsaktionen, wie im Occident mit dem Papstthum, so im Orient mit dem Patriarchat verknüpft

waren! Dieses Patriarchat war auch in den düstersten Zeiten der türkischen Fremdherrschaft für die Griechen der hell leuchtende Stern nie untergehender Hoffnung, und die Türken wußten sehr wohl, was sie thaten, als sie beim Beginn des griechischen Aufstandes den Patriarchen an der Thür seiner Kirche aufhängten. Die byzantinische Periode ist im allgemeinen wenig bekannt und noch weniger geschätzt — wie mir scheint, nicht ganz mit Recht — und die Griechen selbst knüpfen mit Vorliebe an das Alterthum an, statt an das Mittelalter. Es ist nur ein unbedeutender Zug, aber er ist bezeichnend genug: sie taufen ihre Kinder viel lieber Perikles und Achilleus als Nikolaos und Dimitrios. Ernsthafte historische Betrachtung wird nicht geneigt sein, solche gewaltsame Luftsprünge der Phantasie und der Nationaleitelkeit mitzumachen.

Auch für uns ist, was die ästhetische Betrachtung betrifft, von der Vergangenheit Griechenlands das Alterthum das werthvollste. Es ist hier ganz anders wie in Italien, wo das in allen Lebensformen an Kulturinhalt so unendlich reiche Mittelalter gleichberechtigt neben dem Alterthum steht. Griechenland hat sich nie einer besonderen Fürsorge von Seiten der Hauptstadt Byzanz zu rühmen gehabt; die Hauptwerke der byzantinischen Kunst muß man anderswo suchen, in Italien und Sizilien, in Konstantinopel und Südrußland, allenfalls in den Miniaturen der Athosklöster. Ein oder zwei kleine, übrigens recht interessante byzantinische Kirchlein in Athen werden von den majestätischen Ruinen des Parthenon und des Theseustempels vollständig in den Schatten gestellt; sie werden von den wenigsten flüchtiger Beachtung gewürdigt. Einige thalbeherrschende fränkische Burgen im Peloponnes, genuesische und venezianische Kastelle auf den Inseln und an den Küsten haben wenig mehr als landschaftlichen

Reiz. Darum wird auch in Zukunft für die vielseitige und harmonische Ausgestaltung der Bildung, für die Vertiefung historischen Sinnes, für die Läuterung des Geschmackes eine Reise nach Italien dem Künstler wie dem Laien allezeit mehr Förderung bringen als eine Fahrt nach Griechenland.

Warum sollen wir also nach Griechenland gehen? Einmal, weil ein Höhepunkt in der Entwickelung menschlicher Kultur nur hier wirklich kennen gelernt und verstanden werden kann. Wie Goethe bekennt, daß ihm die homerische Dichtung erst lebendig geworden sei, als er beim Schaukeln des Schiffes auf südlichem Meere sie las, so geht der Sinn für die griechische Kultur und ihre Schöpfungen erst auf, wenn man sie im Zusammenhang mit den Bedingungen sieht, aus denen sie hervorgewachsen sind. Eine Pflanze im Herbarium ist nicht mehr dasselbe, was sie auf grüner Wiesenflur war; und wer hülflos vor den Parthenonskulpturen im britischen Museum gestanden hat, dem fällt der Schleier von den Augen, wenn er zum ersten Mal an den braunen Säulen des Tempels auf der Akropolis in die Höhe blickt. Die Griechen thun wohl daran, daß sie die Schätze ihres Landes, die früher vogelfrei nach allen Richtungen verschleppt wurden, jetzt eifersüchtig im Lande behalten. Das Museum in Athen enthält eine Fülle von Herrlichkeiten, an denen selbst monatelange Betrachtung nicht übersättigt, und wenn auch der Weg zum Hermes in Olympia weiter ist als der zu den Aegineten in München oder zu den Pergamenern in Berlin, so wirkt doch das Götterbild ganz anders, wenn man vorher in die einsame Größe der elischen Landschaft geblickt hat.

Denn das ist das zweite: die griechische Landschaft ist die schönste, die es in Europa giebt. Auf engem Raum

die größte Mannichfaltigkeit — welch' ein Abstand ist zwischen den schattenvollen Olivenwäldern Korfu's und der sonnedurchglühten attischen Ebene, zwischen dem üppig wogenden Saatgefilde Messeniens und den wilden Felsgehängen des Parnassos! — und doch überall stilvolle Einfachheit von harmonischer Einheitlichkeit der Formen. Das Meer, das in seiner tiefen Bläue hier überall nur mit dem Himmel wetteifert, und die ruhigen, vornehmen Linien der Berge schaffen allenthalben den Eindruck, welchen Byron so unendlich einfach und darum so unendlich wahr in den Versen gezeichnet hat: „the mountains look on Salamis, and Salamis looks on the sea". Noch weniger als die italienische Landschaft bringt die griechische der persönlichen Stimmung des Betrachters irgend etwas entgegen; sie muß genommen werden, wie sie ist. Und manche werden sich enttäuscht von ihr abwenden. Diese lasse man ruhig ihres Weges ziehen. Das ist nicht der werthvollste Besitz, der sich beim ersten Werben leichthin ergiebt. Wer sich aber das Verständniß und den Genuß der griechischen Landschaft ernsthaft errungen hat, der wird das immer unter die besten Güter seines Lebens rechnen, und die Sehnsucht nach den Küsten des jonischen und des ägäischen Meeres wird ihn nie wieder loslassen, wie ein Schluck aus dem Trevibrunnen unstillbares Verlangen weckt nach dem ewigen Rom.

II.

„Das Griechenvolk, es taugte nie recht viel". Mit diesem Ausspruch Mephisto's zum Homunculus mögen sich diejenigen trösten, welche bis auf den heutigen Tag möglichst ungünstige Vorstellungen über die Neugriechen in die Welt gesetzt haben und nicht aufhören, über die entarteten Nachkommen großer Vorfahren zu jammern.

Diese Klage tönt bereits durch die Aufzeichnungen von Schriftstellern der römischen Kaiserzeit; niemals hätten danach die Römer erbärmlichere Unterthanen gehabt als das Griechenvolk. Als in den Kreuzzügen das Abendland zum erstenmal nach langer Zeit mit den Byzantinern in Berührung kommt, beginnen sofort die schwersten Anklagen gegen dieselben. Die Baiern, welche nach der Aufrichtung des griechischen Königsthrones mit König Otto ins Land gekommen sind, können nicht müde werden, die schwärzesten Dinge von ihren neuen Landsleuten auszusagen. Und ein Baier war es auch, der vor nicht allzu langer Zeit in einem sehr angesehenen Blatte seinem Unmuthe über die Griechen in recht deutlicher Weise Luft machte. Man muß sich hüten, hieraus übereilte Schlüsse zu ziehen. Die Besitzergreifung durch die Römer traf ein im Niedergange begriffenes Volk an; die elende Kirchthurmpolitik der griechischen Kleinstaaten hatte alles öffentliche Leben gründlich vergiftet, und die Verwaltung des römischen Kaiserstaates, so bewunderungswürdig sie als organisatorische Leistung ist, war durchaus geeignet, die ungünstigen Seiten des Volkscharakters überall üppig in die Halme schießen zu lassen. Die Heere der Kreuzfahrer zogen wie Mordbrenner durch die byzantinischen Provinzen, und die Politik von Byzanz war gegen jene nicht doppelzüngiger und treuloser, als es die Politik im Mittelalter überhaupt zu sein pflegte. Ohne Kenntniß der Verhältnisse, aber mit um so mehr übermüthigen Ansprüchen kamen die Baiern ins Land; für sich allein nahmen sie die wichtigsten Stellen in Justiz und Verwaltung, in Schule und Heer, und konnten dabei nicht einmal griechisch radebrechen. War es ein Wunder, wenn ihnen Trotz und Böswilligkeit allenthalben entgegenkam und wenn der Haß und die Verachtung endlich in mächtigem Sturme

ausbrachen, der auch den wohlmeinenden König und seine edle Frau vom griechischen Boden hinweg fegte? Nun, und der letzte Bajuvare, den ich erwähnt habe — ich verschweige absichtlich seinen Namen — der hat eigentlich nur darum Griechenland für ein gänzlich verkommenes Land erklärt, weil ihn dort einige Male Flöhe gebissen haben und weil ihm der geharzte Wein nicht geschmeckt hat. Gegen die ersteren hilft Insektenpulver, und der zweite ist, das kann ich ihm versichern, gesünder als bairisches Bier.

Nichts liegt uns ferner, als die Griechen zu Mustermenschen stempeln zu wollen. Aber zunächst muß man Unterschiede machen zwischen Griechen und Griechen. Die Bevölkerung der jonischen Inseln zum Beispiel ist durch die langdauernde venezianische Herrschaft entschieden mehr verdorben worden als die übrigen Griechen durch die türkische. Auf den Inseln wohnt eine zum Theil wenig erfreuliche Gesellschaft beisammen, die auch in sittlicher Beziehung mancherlei zu wünschen übrig läßt. Wer abends auf der Spianata in Korfu spazieren geht, kann Erfahrungen machen, die ihm auf dem Konstitutionsplatz in Athen durchaus erspart bleiben. Im eigentlichen Griechenland darf man wieder die Bewohner des Landes nicht mit denen der Städte ohne weiteres zusammenwerfen. In den Städten giebt es viel nichtsnutziges Volk, wie in allen Ländern. Besonders die Leute, mit denen der flüchtige und oberflächliche Reisende, der sogenannte „Tourist", allein in Berührung zu kommen pflegt, sind meistens nichts weniger als Biedermänner; sie mögen demjenigen, der mit ihnen nicht reden kann, erst recht als Spitzbuben erscheinen. Indessen ist die Sache, näher betrachtet, nicht so schlimm; Ruhe und Entschiedenheit verfehlen niemals ihre Wirkung, und wer sich durch die Uebervortheilung von Seiten eines Barkenführers die Laune verderben läßt,

der ist überhaupt fürs Reisen nicht geboren. Man kann in dieser Beziehung in Italien eine gute Schule durchmachen. Uebrigens sind bekanntlich die Fiakerkutscher in Wien von einer geradezu verblüffenden Unverschämtheit; und doch wird man deshalb Wien nicht für ein Räubernest ausgeben wollen.

Allerdings gehören aber Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit nicht zu den hervorstechenden Charaktereigenthümlichkeiten der Griechen. Der jugendlich dahinstürmende Achilleus kehrt von Troja nicht zurück, aber der „vielgewandte" Odysseus lügt sich durch alle Fährlichkeiten mit Schlauheit und Arglist durch, bis er vor den Freiern die Bettlerlumpen abwirft und sie mit sicherer Hand niederstreckt. Dieser Odysseus ist so recht eigentlich ein Nationalheld nach dem Sinne der Griechen. In jahrtausendelangem Handelsverkehr mit Völkerschaften, die in geistiger Anlage und Bildung unter ihnen standen, an physischer Kraft und Macht aber ihnen oft überlegen waren, haben sie das Ueberlisten und Uebervortheilen ähnlich gelernt wie die Juden in Ungarn und in slawischen Ländern. Und im Orient giebt man sprichwörtlich der Ueberzeugung Ausdruck, daß ein Grieche besser zu betrügen verstehe als zehn Juden und Armenier. Das ist bedauerlich und mahnt zur Vorsicht. Ueberhaupt wird es mit der Wahrhaftigkeit des gesprochenen Wortes in Griechenland nicht immer so ernst genommen als im allgemeinen bei uns. Man muß den lebhaften Charakter des Südländers dabei in Rechnung ziehen. Der Grieche spricht viel, er berauscht sich an seinem eigenen Sprechen und redet dabei manches, was gar nicht so ernst gemeint ist. Er gehört zu den Leuten, die aus Höflichkeit und Liebenswürdigkeit nicht im Stande sind, nein zu sagen, und er verspricht darum eine Menge Dinge, die er niemals zu halten gedenkt.

Außerdem giebt es in allen südlichen Sprachen eine Anzahl von Wendungen, die hergebrachte Verbrämungen der Rede sind, die man aber bei Leibe nicht wörtlich nehmen darf. Wenn man einem Süditaliener oder einem Spanier gegenüber ein Besitzthum desselben lobt, so sagt er: „Es gehört Ihnen". Das heißt weiter nichts als bei uns etwa „Unberufen"; es soll die schädliche Wirkung des, wie man annimmt, neidischen Lobes aufheben, indem man die Sache dem Lobenden formell zur Verfügung stellt. Niemand würde gut daran thun, eine so angebotene Taschenuhr z. B. wirklich einzustecken.

Die entgegenkommende Höflichkeit der Griechen, aus der sich der eben besprochene Zug zum Theil erklärt, ist in der That eine ganz erstaunliche. Der Grieche stellt einem Fremden, der mit einer Empfehlung zu ihm kommt, seine ganze Zeit in manchmal peinlicher Weise zur Verfügung. Selbst ohne Empfehlung habe ich häufig die weitestgehende Liebenswürdigkeit und die aufopferndste Gefälligkeit gefunden. Man darf das nicht unterschätzen, denn im Inneren des Landes ist man fast überall noch auf die persönliche Gastfreundschaft Einzelner angewiesen. Der Landbewohner giebt für den Fremden das wenige, was er hat — leider ist es häufig wirklich sehr wenig — willig und in reizender Form her. Gastfreundschaft hört ja freilich da von selbst auf, wo der Reisende nicht mehr eine seltene, sondern eine mehr oder weniger regelmäßige Erscheinung ist. Und so kann man es den griechischen Bauern, welche öfter der Ehre fremden Besuches gewürdigt werden, nicht verdenken, wenn sie Gewicht darauf legen, in Form von Geschenken an die Kinder ihre Kosten einigermaßen gedeckt zu bekommen. Das kostet ja nicht selten mehr, als die Bewirthung werth war; ob es aber bei uns viel anders ist, das mögen die jungen Leute entscheiden, welche nach einer Abendgesellschaft

dem dienstbaren Geiste den üblichen Obolus in die Hand drücken. Hie und da macht der Wirth schon eine förmliche Rechnung, und diese fällt freilich manchmal etwas ungeheuerlich aus; der griechische Bauer denkt, der Fremde, der so weit her gereist kommt, müsse jedenfalls steinreich sein. Sollte der Fremde wirklich bedeutende Schätze bei sich führen, so kann er sie seinem Wirthe ruhig zur Aufbewahrung übergeben. Der griechische Bauer ist durch und durch ehrlich und treu. Ueberhaupt reist man im Innern Griechenlands sicherer als in irgend einem Lande Südeuropas. Das Brigantenwesen, das in Albanien, Mazedonien, Rumelien und Bulgarien noch in voller Blüte steht und auch Griechenland noch als Niederschlag der undisziplinirten Zeiten der Freiheitskämpfe gegen die Türken lange genug belästigt hat, ist jetzt hier vollständig ausgerottet. Nach dem unglücklichen Vorfall mit den Engländern, welche in der Ebene von Marathon von Räubern gefangen und bei der Verfolgung derselben ermordet wurden, ist die Regierung mit einer Strenge vorgegangen, welche ihre Früchte getragen hat. Der Fremde ist gegenwärtig in Griechenland seines Lebens und seines Eigenthums durchaus sicher; wenn ein Freund von mir kürzlich einmal dort in wirkliche Lebensgefahr gekommen ist, so hat er dies seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Denn freilich, wenn der Grieche beleidigt ist oder sich beleidigt glaubt, dann reißt er rasch das Messer aus dem Gürtel. Die allermeisten Vergehen gegen das Leben sind Todtschläge, in augenblicklicher Aufwallung vollbracht. Nicht in der Trunkenheit, wie so oft bei unseren Bauern, denn zu den schönen Eigenschaften der Griechen gehört seine ungemeine Mäßigkeit, die ja allerdings durch das Klima des Landes geboten ist. Ein Betrunkener gehört zu den größten Seltenheiten; ich habe ein einziges Mal in der Stadt des Diomedes einen berauschten Argiver gesehen.

Die Bedürfnißlosigkeit des Griechen geht Hand in Hand mit seiner erstaunlichen Arbeitsamkeit und Regsamkeit. Man irrt sehr, wenn man das griechische Volk nach den Leuten beurtheilt, die man in Korfu und Patras, im Piräus und in Smyrna am Hafen herumlungern sieht. Dergleichen giebt es überall. Berlin ist gewiß eine von den Städten der Welt, wo am meisten gearbeitet wird; und doch kann man dort zu jeder Tageszeit auf irgend einer Brücke einen Haufen von Leuten sehen, welche die höchst unintereſſanten Bewegungen eines Spreekahnes mit großer Spannung verfolgen. Ein Blick auf die ungeheure Entwickelung des Landes in den letzten fünfundzwanzig Jahren und besonders seit der Erwerbung Thessaliens genügt, um sich von der Summe der hier gethanen Arbeit eine Vorstellung zu machen. Unter den ungünstigsten Verhältnissen, bei einer drückenden Schuldenlast, welche durch die kriegerischen Gelüste von Delijannis noch vermehrt wurde, trotz der angeblichen Nothwendigkeit, ein die Kräfte des Volkes weit übersteigendes stehendes Heer zu halten, sind in einem nicht reichen Lande, das unter der politischen Nervosität seiner Bewohner noch mehr zu leiden hat als unter der vulkanischen Nervosität seines Erdbodens, Dinge geschaffen worden wie der Ausbau der Eisenbahnen, die Organisation des Volksschulwesens, welche dem lebhaften, wenn auch vorsichtigen Patriotismus des Ministerpräsidenten Trikupis ein dauerndes Anrecht auf die Dankbarkeit seines Volkes geben.

Fast könnte man über ein Zuviel in dem Zudrange zu den akademischen Laufbahnen seine Bedenken aussprechen. Besonders Advokat zu werden ist in Griechenland das Ziel jedes dritten jungen Mannes. Aber immerhin wird man dem Muthe und der Selbstverleugnung seine Bewunderung nicht versagen können, mit

welcher sehr viele Jünglinge große Entbehrungen auf sich nehmen, nur um studiren zu können. Wem seine eigenen Mittel oder diejenigen eines großmüthigen Gönners es gestatten, der geht ins Ausland zur Vollendung seiner Bildung; Deutschland wird hierin bevorzugt, und besonders die Universitäten von Leipzig und München haben in jedem Semester eine beträchtliche Anzahl junger Griechen aufzuweisen. Eine Folge davon ist, daß die Kenntniß der deutschen Sprache unter den gebildeten jüngeren Athenern ziemlich verbreitet ist. Der Patriotismus und die Opferwilligkeit reicher Griechen haben sich von jeher allem zugewendet, was der Hebung der Volksbildung dienlich sein kann. Auch seitdem der Staat das Unterrichtswesen in die Hand genommen hat, werden alljährlich noch bedeutende Summen von Privatleuten auf Zwecke des höheren und niederen Unterrichts ausgegeben, gar nicht zu reden von den zahlreichen, nur durch Privatmittel bestehenden Syllogoi, einer Art Schulvereine in der „Grecia irredenta".

Ein hochgespanntes nationales Empfinden, wie es die Griechen besitzen, pflegt bei kleinen Völkern, die sich doch schließlich noch etwas unsicher auf ihren Füßen fühlen, immer von großer nationaler Eitelkeit und Empfindlichkeit begleitet zu sein. Auch in Griechenland wird alles und jedes vom nationalen Standpunkte aus aufgefaßt. Das Sprichwort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, scheint für die Griechen keine Geltung zu haben. Ob einer eine Oper schreibt oder ein Paar Stiefeln macht — beides ist gut, denn es ist von einem Hellenen. Tadel aus fremdem Munde können die wenigsten ertragen. Ein Philhellene, ein Freund der Griechen, ist, wer alles bei ihnen gut und schön findet; wer sich über eine von ihren Ansichten oder Einrichtungen ein abweichendes oder abfälliges Urtheil erlaubt, der ist

ein Feind, ein Uebelwollender, der hat es mindestens auf die Vernichtung des Griechennamens abgesehen. Rein wissenschaftliche Fragen werden in dem Spiegel dieser Nationaleitelkeit zur Fratze verzerrt. Ob Slawen jemals in Griechenland gewohnt haben oder nicht, ob die alten Griechen das αι oder οι so ausgesprochen haben wie die heutigen oder anders, das ist doch wirklich für die Beurtheilung und Schätzung der heutigen Bewohner des Landes durchaus gleichgültig. Aber auch in solchen Dingen wird alles von der nationalen, womöglich von der moralischen Seite genommen, und ich, der ich seit vielen Jahren bei jeder Gelegenheit von meinem warmen Interesse für Neugriechenland Zeugniß abgelegt habe, bin mancher Sympathie verlustig gegangen, seitdem ich in jenen Fragen für die Wissenschaft und gegen die Griechen Stellung genommen habe.

Man kann überhaupt bei keinem anderen Volke so gut wie bei den Griechen sich davon überzeugen, wie viel Wahres in dem bekannten Satze liegt, daß die Politik den Charakter verdirbt. Das politische Treiben, an dem vom grünsten Studenten an sich jeder betheiligt, liegt wie ein Fluch auf allem öffentlichen Leben. Nach den Schlagwörtern „Regierungspartei" und „Opposition" werden alle Erwachsenen in Lämmer und Böcke geschieden. Heute bedeuten diese Schlagwörter Anhänger von Trikupis und von Delijannis; morgen kann es umgekehrt sein, denn die geringfügigste Angelegenheit kann der Regierung eine Minorität bescheeren. Das Ministerium gibt dann seine Entlassung, und der König nimmt sie regelmäßig an. Darauf wird der Führer der Opposition Ministerpräsident und bleibt es ein Jahr, manchmal auch zwei — Trikupis war es schon länger — bis sich bei ihm dasselbe Spiel wiederholt. Wie man sieht,

eine in's Kindische verzerrte Nachahmung englischer Verfassungszustände, die leider für eine geordnete Verwaltung die schwersten Mißstände mit sich führt. Denn zugleich mit dem gestürzten Minister verschwinden alle Verwaltungsbeamten, bis zum letzten Dorfschulzen, in der Versenkung, aus welcher die getreuen, schon lange stellenlüsternen Anhänger des neuen Ministers emporsteigen. Bei solchen Zuständen lernt man die Antwort schätzen, die mir einmal ein Dorfschulmeister in einem kleinen Neste des Peloponnes gab, wenn auch der Witz in derselben nur mäßig ist. Ich fragte ihn, welchem Komma (das ist der griechische Ausdruck für Partei) er angehöre. „Was willst du?" sagte er, indem er auf seine Fibel zeigte, „πιὸ μοῦ μέλει περὶ αὐτὰ τὰ κόμματα — diese Kommas liegen mir mehr am Herzen".

III.

Wer auf dem ägäischen Meere sich Athen nähert, dem wird zuerst am Kap Sunion, dem heute nach den Ruinen eines Tempels „Säulenkap" genannten Vorgebirge, die Akropolis in deutlichem Umriß sichtbar. Von da läßt freudige Aufregung und Erwartung den Nahenden nicht mehr los, bis im Hafen von Piräus die Ankerkette niederrasselt und der übliche Wirrwarr bei Ausschiffung und Landung das hochgespannte Empfinden wieder einigermaßen auf die Erde herabzieht. Dann trägt ein Wagen den Fremdling, welcher gut daran thut, bei der Ankunft die Eisenbahn nicht zu benützen, über die staubige Landstraße, vorbei an den Resten des einst hochberühmten Oelwaldes, und in weniger als einer Stunde ist er in Athen.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Besucher Athens, wenn er nicht gerade Handlungsreisender ist, am ersten Morgen nach seiner Ankunft einen anderen Weg aufsuchen

wird als denjenigen, welcher auf die vornehmste Trümmerstätte der Welt führt, auf die Akropolis. Aber mir liegt es fern, hier darüber ein Wort zu sagen. Jeder, der oben war, hat dort seine mehr oder minder bedeutenden Gedanken gehabt; einige haben dieselben auch drucken lassen. Wem es aber noch bevorsteht, unter den Säulen des Parthenon umher zu wandeln und, auf den Stufen des Niketempelchens sitzend, die Sonne hinter Salamis ins Meer sinken zu sehen, der lese als Vorbereitung höchstens einige Strophen Byron's aus „Harold's Pilgerfahrt“ oder den Eingang zum „Fluch der Minerva“: schöner und wahrer sind diese Eindrücke ja doch niemals geschildert worden. Nur von der modernen Stadt Athen will ich sprechen. Sie ist, wie das ganze Land, das Bild einer raschen und glücklichen Entwickelung. Noch in den dreißiger Jahren berichten die Reisenden von einer kleinen, schmutzigen, dorfähnlichen Anlage, in welcher Schutthaufen alle Augenblicke das Weiterkommen hinderten. Die Residenz des Königs Otto mußte anfangs in Nauplia aufgeschlagen werden. Heute ist Athen eine elegante Stadt von 100 000 Einwohnern, mit hübschen Straßen und großen Plätzen, freundlich und sauber; höchstens die kleinen Gäßchen, welche zur Akropolis hinauf klettern, lassen in Bezug auf Reinlichkeit manchmal etwas zu wünschen übrig. Man erwarte nur ja keine orientalische Stadt zu finden. Athen ist durchaus europäisch; es hat mich immer an die kleinen mitteldeutschen Residenzstädte, wie Weimar oder Gotha, erinnert. Auch in der Tracht sieht man nichts merkwürdiges; Herren und Damen gehen durchaus wie bei uns, und das kokette Mützchen, das den schwarzhaarigen, dunkeläugigen Mädchen sehr gut gestanden haben muß, ist durch Hüte nach der jedesmal üblichen Pariser Mode gänzlich verdrängt. Höchstens an Festtagen sieht man

Landbewohner mit Fes und Fustanella in größerer Anzahl behaglich durch die Straßen wandeln; die Fustanella, ein schauderhaftes Gewandstück von Form und Länge der Röckchen unserer Ballettänzerinnen, gilt gewöhnlich als ein Bestandtheil der griechischen Nationaltracht, ist aber eigentlich albanesisch. Wer in eine Sitzung der Wuli, des Abgeordnetenhauses, geht, kann sich dort an den Originalkostümen einiger muhamedanischer Abgeordneten aus Thessalien erfreuen.

Die beiden langen Straßen, welche sich ungefähr in der Mitte der Stadt schneiden, wie die Via Macqueda und die Via Vittorio Emmanuele in Palermo, die Hermes- und die Aeolusstraße, geben für die Orientirung ein bequemes Mittel ab. Sie sind schmal und mit einfachen Häusern besetzt, in deren Parterreräumlichkeiten sich Kauf- oder Arbeitsläden befinden. Vornehmer geben sich die Universitäts-, die Akademie- und die Stadionstraße; auch der Eintrachtsplatz ist mit schönen Gebäuden eingefaßt, und in der Richtung nach dem Lykabettos hin entstehen fortwährend neue, elegante Privathäuser. Dieses viele Bauen, ein erfreuliches Zeichen der rührig fortschreitenden Entwickelung, hat eine Schattenseite: es vermehrt den unendlichen Staub, welcher bereits in den Frühlingsmonaten eine lästige Plage der Stadt ist. An Monumentalbauten ist Athen selbstverständlich nicht überreich; sie werden hier alle durch die unvergleichliche Ruine des Burgtempels gedrückt. Das königliche Schloß ist ein öder, stilloser Kasernenbau, der unglückliche Einfall des Müncheners Gärtner. Erfreulicher ist schon die Universität, von dem älteren Hansen gebaut; der jüngere hat im Auftrage Sina's den polychromen Prachtbau der Akademie entworfen, dessen Wirkung aber durch die beiden mit Apollo und Minerva gezierten Säulen etwas beeinträch-

tigt wird. Einheimische Architekten haben das Polytechnikum und das Zentralmuseum geschaffen. Ein dringendes Bedürfniß für Athen ist ein anständiger Bahnhof, und auch die Baracke, welche als Theater diente, war ein jämmerlicher Nothbehelf; in jüngster Zeit hat man denn auch ein neues Theater gebaut. Dem Griechen ist der Theaterbesuch kein so unabweisbares Bedürfniß, wie es sich bei uns allmählich herausgebildet hat. Den größten Theil des Jahres hindurch sind die Abende so schön, daß er sich hüten wird, sich in einem heißen Saale ein paar Stunden lang auf rothsammtne Sessel zu setzen. In dieser Zeit sind höchstens die Sommertheater genießbar, wie sie in Phaleron und in der Stadt selbst in der Nähe des Ilissos bestehen, wo man im Freien sitzt und sich mit sehr langen Zwischenakten bis tief in die Nacht hinein griechische Stücke vorspielen läßt. In den paar Wintermonaten pflegt eine italienische Operngesellschaft mit einer französischen Schauspieltruppe abzuwechseln. Was ich von beiden gesehen habe, war immer recht mäßig. Athen gehört noch nicht in das Gastspielgebiet bedeutender Virtuosen. Die griechische Schauspielkunst wird erst dann zu wirklichem Leben erblühen, wenn ihr von der nationalen Dichtung würdige und bedeutende Aufgaben gestellt werden. Rollen Shakespeare'scher Tragödien, von denen Dimitrios Bikelas einige vortrefflich in's Griechische übersetzt hat, werden ganz anerkennenswerth von einem und dem anderen Künstler dargestellt; doch hat die nationale Kritik dieselben etwas voreilig zu griechischen Rossis' und Salvini's empor geschraubt.

Eine Stadt, in der man „sich amüsirt", ist Athen überhaupt entschieden nicht. Wer dies als seinen Hauptzweck auf Reisen betrachtet, der thut gewiß besser daran, nach Berlin oder Paris zu gehen. Denn selbst die Sing-

spielhallen, die sonst im Orient häufig allein die Aufgabe haben, westeuropäisches Kunstleben in wenig beneidenswerther Weise zu vertreten, haben in Athen keinen rechten Boden, geschweige in den kleineren griechischen Städten. Das reich entwickelte Kaffeehausleben muß, wie in Italien, für manches Ersatz bieten. Im Kaffeehaus kann man bei dem Glase Wasser, welches der Kellner als Zeugniß über den genossenen Kaffee auf den Tisch setzt, stundenlang dem süßen Nichtsthun nachhängen, wenn man Zeit dazu hat; man hört der Musik zu, welche auf dem Platze spielt, man dreht eine Cigarette nach der anderen, man läßt sich seine Stiefeln putzen, man kauft sich eine und die andere der zahlreichen hauptstädtischen Zeitungen, man begrüßt seine Bekannten und spielt mit ihnen eine Partie Domino oder läßt sich in eine endlose politische Debatte ein. Der Grieche, der sonst ein sehr fleißiger Mensch ist, hat für das Kaffeehaus immer eine Menge Zeit übrig. Es ersetzt ihm Wein- und Bierstuben. Wein trinkt er nur beim Essen, und die Bierstuben, unter welchen übrigens die von Berniudakis in einer kleinen Seitengasse der Hermesstraße, der Phokionstraße, die einzig rühmenswerthe ist, sind wesentlich von Deutschen besucht.

Den flüchtigen Reisenden, der Athen in einigen Tagen „abmachen" will, treffen diese Bemerkungen natürlich nicht. Er hat genug daran zu thun, die unendliche Fülle von Schätzen, welche in den Museen — unter denen niemand das leicht zugängliche Privatmuseum des Herrn Karapanos mit den dodonäischen Funden auslassen sollte — aufgespeichert sind, wenigstens einigermaßen sich nahe zu bringen. Wer längere Zeit in Athen verweilt, den hat wohl immer ein ernster Zweck, meistens ein wissenschaftlicher, hingeführt. Die Griechen kommen, wenn man

sie aufsucht, allen solchen Bestrebungen mit der größten Liebenswürdigkeit und vieler Theilnahme entgegen. Die jungen Deutschen, welche am Archäologischen Institut arbeiten, gefallen sich zwar meistens, ähnlich wie die ragazzi des Capitolinischen Instituts, in einer etwas kastenhaften Abgeschlossenheit gegen die Griechen, auf deren guten Willen sie doch in so vielen Dingen angewiesen sind; die Franzosen haben ihrer größeren Umgänglichkeit manchen Erfolg zu verdanken gehabt. Allerdings kommt dazu, daß diese fremden Forschungsanstalten von den Griechen doch mit etwas eifersüchtigem und mißgünstigem Blicke angesehen werden; die Griechen, welche im Prinzip die Ueberlegenheit fremder Wissenschaft gern anerkennen, glauben im einzelnen Falle doch, daß sie die Sache ebenso gut verständen. Jedenfalls macht derjenige auf die Einheimischen mehr Eindruck, der mit der ausgesprochenen Absicht hinkommt, die neuen Verhältnisse des Landes kennen zu lernen, der sich für Sprache und Literatur, für Schulwesen und Gesetzgebung des neuen Hellas interessirt. Ihm widmen sich Freunde und Bekannte gern Stunden, ja ganze Tage lang; ihn läßt man mit Selbstbewußtsein alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens sehen, auf welche Stadt und Land zum Theil allerdings Grund haben stolz zu sein. Denn man braucht für den Fremden keine Potemkin'schen Schlösser zu erbauen. Es gibt mancherlei, was thatsächlich musterhaft ist, so zum Beispiel vieles auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, eine vortrefflich organisirte Mädchenschule, ein durchaus lobenswerth eingerichtetes Waisenhaus und vieles andere. Mich hat am meisten die kleine Abendschule gerührt, welche der literarische Verein „Parnassos" in seinem Hause in der Stadionstraße eingerichtet hat. Da kommen nach Schluß des „Geschäfts" alle die kleinen und großen

Jungen zusammen, deren Beschäftigung es während des Tages ist, durch die Straßen galoppirend die eben ausgegebenen Zeitungen an den Leser zu bringen, oder den Fußbekleidungen ihrer erwachsenen Mitmenschen ein glänzendes Aussehen zu verleihen, oder Wachsstreichhölzer und ähnliche nützliche Gegenstände des Kleinhandels zu verkaufen; sie alle sitzen mit ihren zerrissenen Jäckchen und bloßen Füßen andächtig da und lassen sich in die Geheimnisse höherer Menschenbildung einführen. Als ich mit einem griechischen Freunde die Schule betrat, stellte der Lehrer sogleich eine kleine Prüfung an, die zur allseitigen Zufriedenheit ausfiel. Nur einer von den Aufgerufenen blieb beschämt die Antwort auf die Frage schuldig: „Was ist die Seele?“ Ich glaube, der Lehrer wäre selbst in Verlegenheit gekommen, wenn man ihn danach gefragt hätte.

Es liegt in der naiven Selbstgefälligkeit, mit welcher man zum Lobe all dieser schönen und guten Einrichtungen gewissermaßen aufgefordert wird, etwas an das Alterthum Erinnerndes und dann auch wieder etwas Kleinstädtisches. Auch dieses letztere ist nicht unsympathisch. Man lächelt ja unwillkürlich, wenn man in einer großen politischen Zeitung liest: „Der vortreffliche Jüngling N. N., Friseur in der X=Straße, hat sich mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Fräulein N. N., Tochter ꝛc. (folgt die Abstammung bis ins dritte und vierte Glied), verlobt. Wir wünschen dem Paare, daß die Zeit seines Wartens möglichst kurz sein möge“, oder etwas dergleichen. Derartiges entspricht aber dem demokratischen Zuge des öffentlichen Lebens und läßt die ganze Bewohnerschaft gleichsam als eine große Familie erscheinen, die an Freud und Leid auch des Geringsten unter ihnen Antheil nimmt. Athen ist eine Kleinstadt und wird es vermuthlich noch

lange bleiben. Es fehlen ihm glänzende Schauläden und das reiche gesellige oder richtiger gesellschaftliche Leben einer Großstadt; es fehlen ihm aber auch ihr Proletariat und ihre Halbwelt. Athen ist auch keine Fremdenstadt wie Rom und Neapel. Es hat zwar Pferdebahnen und Dampftramway, aber es ist doch noch niemand auf den Gedanken gekommen, eine Drahtseilbahn auf die Akropolis zu führen. Es ist ein Ort, wie geschaffen zum ruhigen Arbeiten und zum stillen Träumen. Bald wird jedem die Stadt der Athena und die ernste, ruhige Landschaft umher wie ein Stück der eigenen Heimat, und in der Entfernung tönt ihm leise die Sehnsuchtsklage der salaminischen Krieger bei Sophokles durch die Seele:

O könnt' ich hin, wo waldig des Berges Haupt,
Von Meerwogen umspült, sich hebt,
Unter Sunions hohen Fels,
Heilige Stadt Athenes, dir
Grüße zu senden.

IV.

Der polychrome Prachtbau des Akademiegebäudes in der Universitätsstraße zu Athen hat vorläufig lediglich monumentale Bedeutung. Die erlauchte Körperschaft der geistigen Spitzen des Landes, welche hier in feierlichen Sitzungen sich vereinigen sollen, ist noch immer nicht zusammengestellt. Andere kleine Königreiche, welche auf eine viel kürzere Dauer ihrer staatlichen Selbständigkeit zurückblicken, sind hierin weit weniger zurückhaltend gewesen. Rumänien und Serbien haben ihre Akademien der Wissenschaften mit dem ganzen Apparat von wirklichen, korrespondirenden und auswärtigen Mitgliedern. Wenn die

Griechen bis jetzt Bedenken getragen haben, diesen Schritt zu thun, so sind sie darin wohl von dem Gefühle geleitet, daß gerade ihre geistigen Schöpfungen immer den Vergleich mit einem der höchsten Gipfelpunkte in der Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt herausfordern, mit den Schöpfungen ihrer eigenen Vorzeit. Dieses Gefühl macht ihnen alle Ehre; denn Bescheidenheit ziert nicht nur den Jüngling, sondern auch eine junge Nation. Und das sind die Griechen, trotz Homer und Aristoteles. Aus jahrhundertelangem, todesähnlichem Schlafe sind sie zu neuem Leben erwacht; aber nicht, um, wie Heyse's letzter Centaur, unverstanden durch eine unverstandene Welt zu schreiten, sondern um frisch strebend einzutreten in den Wettbewerb der modernen Nationen.

Unser Zeitalter ist wesentlich ein Zeitalter der Wissenschaften und besonders der Naturwissenschaften. Für lange Zeit hinaus ist durch die auf den letzteren begründete Technik der Entwickelung der Menschheit der Weg gewiesen. Nun läßt sich ja ein gewisser handwerksmäßiger Betrieb aller Wissenschaften lernen; und auch die Griechen haben ihn gelernt. Aber man darf aus dem Umstande, daß an der Universität von Athen alle Fächer vollständig vertreten sind, noch keineswegs auf einen besonders hohen Stand der Wissenschaft in Griechenland schließen. Die Wissenschaft gilt in Griechenland eigentlich nur insoweit, als sich damit Geld verdienen läßt. Mir sagte einmal ein gar nicht untüchtiger Gelehrter, er habe sich in seinen Erwartungen getäuscht und wolle sich lieber dem Kaufmannsstande zuwenden. Allerdings fehlt selbst sehr fähigen Leuten nicht selten die staatliche Anerkennung. Natürlich giebt es rühmenswerthe Ausnahmen, und in Athen wirken einige Lehrer, deren Namen auch im Auslande einen guten Klang haben. Für die technischen Wissenschaften scheinen

die Griechen keine hervorragende Begabung zu besitzen; ihre Straßen und Eisenbahnen werden immer noch vorwiegend von fremden Ingenieuren gebaut. Auch in der Erforschung der eigenen Muttersprache zeigt sich immer noch mehr guter Wille als wirkliches Verständniß für Aufgaben und Ziele, und es scheint fast, als ob Deutschland, wie es die romanische Sprachwissenschaft gegründet hat, so auch hierin der Lehrmeister der Griechen werden solle. Das ist weniger wunderlich, als es bei dem sonst so lebhaft entwickelten Nationalgefühl der Griechen scheinen könnte; nur das alte Griechisch wird ernster Aufmerksamkeit für werth gehalten, die heutigen Mundarten werden von der großen Masse der Gebildeten gering geschätzt.

Ein ungewöhnlicher, die besten Geister der Nation in Anspruch nehmender Aufschwung der Wissenschaften ist es also nicht, welcher in dem heutigen Hellas der dichterischen Produktion hinderlich werden könnte. Trotzdem kann man aber auch nicht sagen, daß dort bereits jemand im Reiche der Poesie einen nur einigermaßen fernhin sichtbaren Höhepunkt erreicht habe. Man wird das nicht, wie es wohl geschehen ist, zum Ausgangspunkte von Vorwürfen gegen die Griechen machen dürfen. Seitdem Byron und Goethe todt sind, quillt überall in Europa der Born ächter und ursprünglicher Poesie nur spärlich. Bei uns setzen einige wenige fein gebildete und fein anempfindende Talente — auch sie schon der älteren Generation angehörend — die Ueberlieferungen einer großen Zeit fort; die Entwickelung der Jüngeren drängt in verhängnißvoller Weise der Verflachung einerseits, der Verrohung andererseits zu. Die großen Talente des Auslandes, ein Tolstoi, ein Ibsen, ein Echegaray, verleugnen in der scharfen Beobachtung und erbarmungslosen Darstellung pathologischer Seelenzustände den vorwiegend wissenschaft=

lichen Charakter unserer Zeit nicht. Ueberall aber stehen sie auf der Grundlage einer längere Zeit nicht unterbrochenen geistigen Entwickelung. In Griechenland war jedoch eine der herrlichsten Kulturen, welche die Welt jemals gesehen hat, durch etwa anderthalb Jahrtausende gänzlich verschüttet. Erst in unserm Jahrhunderte hat das Volk seine Sklavenketten abgestreift, seine Städte und Weiler aus rauchenden Trümmerhaufen neu gebaut. Die ersten Schritte, welche ein so lange Zeit im Kerker Gefesselter thut, müssen nothwendig etwas schwankend sein; der Mediceer Güte, wenn man die opferwilligen reichen Patrioten mit diesem Namen schmücken darf, hat bis jetzt nur großen gemeinnützigen Unternehmungen gelächelt — und das war gut und nothwendig.

Ein unsicheres Nachahmen fremder Vorbilder kennzeichnet die griechische Poesie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Erst sind die Franzosen und die Italiener die in Form und Inhalt kopirten Muster; dann Byron, dessen Tod in dem fieberumhauchten Missolunghi ihn so wie so in den Augen der Griechen mit dem Glanzscheine eines nationalen Halbgottes umgeben hatte; endlich die Antike. In der Zeit, welche dem Unabhängigkeitskriege unmittelbar vorherging, stimmte der Thessalier Rigas, den die Türken in Belgrad erdrosseln ließen, seine Harfe zu manchem trotzigen und aufmunternden Kampflied; aber sein bestes, das noch heute viel gesungene „Vorwärts, Söhne der Hellenen", ist der Marseillaise nachgeahmt. Ein bedeutendes poetisches Talent, Dionysios Solomos, stammte von der halb italienisirten Insel Zante; von ihm rührt der warm empfundene Hymnus an die Freiheit her, dessen erste Strophen in der Komposition des Korfioten Mantsaros zur Volkshymne geworden sind. Der Zwiespalt zwischen nationalem Empfinden und durch-

aus italienischer Bildung hat dieses Talent nicht zur vollen Reife kommen lassen. Die jonischen Inseln haben Griechenland noch einige andere begabte und liebenswürdige Dichter geschenkt, wie Kalvos und Typaldos. Das ist erklärlich. Auf diesen gottbegnadeten Eilanden haben die Türken niemals geherrscht; der Einfluß Venedigs, wenn er auch nicht immer vortheilhaft auf die Entwickelung des Volkscharakters eingewirkt hat, war doch der eines Kulturvolkes, und auch im Mittelalter und in den dunklen Jahrhunderten, die dasselbe für den Orient fortgesetzt haben, ist hier das geistige Leben niemals gänzlich erloschen.

In der Zeit aufgeregter Parteileidenschaften, wie sie die Ermordung des Präsidenten Kapodistrias und die Aufrichtung des hellenischen Königthums begleiteten, nahmen die beiden Brüder Sutsos eine hervorragende Stellung ein. In größeren Dichtungen formlos und unklar, haben sie in kleineren zum Theil Vortreffliches geboten. Besonders die politische Lyrik Alexanders gehört mit ihrem in prächtiger Form dahinströmenden Ingrimm zu den besten Mustern dieser Gattung. Beide haben sich in der Hingabe an die Parteikämpfe ihrer Zeit früh verbraucht. Die Abneigung, welcher der vor kurzem dahingegangene Veteran der griechischen Literatur, Alexander Rangabé, gegen die beiden Brüder öfter Ausdruck gegeben hat, kann uns weder befremden noch in unserem Urtheil über dieselben beirren. Wenn man zwei Schlagworte, die freilich selbst da, wo sie geprägt wurden, nicht immer zutreffend angewendet werden, für diese fremdartigeren Verhältnisse brauchen darf, so waren die Sutsos Vertreter des Romantizismus, während Rangabé der bewußteste und ausgeprägteste Verfechter des Klassizismus war. Die Klassizisten haben ohne Zweifel in Griechenland sehr viel zur Läuterung des Geschmackes und zur Hebung des künstlerischen Stiles beigetragen; aber sie haben auch

in ihrer Abkehr vom Volksthümlichen in Sprache und Stoffen Wege betreten, auf welchen das Heil einer wahrhaft nationalen Poesie nimmermehr gedeihen kann. Es ist ein Irrthum, wenn die Griechen glauben, daß sie zur Antike ein wesentlich anderes Verhältniß haben als die anderen Völker der Neuzeit. Ihre Poesie kann nicht direkt an die des Alterthums anknüpfen. Die größten Dichter Italiens sind nicht Tasso und Ariost, die im Sinne und Geiste Virgil's dichteten, sondern Dante und Boccaccio. Und bei uns ist Goethe's „Iphigenie", mag sie auch immerhin in gewissem Sinne einen Höhepunkt deutscher Dichtung bezeichnen, doch nur das Gut der obersten Zehntausend des Geistes geblieben; das nationale deutsche Drama ist durch „Minna von Barnhelm", die „Räuber" und „Götz" geschaffen worden.

Rangabé hat lange Zeit als Vertreter des griechischen Königreichs in Berlin gelebt und ist den dortigen literarischen Kreisen ein lieber und vertrauter Gast geworden. Er war ein hoch und vielseitig gebildeter Geist, dessen feine Liebenswürdigkeit sich in keiner seiner zahlreichen Schriften verleugnet. Die Epigraphik verdankt ihm werthvolle Arbeiten; zur Poesie ist er erst von der Wissenschaft gekommen. In mehreren Uebersetzungen hat er ein feines Verständniß für fremde dichterische Eigenart gezeigt; es ist bezeichnend für ihn, daß darunter sich auch das „Befreite Jerusalem" befindet. Einige Buchdramen, verschiedenen Perioden der griechischen Geschichte entnommen, von den „Dreißig Tyrannen" bis zu dem „Vorabend" des griechischen Freiheitskrieges, wiegen nicht allzuschwer, und das aristophanische Lustspiel „Die Hochzeit des Kutrulis" steht unter dem Banne des unglücklichen Gestirns, das auch bei uns den Nachahmern des attischen Komödiendichters geleuchtet hat. Vortrefflich dagegen in scharfer

Charakteristik der Personen und in ruhigem, vornehmem Fluß der Erzählung ist die im griechischen Mittelalter spielende Novelle „Der Fürst von Morea". Ein Breslauer Verleger hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er dieselbe, sowie einige Dramen Rangabé's der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht hat.

Auch Rangabé's erster Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin, Herr Angelos Vlachos, ist dichterisch sehr viel thätig gewesen. Erst vor kurzem hat er eine wohlgelungene Uebersetzung von Heine's „Buch der Lieder" veröffentlicht. Er ist ein vortrefflicher Kenner der modernen Literaturen, was die Originalität seines Schaffens etwas beeinträchtigen mag. Aber es findet sich in seinen Gedichten viel hübsch Empfundenes und sinnig Ausgedrücktes. Wohlthuende Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks unterscheiden ihn vortheilhaft von dem viel gefeierten dichterischen Löwen des heutigen Athen, Achilles Paraschos, einem nicht unbedeutenden Talente, das sich aber allmählich in eine immer unerträglicher werdende Manier hineingedichtet hat. Einem reich gebildeten Geiste begegnen wir in Dimitrios Bikelas, einem in Paris lebenden Schriftsteller. Durch langen Aufenthalt in England innig vertraut geworden mit dem Geiste der englischen Sprache und den Dichtungen des großen britischen Dramatikers, hat er seinen Landsleuten eine vortreffliche Uebersetzung einiger der hauptsächlichsten Shakespeare-Dramen geschenkt, die schon jetzt sehr anregend für die Entwickelung griechischer Schauspielkunst gewesen ist und ihren wohlthätigen Einfluß zweifellos auch weiter noch üben wird. Auch die sprachliche Form, in welche sie gekleidet ist, erscheint als ein sehr glücklicher Schritt auf dem Wege zur Schaffung einer Schriftsprache. Seine einfach und schmucklos vorgetragene und dabei doch mit dramatischer Unmittelbarkeit

ergreifende Erzählung „Lukis Laras" ist mit Recht ein beliebtes Volksbuch in Griechenland geworden; der Aufstand auf der Insel Chios mit seinem Gefolge von unendlichen Gräueln und Schrecken wird darin zum Theil nach Aufzeichnungen Betheiligter erzählt. Die Reclam'sche Universalbibliothek enthält eine Uebersetzung dieses Büchleins. Neuerdings hat Bikelas in einem Bändchen sechs allerliebste Novellen vereinigt, deren Hauptreiz weniger in den sehr einfachen Problemen als in der liebevollen Charakterzeichnung und der spiegelklaren Darstellung beruht. Etwas beweglicher und schillernder geben sich einige jüngere Novellisten, unter denen ich besonders Georg Drosinis hervorheben möchte, der sich auch als Lyriker mit vielem Glück versucht hat. Seine „Amaryllis", die etwa die Hälfte des 1886 in Athen erschienenen Bändchens „Erzählungen und Erinnerungen" ausfüllt, ist ein ganz reizendes, von ächter Poesie durchwärmtes Idyll. Man findet eine Uebersetzung desselben in den „Hellenischen Erzählungen" von August Boltz (Halle, 1887), einem Büchlein, in dem man auch die Bekanntschaft einiger anderer griechischer Erzähler machen kann, wenn man nicht im Stande ist, die Originale zu lesen. Boltz gehört zu den wenigen Leuten in Deutschland, welche der neugriechischen Literatur ein freundliches Interesse entgegenbringen. Er hat es durch zahlreiche, immer sehr gelungene Uebersetzungen aus Poesie und Prosa bewiesen, welche leider an verschiedenen Orten zerstreut sind; eine Sammlung derselben wäre gewiß geeignet, einem nicht allzu viel beachteten Kreise der zeitgenössischen Literatur Freunde zu werben.

Mir lag es fern, in dieser kurzen Skizze einen Abriß der neugriechischen Literatur geben zu wollen. Nicht einmal auf alles Wichtige und Interessante habe ich mit irgend welcher Vollständigkeit hinweisen können. Ich wollte

wesentlich nur eine Anregung geben. Manches aus der griechischen Literatur verdient unsere Theilnahme in viel höherem Grade als das Meiste von dem, was alljährlich unsere Uebersetzungsliteratur auf den Büchermarkt wirft. In Athen ist jetzt eine Sammlung im Erscheinen begriffen, herausgegeben von der neubegründeten Buchhandlung von Barth, welche in ähnlicher Weise, wie bei uns die Reclam'sche Universalbibliothek und verwandte Unternehmungen, das Beste aus der heimischen Literatur, sowie Ausgewähltes aus fremden in billigen Ausgaben bietet. Sie sollte auch bei uns Theilnahme finden. Das geschriebene Neugriechisch versteht jeder, der ein Abiturientenexamen gemacht hat, ohne allzu große Mühe. Besonders die jüngeren Philologen und Archäologen, die alljährlich nach Griechenland gehen, sollten diese Bändchen benutzen, um sich etwas mit der Literatur eines Volkes bekannt zu machen, unter welchem sie einige Zeit leben und arbeiten wollen.

Es hat mich einigermaßen gewundert, daß das neu gegründete Seminar für orientalische Sprachen in Berlin das Griechische nicht in sein Programm mit einbezogen hat. An der entsprechenden Anstalt in Paris ist dasselbe vertreten; es befindet sich dort in den vortrefflichen Händen des Herrn Legrand. Das ist gewiß in der Ordnung. Im europäischen Orient sowie an den Küsten und zum Theil im Innern Kleinasiens ist neben dem Türkischen Griechisch die wichtigste Verkehrssprache, hinter welcher das Italienische von Jahr zu Jahr immer mehr zurücktritt. Griechische Schiffe befahren in immer höher sich steigerndem Wetteifer mit denen der Westländer das ägäische und das jonische Meer, und in dem einst von Italienern gegründeten Handelsviertel von Konstantinopel, in Galata, ertönen heute fast nur griechische Laute. In Kleinasien wiederholt sich in unsern Tagen, was einst im Alterthum

dort stattfand: die griechische Sprache dringt von der Küste aus immer weiter ins Innere des Landes ein. Und wenn auch der von den Griechen so gern geträumte Traum von der Wiederaufrichtung eines griechischen Thrones neben der Sophienkirche im alten Byzanz an der harten Wirklichkeit der Thatsachen sich wohl in ein Nichts auflösen wird, so ist doch die Wiedereroberung eines Theiles des Orients durch die griechische Sprache nur eine Frage der Zeit. Wenn eine deutsche Kaisertochter jetzt Griechisch lernt, wie zu den Zeiten, da die Hohenstaufen in Apulien und Sizilien geboten, wenn ein hoher Verwandter derselben sogar Schillers „Fiesko" ins Neugriechische übersetzt hat, so werden diese Vorbilder bei uns vielleicht auch in weiteren Kreisen wirken. Und gern mögen wir es dabei den Griechen gönnen, wenn sich ihnen schöne und kühne Hoffnungen anknüpfen an die Namen ihres künftigen Herrscherpaares: Konstantinos und Sophia.

XVII.

Griechische Reisemomente.

(1889.)

1. Von Korfu nach Athen.

„Also steuerten wir mit trauriger Seele von dannen." Es war Abend geworden, bis das griechische Schiff, bei dem erst im letzten Augenblicke ein Fehler an der Ankerwinde entdeckt worden war, den Hafen von Korfu verließ. Hinter den albanischen Bergen war der Mond heraufgestiegen und stimmte die ohnehin von bangem Abschiedsgefühl durchzitterte Seele noch weicher und wehmüthiger. Wir standen am Hintertheil des Dampfers und sahen langsam Stück um Stück von der schönen Insel verschwinden, die uns in diesen Wochen fast mehr als eine Heimat geworden war. Ich hatte Korfu auch in früheren Jahren nicht ohne Bewegung verlassen; diesmal war es mir, als bliebe ein Stück meines Lebens unwiderruflich, unwiderbringlich dort zurück. Hatte doch für mich jedes der Häuser, die dem Einfahrenden einst so einförmig nüchtern entgegen gestarrt hatten, im Laufe der Zeit eine ganz besondere Seele erhalten; knüpfte sich doch an alle die Plätze, welche langsam in der Dämmerung versanken, eine Fülle ungetrübt schöner Erinnerungen. Da verschwindet das

Haus des guten Professors, der so oft des Abends auf ein Plauderstündchen zu uns herüber kam; seine Lehrthätigkeit ließ ihm ausreichend Zeit, ein zuverlässiger Kenner aller heimischen Verhältnisse zu sein, und oft genug hat er uns mit der drolligen Wiedergabe einer pikanten Geschichte aus dem kleinstädtischen Klatsch erfreut. Ein letzter Blick auf die Spianata, auf der sich grade jetzt wieder die harmlose Menge auf und ab bewegt, deren Gestalten uns alle so bekannt und vertraut geworden sind! Da drüben liegt unser Hotel, und hinter ihm das enge Gäßchen, von dürftigen Gasflammen zweifelhaft erhellt; wie oft haben wir dort in der Abendkühle auf der Bank gesessen, hinein träumend in das einfache Leben, das da an uns vorüberzog, bis der Friseur im gegenüberliegenden Hause seinen letzten Kunden rasirt und seine Frau im ersten Stock darüber den letzten Fensterladen geschlossen hatte. Und jetzt — in der Straße, die sich dort öffnet, liegt das Theater. Seine Logen sind eng und seine Sitze recht unbequem, und die Kunstleistungen der italienischen Schauspieltruppe waren im Ganzen recht mäßige; aber wir waren schließlich „Habitués“ geworden; wir kannten jede Nuance des alten dicken Charakterspielers, jede unschöne Bewegung der ersten Liebhaberin; wir wußten unter den Abonnenten aller Logen Bescheid, und wir kannten alle die Salonhelden des Städtchens, die in den Zwischenakten auch in unserer Loge Besuche machten. Der Doppelgipfel des Kastells ist umschifft; jetzt gleiten wir gegenüber der Strada marina dahin, wo drüben neben dem uralten Grabe des Menekrates das Häuschen des liebenswürdigen österreichischen Consuls herüberschimmert; deutlich heben sich von dem immer heller werdenden Abendhimmel die Baumkronen des königlichen Gartens ab, flüchtig tauchen die

dunklen Cypressen des Mäuseinselchens aus der dunkleren Flut empor; noch ein letzter Scheidegruß an die stolze Linie des Erlöserberges, und der unvergeßlich schöne korfiotische Traum ist zu Ende geträumt.

Als am andern Morgen die Sonne aus dem Meere emporstieg, lagen wir auf der Rhede von Argostoli, der Hauptstadt der Insel Kephallenia. Ich möchte nicht gern ungerecht gegen dieses größte der ionischen Eilande sein, und ich will zugeben, daß meine Stimmung damals nicht geeignet war, unbefangen einen neuen Eindruck aufzunehmen. Aber es kommt mir vor, als hätte ich niemals nüchternere Formen und Linien, niemals kümmerlichere Oelbäume, niemals häßlichere Menschen gesehen. Widerwillig mußten wir, da alle Wagen der Stadt durch eine Hochzeit in Beschlag genommen waren, bis zum nächsten Morgen in unerfreulichen Verhältnissen ausharren, und weder der Anblick des unerklärten Räthsels der Meermühlen noch der Eintritt in das städtische Gefängniß, wo die Gefangenen in kleinen, mit Eisengittern abgeschlossenen Höfen den Sonntag Nachmittag genossen, konnte unser Empfinden zu sonderlicher Höhe steigern. Am nächsten Morgen führte uns ein Wagen auf guter Fahrstraße über die Insel nach Samos, wo auf der Berghöhe verstreute Trümmer die Stätte bezeichnen, welche einst der ganzen Insel den Namen gab. Ueber der Flut drüben lag, mit Händen fast zu greifen, die bläuliche Linie Ithaka's mit den beiden in mäßiger Steilheit emporstrebenden Berggipfeln. Um vieles hätte ich das eigenthümliche Gefühl nicht eingetauscht, das in meine Brust einzog, als ich am Sunde von Samos stand und nach der Odysseusinsel hinüberblickte. Ich wußte ja, daß man dem Eilande den Glanzschein hat rauben wollen, welchen ein unsterbliches Gedicht um seine Küsten und Buchten gewoben hat.

Grimmig bewehrt sind die Schaaren der Philologen gegen einander ausgezogen und haben um „Ithaka's sonnige Höhe" den Staub deutscher Bibliotheken aufgewirbelt. Homer hat die Insel niemals gesehen, sagen die einen. O doch, erwiedert der andere, aber die Stadt des Odysseus liegt nicht da, wo Du sie suchst, sondern an ganz anderer Stelle. Und die Grotte, wo die Nymphen auf langen steinernen Stühlen Feiergewande weben, mit Purpur gefärbt, ein Wunder zu schauen, der Dichter hat sie nie betreten, aber ich, der kluge Alexandriner des neunzehnten Jahrhunderts, ich habe sie entdeckt, freilich nicht unten an der lauschigen Bucht neben dem schattenden Oelbaume, sondern hoch oben auf sonnenverbrannter Höhe, wo die Ziege den dürftigen Graswuchs abreißt, der zwischen dem Karstgestein emporsprießt. Merkwürdige Tropfsteinbildungen hängen von der Decke herab, aber von einem besonderen Eingang für die unsterblichen Götter fand ich keine Spur.

O über eure Klugheit und Gelehrsamkeit! So ward der Leichnam des Göttersohnes Sarpedon im Kampfgewühl der Achäer und Troer mit Staub besudelt umhergeschleift, aber die Unsterblichen hoben ihn zu sich in die lichten Höhen und salbten ihn mit Ambrosia, daß er viel schöner ward als zuvor, da die Seele in ihm lebte. Ithaka ist ins Märchenland entrückt, wohin nur Sonntagskinder den Pfad finden. Wer an die Göttlichkeit der Feen nicht glaubt, dem wandelt sich das Gold, das sie ihm in den Schooß geschüttet, in Kohlen oder häßlichen Unrath; und wer an die Göttlichkeit der Dichtkunst nicht glaubt, der wird mit Blindheit geschlagen, daß er auf ödem Gestein zu wandeln meint, wo ein üppiger Zaubergarten um ihn blüht, und er kriecht auf allen Vieren in die Nymphengrotten

und sieht den Eingang nicht, wo die unsterblichen Götter luftig auf und nieder schweben.

Wir müssen wohl Sonntagskinder sein, oder unser Glaube hat uns geholfen. Zwar anfangs schien es, als sollten wir die Insel, die so nahe vor uns auf der Flut schwamm, niemals erreichen. Denn ein heftiger Ost blies uns entgegen, und stundenlang kreuzten wir auf der Höhe von Samos hin und her, ohne vom Fleck zu kommen. Dann erbarmte sich unser ein Gott, und das Schiffchen glitt lustig durch die hoch aufschäumenden Wogen. Die Nacht sank nieder und der Mond stieg auf, einen langen silbernen Streifen auf das Wasser werfend und die gegenüberliegende Küste mit zauberhaftem Schein überziehend. Eine kleine Bucht nahm uns auf. Kein Laut war in der Runde vernehmbar; die Meereswellen, die draußen so übermüthig mit unserem Fahrzeuge gespielt hatten, glitten hier schläfrig und träumerisch am Uferkies auf und nieder, und in der Höhe zitterte das blasse Laub der Oelbäume zwischen hoch aufstrebenden Cypressen. In einem Winkel lag halbversteckt eine Barke und darin ein schlafender Mann. War es Odysseus, den soeben die Phäaken hierher gerudert? Schweigend, um den Zauber nicht zu brechen, stiegen wir den sanft ansteigenden Uferpfad empor. Droben stand ein kleiner Wagen mit einem kleinen Pferde bespannt, neben ihm ein ithakesischer Mann, uns Gruß und Handschlag bietend. Er nannte sich uns als den Wirth der Lokanda, die uns Ruhestätte bieten sollte; aber seit uralten Zeiten wollen die Götter nicht erkannt sein, wenn sie den Sterblichen Geleit gewähren, und ich denke, es war Pallas Athene selbst, wie sie einst, „eingehüllt in Jünglingsgestalt“, dem zurückgekehrten Fürsten Bescheid gegeben hatte. Denn der Wirth, der später in dem dürftigen Gasthaus um

uns bemüht war, glänzte durchaus nicht an Haupt und Schultern, wie jetzt der Mann, da er leichten Schrittes auf den Wagen stieg und die Peitsche über dem Rößlein schwang.

So fuhren wir durch die Mondnacht hinein in das unbekannte Märchenland. Ein weiß schimmerndes Band zog die Straße vor uns bergauf und thalab, bald um kahle Höhen sich schmiegend, deren Karstgestein schimmerte wie Silberblöcke, bald eintauchend in grüne Wiesen, über welchen zahllose Leuchtkäfer funkelten wie vom Himmel gefallene Sterne. Links ragt ein schön geformter Bergkegel empor: Athene sagt uns, er hieße im Volksmunde die Burg des Odysseus. Hie und da steht ein einsamer Meierhof an der menschenverlassenen Straße; darunter mag wohl auch der des Laertes sein, vielleicht jener, neben welchem die mächtige, uralte Platane Wache hält. Denn überall schlafen Thiere und Menschen, und nur selten kläfft wie aus dem Traume ein Hund dem vorübereilenden Wagen nach. Die Straße biegt sich und wir blicken hinunter auf eine weltverlorene Meeresbucht, die wie ein Landsee eingebettet ist zwischen ragende Felswände. Kaum ist sie dem Blicke entschwunden, da schimmert eine andere empor, offen dem Meere zugekehrt. Und nun senkt sich der Weg nieder, immer der Küste entlang; Halbschlummer hält uns längst die Sinne gefangen, und von unten grüßen die Meeresgöttinnen empor, die im Mondlicht in der silbernen Flut baden. Von weitem glänzen die weißen Häuser eines Städtchens uns entgegen, der Wagen rasselt auf holprigem Pflaster: wir sind in Wathy, der Hauptstadt der Insel Ithaka.

Pallas Athene schien nun zunächst wohl zu glauben, sie habe genug für unsere Einführung in diese Märcheninsel gethan, und überließ uns für den Rest der Nacht

ihrem Kollegen Mephistopheles in seiner Eigenschaft als Herren alles möglichen kriechenden, springenden und fliegenden kleinen Gethiers. Erst am nächsten Morgen trat sie uns in der Gestalt eines Jünglings von freundlichem Wesen, wenn auch etwas zweifelhafter Wäsche entgegen, der sich Präsident des Munizipalrathes nannte — er zählte höchstens einige zwanzig Jahre. Man kennt solche unwahrscheinliche Erfindungen bereits aus Homer. Auch Wagen und Rößlein aus der verflossenen Nacht waren wieder zur Stelle; alle anderen Fuhrwerke waren angeblich für ein Begräbniß in Beschlag genommen, ein Motiv, das zu sehr ein Seitenstück zu unserer Erfahrung in Argostoli war, als daß es nicht den Stempel der Erfindung an der Stirn getragen hätte. Freilich schien das Götterpferd wesentlich für die Nacht geschaffen, denn bei Tage zeigte es eine entschiedene Abneigung, selbst mäßig ansteigende Höhen zu erklimmen. Im übrigen hielt die Insel auch im hellsten Sonnenschein, was sie im verklärenden Mondlicht versprochen hatte. Eine Fülle entzückender, künstlerisch abgeschlossener Landschaftsbilder macht sie zur schönsten der ionischen Eilande, und man möchte wünschen, daß sie dereinst ein griechisches Capri werde, wenn nicht Götter und Helden sich so schlecht mit malenden Deutschen und karrirten Engländern vertrügen. Denn wenn einmal an der Stelle, wo jetzt ein verschlafenes Kleinstädtchen sich dehnt, stolze Fremdenhäuser sich erheben, wenn statt des dürftigen Lämmleins, mit dem wir widerwillig den Hunger stillten, gebratene Ochsen sich am Spieße drehen und der treffliche Wein der Insel in Strömen über den Estrich fließt, wie bei den Gelagen der Freier, dann, fürchte ich, wird da unten der schlafende Odysseus sich aus der Barke aufmachen und die Eindringlinge mit seinen Pfeilen erlegen, wie ehemals, oder

selbst zurück segeln zu den von der deutschen Wissenschaft noch nicht entdeckten Inseln der Kirke oder der Kalypso.

Wie lange wir auf Ithaka geweilt — ich weiß es nicht mehr. Vergehen doch jedem, der in Märchenpaläste und Götterberge entrückt wird, lange Jahre wie ein einziger kurzer Tag. Wir fanden uns in der Wirklichkeit eines kleinen griechischen Dampfschiffes wieder, und als wir uns den Schlaf aus den Augen rieben, steuerten wir auf den Golf von Patras zu, und die Zauberinsel schwamm weit hinter uns in dämmeriger Ferne. Drüben dehnte sich die träge, fieberumhauchte Lagune von Missolunghi, wo der englische Dichter seinen von ungestilltem Ehrgeiz erfüllten Lebenstraum beschloß, einem Volke zu liebe, das auch heute die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hat. Für einige Tage nahm uns Patras gastlich auf, eine blühende Handelsstadt, die mit ihren französisch sprechenden Commis und zahmen Café-chantants das Bild einer wenig erfreulichen Halbkultur bietet. Dann führte uns die Eisenbahn längs des korinthischen Golfes dahin; wir grüßten den schneeschimmernden Gipfel des Musenberges Parnassos, den anmuthigen Doppelkegel des Helikon und die wilden Schluchten des böotischen Kithäron. In Korinth stiegen wir aus. Ein kleines Gasthaus mit engen Zimmern, aber reinlichen Betten ist nicht geeignet, uns eine Vorstellung davon zu geben, daß hier einst eine volkreiche Stadt lag, deren schrankenlose Ueppigkeit und ungezügelter Lebensgenuß bis in die Zeiten des christlichen Apostels berüchtigt waren, aber der Blick von Akrokorinth's hohem Bergesrücken ist nach wie vor unvergleichlich schön. Und wer da oben steht, angelehnt an die Trümmer eines türkischen Minarets, den Fuß auf ein venezianisches Kanonenrohr aufgestemmt, und hinunterblickt zu den schlanken Säulen des dorischen Tempels und daneben in den senk-

rechten Abstich des Isthmuskanals, der umspannt die ganze Vergangenheit und die Zukunft des schönen, unseligen, vielgeprüften Landes mit einem Blick.

Station Megara! Malerisch klettert das Städtchen an der grauen Felswand heran, heute eine rein griechische Sprachinsel inmitten albanesischer Bevölkerung. Man gedenkt der Anfänge des peloponnesischen Krieges und der köstlichen Figur aus des Aristophanes Acharnern. Station Eleusis! Was für Augen würde die fromme Schaar der Mysterienpilger machen, käme sie jetzt die heilige Straße von Athen dahergezogen und sähe im Bahnhofsgebäude von albanesischen Verkäufern dürftige Erfrischungen den durchreisenden Barbaren angeboten! Aber jetzt verstummt jeder Spott, und auch ein gleichgültigeres Herz klopft höher, denn bereits grüßt von weitem in die von der untergehenden Sonne beleuchtete attische Landschaft die erhabenste und schönste Ruinenstätte der Welt hernieder.

2. Athen.

Ich hatte Athen seit drei Jahren nicht gesehen. Es hat in dieser Zeit einen kleinen Schritt weiter zur europäischen Stadt gemacht. Das bedeutet nicht durchweg eine vortheilhafte Veränderung. Das nationale Kostüm ist so gut wie ganz verdrängt, und wenn nicht hie und da die elastische Gestalt eines der leichten Jäger, der *εὔζωνοι* genannten Truppe, auftauchte, man vergäße ganz, daß man sich in einer Stadt befindet, die doch eigentlich noch Anspruch darauf hat, zum Orient gerechnet zu werden. Das dürftige Kaffeehaus am Konstitutionsplatz, in dem ich das letzte Mal so manchen Abend mit meinen Freunden verplaudert hatte, ist in einen großstädtischen Raum umgewandelt worden, und Abends speiste

ich in einem Gartenrestaurant, das mit den Biergärten von Wien und Berlin eine unleugbare Aehnlichkeit hatte. Selbst das elektrische Licht fehlte nicht, und die Küche vermochte nach kurzem Besinnen einen ächt germanischen Eierkuchen ziemlich tadellos herzustellen. Das deutsche Bier wird allerdings überall ohne Sachkenntniß behandelt — in Konstantinopel trinkt man es in derselben Vortrefflichkeit wie zu Hause — aber Eiswasser fehlt nirgends, und das Gefrorene steht durchaus auf der Höhe moderner Kulturentwickelung. Ein neues, sehr vornehm eingerichtetes Theater ist in der Aeolusstraße erstanden, in welchem ich Rossi den Lear und den Kean mit, wie mir vorkam, etwas verminderten Mitteln, aber um so gesteigerterer Technik spielen sah.

So ist Athen allerdings auf dem Wege, sich gewisse Manieren einer Großstadt anzueignen, und die Athener selbst werden nicht müde, zu versichern, daß es eigentlich bereits eine Großstadt sei. So wenig man den Römern die Berechtigung bestreiten wird, ihre Stadt als Hauptstadt des Königreiches Italien auszugestalten, ebenso wenig wird man es den Athenern übel nehmen können, wenn ein ähnliches Bestreben ihre städtische Verwaltung leitet. Aber auch hier wird derjenige, welcher Athen früher gekannt hat, es beklagen dürfen, daß die Harmlosigkeit und Intimität des früheren Athener Lebens darunter manchmal Schaden leidet. Athen ist vorläufig und, trotz des schnellen Anwachsens seiner Bevölkerung, vermuthlich noch auf lange Zeit darauf angewiesen, eine reizende Mittelstadt zu sein; der Großstadtdünkel hemmt ihre gesunde Entwickelung. Es fehlt in Athen selbst nicht an Stimmen, welche diese pathologische Erscheinung richtig beurtheilen. Gerade während meiner Anwesenheit brachte eine der geachtetsten Zeitungen, die „Ephimeris“, eine Reihe von

Artikeln, welche diese Sucht der Athener, ihre Stadt vorzeitig als ein kleines Paris auszugeben, scharf kennzeichneten. Obwohl eine bedeutende Anzahl der jungen Griechen ihre Ausbildung seit längerer Zeit in Deutschland erhält, ist doch, gerade wie in Pera und in Bukarest, auch in Athen Paris Muster und Vorbild. Die sonst so dürftigen und inhaltsleeren Athener Blätter, die nicht einmal einen nur einigermaßen ausgiebigen Telegrammdienst bezahlen können, sind gegenwärtig mit spaltenlangen Berichten über die Pariser Ausstellung angefüllt, und das unartikulirteste Schlachtgeheul eines dort auftretenden Indianerhäuptlings findet hier den wohlwollendsten Widerhall. Dabei lassen die wirklich bedeutenden Strömungen des geistigen Lebens in Paris Athen unberührt. Es ist überhaupt schwierig, von geistigem Leben in der Athener Gesellschaft zu sprechen. Die heimische Literatur ist zu unbedeutend, um tiefergehende Anregungen zu üben; bildende Kunst ist nicht vorhanden, ebenso wenig Musik und Schauspielkunst, trotz der Tausende von Clavieren, und des Vierteldutzends Sommertheater; und die Wissenschaft wird, wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, nicht als Selbstzweck behandelt, sondern lediglich als Mittel, um zu Amt und Einfluß zu gelangen. So liefert die neue Toilette einer Dame aus der Gesellschaft, irgend ein Familienskandal, das letzte mehr oder weniger gute Witzwort eines humoristischen Blattes Gesprächsstoff für mehrere Wochen. In der letzten Zeit standen die Familienereignisse im königlichen Hause im Vordergrund des Interesses, die Abreise der Prinzessin Alexandra nach St. Petersburg zu ihrer Vermählung mit einem russischen Großfürsten und die bevorstehende Verbindung des Kronprinzen mit einer deutschen Kaiserstochter. Die Theilnahme hieran ging bis in die entferntesten Bauernhäuser.

Wie oft bin ich auf dem Lande, wenn man erfahren hatte, daß ich ein Deutscher sei, aufgefordert worden, eine Schilderung des Aeußeren und des Inneren der Prinzessin Sophie zu geben, und obwohl ich niemals die Ehre gehabt habe, dieselbe zu sehen, mußte ich mich wohl oder übel dieser Aufgabe unterziehen. Schließlich kaufte ich mir für meine Ausflüge eine Anzahl Photographien der zukünftigen Kronprinzessin und stiftete dieselben als willkommenes Gastgeschenk.

Prinzessin Alexandra, eine ungemein sympathische Erscheinung mit rührend kindlichem Gesichtsausdrucke, hat sich großer Beliebtheit in Athen erfreut, welche bei ihrem Abschied von der Hauptstadt vielfachen, ungekünstelten Ausdruck fand. Die Zeitungen erzählten manche hübsche Züge von den Abschiedsaudienzen am Hofe, welche zum Theil auf die Etikettelosigkeit des Verkehrs mit der königlichen Familie ein helles Licht warfen. „Wann wirst Du wohl wieder einmal zu uns zurückkehren, mein Töchterchen?“ redete eine atheniſche Dame die junge Prinzessin bei einer solchen Gelegenheit an. Den Kindern des Königs gehört das Herz des Volkes viel mehr als dem Könige selbst; denn sie sind im Lande geboren und in der Sprache und dem Glauben des Landes erzogen. Man kann nicht gerade behaupten, daß der König von einer beneidenswerthen Gunst des Volkes getragen werde. Und doch hat Griechenland keinen Grund, mit seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung unzufrieden zu sein. Er hat bei seinem Regierungsantritt dem Lande als Morgengabe die ionischen Inseln mitgebracht; ohne Schwertstreich sind unter ihm Thessalien und der Distrikt von Arta dem Reiche einverleibt worden. Das Brigantenthum, dieser in der Türkei, in Bulgarien, in Serbien, ja selbst in Sizilien noch immer nicht getilgte Schandfleck, ist im Be-

reiche des Königreichs Griechenland vollständig ausgerottet worden; das politische Parteiwesen, welches das Land auf das Unseligste zerrissen hat, ist so weit zurückgegangen, daß es heut überhaupt nur noch zwei Parteien giebt. Mit einer Konstitution, die mit ihrer einzigen Kammer die weitestgehende in ganz Europa ist, hat der König so konstitutionell regiert wie nur irgend ein anderer Herrscher, und unter der für Griechenland fast fabelhaft zu nennenden, bereits mehr als dreijährigen Dauer des letzten Ministeriums Trikupis hat das Volk wie mit einem Zauberschlage Straßen und Eisenbahnen entstehen und Handel und Industrie einen beachtenswerthen Aufschwung nehmen sehen. Trotzdem sind leider die Elemente noch sehr überwiegend, welche nicht einsehen wollen, daß Griechenland nichts mehr noththut als ruhige und ungestörte Entwickelung im Innern, welche lieber heute als morgen die Armee dem Zusammenstoß mit den türkischen Truppen aussetzen möchten, dessen Ausgang keinem Einsichtigen zweifelhaft sein kann, und welche lärmend nach der „Befreiung" der Brüder in Kreta, Mazedonien, Konstantinopel und Kleinasien schreien, ohne zu untersuchen, ob diese Brüder alle die Einverleibung in den griechischen Staat für wünschenswerth halten. In der That denken die Griechen auf Kreta, in Smyrna, in Pera und Galata nicht daran, die Annexion an Griechenland ohne weiteres für ein Glück zu betrachten. Das Königreich steht heute noch keineswegs so da wie seinerzeit Piemont, als es die Einigung Italiens in die Hand nahm. Man darf sich hierüber dadurch nicht täuschen lassen, daß von Zeit zu Zeit Schmerzensschreie in Szene gesetzt werden, daß hier und da ein kleinasiatischer Grieche in Athen einen Vortrag hält, in welchem mit beredten Worten geschildert wird, wie schwierig es ist, in einem Dorfe eine Glocke in einer

christlichen Kirche aufzuhängen oder einen Brief nach der Hauptstadt zu befördern. Aber es ist zum Beispiel ein Umstand, welcher es manchem vorläufig wenig erstrebenswerth erscheinen läßt, griechischer Unterthan zu werden, die geradezu beispiellose Höhe der Einfuhrzölle. Für manche Einfuhrartikel, z. B. für Zucker, beträgt der Zoll mehr als das Doppelte des Werthes. Jedes Paar Handschuhe kostet eine Drachme Zoll; eine Schachtel ordentliches Briefpapier muß man in Athen mit einem lächerlich hohen Preise bezahlen. Rechnet man hinzu, daß zollpflichtige Sendungen nicht in Athen, sondern im Piräus ausgehändigt werden, und daß man also mit der Hin- und Rückfahrt, sowie mit dem endlosen Hin- und Hergeschicktwerden in der Dogana mindestens einen halben Tag verliert, so wird man zugeben, daß es zu den minder angenehmen Dingen dieses Lebens gehört, in Athen aus dem Auslande eine Packetsendung zu erhalten, und sei sie selbst ein Geburtstagsgeschenk.

Ich habe bei früheren Gelegenheiten so viel Gutes und Schönes über Athen und Griechenland gesagt, daß ich wohl jetzt auch auf einige Schattenseiten hinweisen darf ohne zu befürchten, mißverstanden zu werden. Nicht die letzte unter denselben ist der Mangel an Schatten, den man an sonnigen Frühlingsnachmittagen überhaupt eigentlich nur im Schloßgarten, einer Schöpfung der ersten Königin Amalie, finden kann. Die schöne Anlage, im übrigen dem königlichen Garten in Korfu nachstehend, zeichnet sich durch sorgfältigere Pflege vortheilhaft vor diesem aus. Sie ist ihrer Zeit auf dem trockenen Boden von Athen aus Nichts geschaffen worden; warum sollte es nicht möglich sein, auf dem Eintrachtsplatze, dem Konstitutionsplatze, dem schönen Platze bei den „Säulen“, wo jetzt das neue Ausstellungsgebäude steht, auf der breiten

Stadion- und in der Akademiestraße so viel Baumwuchs zu schaffen, als sich die Ringstraße, die Linden, die Pariser Boulevards desselben erfreuen? Damit müßte ein nachdrückliches Ankämpfen gegen den oft geradezu märchenhaften Staub Hand in Hand gehen, der manchen Fremden schon nach den ersten vierundzwanzig Stunden aus Athen weggescheucht hat. In regelmäßiger Wiederkehr tauchen in der hauptstädtischen Presse spaltenlange Erörterungen über diese Stadtplage auf, bei denen mich immer der mit großer Gelehrsamkeit aus Thukydides und anderen alten Schriftstellern geführte Nachweis belustigt hat, daß dieser Staub eigentlich eine berechtigte Eigenthümlichkeit Attika's sei, die man womöglich aus Pietät gegen die edlen Vorfahren nach Kräften zu erhalten trachten müsse.

Manchem Fremden ist noch ein anderes sehr lästig. Athen besitzt drei Gasthöfe ersten Ranges. Ich will die Behauptung eines enthusiastischen jungen Griechen, daß Berlin kein so gut eingerichtetes Hotel besitze, auf sich beruhen lassen; aber an den entsprechenden Häusern von Pera gemessen, sind sie allerdings wahre Musteranstalten. Aber bedauerlich ist es, daß man in allen dreien kein Zimmer bekommen kann, ohne gleichzeitig volle Pension zu nehmen. Eine Einrichtung, welche an einem Orte wie Korfu ebenso wie in den Schweizer Sommeraufenthalten, berechtigt und wohlthuend ist, wird hier zur lästigsten Fessel. Sie ist auf die allerdings noch immer zahlreich genug vertretene Art von Reisenden berechnet, welche sich willig auf ihren Gasthof und auf das, was ihnen dessen Führer etwa zu zeigen gewillt ist, beschränken, weil sie bei jedem Schritt aus diesem Bannkreise über ihre Unkenntniß der Sprache und der Sitten des Landes zu stolpern fürchten. Man kann bei dieser Einrichtung niemals mit Freunden ungezwungen in einem der sehr em-

pfehlenswerthen Restaurants speisen, man kann keine Einladung annehmen, man kann keinen den ganzen Tag ausfüllenden Ausflug machen, ohne dabei eine materielle Einbuße zu erleiden. Dieser Zustand sollte aufhören; er ist weder einer Großstadt noch einer Mittelstadt würdig, er ist einfach kleinstädtisch. Empfindlich kleinstädtisch ist noch etwas anderes. Der schöne Meerstrand in Phaleron ist durchaus geeignet, für Athen das zu sein, was der Lido für Venedig ist; nur daß er nicht durch die Lagune von der Stadt getrennt und daher ungleich schneller und bequemer zu erreichen ist. Aber noch im Juni, also zu einer Zeit, wo die Abendstunden am Meere die einzige Erholung nach der Hitze des Tages bieten, geht die letzte Dampftramway um halb neun, der letzte Zug der Eisenbahn, deren Bahnhof in Athen viel unbequemer liegt, um weniges später nach der Stadt zurück; die Trennung von den langsam über den Ufersand rauschenden Meereswellen wird nur dadurch erleichtert, daß man da draußen nicht das mindeste Genießbare zu essen bekommt — denn das, was eine griechische Garküche am Strande bietet, kann nicht dafür gelten. Mißmuthig hastet man in die heißen Straßen zurück und träumt im dumpfigen Zimmer davon, wie schön es sein könnte bei Mondschein, unter den Klängen einer Kurmusik, draußen am Meere spazieren zu gehen oder, im Sande gelagert, die silbernen Wogenkämme auf und ab rollen zu sehen.

Einem späteren Geschlechte wird das wohl zu Theil werden. Und ich will nicht ungerecht werden gegen mein liebes Athen. Hat es ja doch eines, das alle Mängel und Unvollkommenheiten der modernen Stadt, alle kleinen und großen Ungezogenheiten des Griechenvolkes reichlich aufwiegt, seine Akropolis. Hier mag man hinauf flüchten, wenn man unten in Staub und Hitze sich abgequält, an

dummen und langweiligen Menschen sich abgeärgert hat. Hier hebt sich die Brust leichter, und der Sinn fühlt sich befreit von dem Druck der Alltäglichkeit. Hier ist es immer einzig und unvergleichlich schön, mag man in warmer Nachmittagsstunde empor blicken zu den geplünderten Giebelfeldern des Tempels der jungfräulichen Göttin, dessen Säulen mit ihrer goldbraunen Patina in der Sonne glühen; mag man am Abend am Niketempelchen sitzen, wenn die Sonne hinter Moreas Höhen versinkt und die dämmernden Linien von Salamis und Aegina auf der dunkelnden Flut verschwimmen; mag man im Mondschein vor der unvergleichlich leichten und vornehmen Karyatidenhalle des Erechtheions stehen, wo die keuschen marmornen Mädchenleiber unter den Küssen der Mondesstrahlen zu erbeben scheinen. In diese Höhe dringt nichts Gemeines und Niedriges, und die Seele hebt sich zu andächtigem Fluge wie in der Nähe der Gottheit. Ich war am letzten Nachmittage, den ich in Athen verbrachte, hinauf gegangen, um Abschied zu nehmen. Ich suchte alle Stellen auf, die mir besonders lieb geworden waren; ich begrüßte zum letzten Male hier eine zerborstene Säule, von der ich so oft zum Parthenon hinübergeschaut, dort einen Marmorblock, auf dem ich manches anregende Gespräch mit Freunden geführt hatte. Dann schritt ich hinüber zu dem kleinen Museum, das die Funde von der Akropolis birgt. Da standen die grotesken Thierfiguren, Löwen, Drachen und Stiere aus bunt bemaltem Thon, die erst in jüngster Zeit in der allerältesten Schicht der Ausgrabungen zu Tage gekommen sind, sonderbares Licht auf eine unbekannte Periode griechischer Kunst werfend. Da standen in langer Reihe an den Wänden des Hauptsaales die archaischen Frauenbilder, steife Damen mit rothblondem Haar, ein gefrorenes Lächeln auf dem gleichgültigen Marmorgesicht. Da standen jene

Reliefs, die ich mit immer steigendem Entzücken betrachtet hatte, mit der genialen Kühnheit und Bewegtheit der Komposition und der ruhigen Sicherheit in der Ausführung jeder Kleiderfalte. Aber erst im letzten Zimmer stand mein Liebling. Ein kleiner, süßer, zarter Mädchenkopf, halb nach vorn übergeneigt in der Weise der Klytia, mit einem unendlich traurigen, wehmüthigen Ausdruck um die fast wie zum Weinen verzogenen Lippen. Jedesmal, ehe ich den Raum verließ, hatte ich einige Augenblicke vor dem reizenden Köpfchen verweilt, das mich beim Scheiden noch trauriger ansah. Es wußte wohl, wie lieb ich es hatte. Diesmal sagte ich ihm zum letzten Mal Lebewohl, und zum Abschied habe ich es auf den kalten, steinernen Mund geküßt. Dann ging ich ernst und still hinaus, vorbei am Parthenon und durch die Propyläen hinab zur Stadt; aber ein Stück meiner Seele ist dort oben geblieben bei dem süßen, traurigen Mädchenköpfchen.

3. Im Lande der Pelopiden.

Wo war die gute Göttin Pallas Athene geblieben, die so gnädig unsern Eingang in Ithaka gesegnet hatte, als wir jetzt nach Argolis auszogen? Ich denke, die unversöhnten Schatten des Pelopidenhauses, welche um jene Stätten schweben, hielten die lichte Himmelsgestalt ab, sich uns zur Verfügung zu stellen, und sie überließ uns also dem eigenen Stern. War es ein Wunder, daß sich derselbe mehrfach als ein Unstern erwies? Auf der Eisenbahn ging es glücklicherweise ohne Unfall ab. Die griechischen Bahnen fahren sehr langsam und vorsichtig. Ich legte die Strecke von Korinth nach Nauplia zum ersten Mal mit dem Dampfroß zurück; als ich vor fünf Jahren Argolis besuchte, mußte ich das noch zu Schiff thun. Die

Seefahrt an dem steilen Kegel von Aegina und dem trotzigen Felseneilande Hydra vorbei in den argolischen Golf hinein ist schön und reizvoll, während die Landschaft, welche man aus den Fenstern des Eisenbahnwagens zu sehen bekommt, im ganzen ziemlich einförmig und nüchtern ist und nur dann lebhafteres Interesse einflößt, wenn die kühnen Formen der arkadischen Gebirge in den Gesichtskreis treten. Bei der Station Nemea sieht man neugierig aus dem Fenster; hier schlug Herkules den Löwen, hier wurden die nemeischen Festspiele gefeiert. Auch Mykenä, Argos, Tiryth sind moderne Stationsnamen geworden; unwillkürlich wirkt das wie die griechische Mythologie in einer Offenbach'schen Operette. Aber die Griechen haben unzweifelhaft das Recht, die alten Ortsnamen in die Topographie ihres Landes wieder einzuführen.

Es war etwa fünf Uhr, als wir in Nauplia ankamen. Wir hatten beschlossen, im Hotel Mykenä zu wohnen, das uns in Athen als der gegenwärtig beste Gasthof der Stadt genannt worden war. Der Sohn des Besitzers nahm uns alsbald am Bahnhof in Empfang, ein Jüngling, der höchst unternehmend ein Rohrstöckchen schwenkte, während er uns das Geleit in das Haus gab. Sein Selbstbewußtsein war offenbar durch das Glück, das ein Jahr vorher sein Bruder gemacht hatte, nicht unwesentlich gesteigert worden: die Kaiserin von Oesterreich hatte bei einem Spaziergange in Nauplia, bei dem ihr der junge Bursche als Führer diente, Gefallen an ihm gefunden und ihn als Lehrer des Griechischen mit sich genommen. Bildnisse der Habsburgischen Kaiserfamilie zierten in Folge dessen den Speisesaal des Hotels; in ihrer Mitte hing eine Photographie des Helden selbst, in modischem Anzuge, mit einem faden Lächeln auf dem wenig hübschen Gesichte. Die Ehre, welche solcher Gestalt dem Hause

widerfahren war, konnte uns aber doch nicht über die Entsetzlichkeit der Räume wegtäuschen, welche uns als Wohnung für die nächsten Nächte bestimmt wurden. Zwei kleine Zimmer von widerwärtigem Schmutz starrend, Fußboden und Wände voll Flecken, der grobe Ueberzug des Bettes ebenfalls mit Flecken bedeckt, deren Herkunft in diesem klassischen Lande des Ungeziefers kaum zweifelhaft sein konnte, zerbrochene Waschbecken, die noch die Spuren der letzten Benutzung trugen — kurz, es war schrecklich. Wie sich später herausstellte, hatten der Wirth und sein Sohn für gewöhnlich diese Prachträume inne. Es war eine harte Aufgabe, sich mit dem Gedanken, hier zu schlafen und zu wohnen, vertraut zu machen. Ziemlich niedergedrückt saßen wir bald darauf vor dem einfachen Kafeníon auf dem Platze, an dessen einer Seite sich ein anderes Hotel erhob, welches den stolzen Namen „Grand Hôtel des étrangers“ auf seiner verwahrlosten Außenseite trug. Wenn dort die bessere Hülle einen schauderhaften Kern barg, konnte es hier nicht umgekehrt sein? Zudem erinnerte ich mich, daß ich bei meinem ersten Aufenthalte in Nauplia hier gleichzeitig mit Schliemann gewohnt hatte und daß mir keine besonders gräßlichen Erinnerungen an dieses Haus vorschwebten. Es ward beschlossen, dasselbe in Augenschein zu nehmen, und in der That, einige der Zimmer erwiesen sich freundlicher und etwas sauberer. So wurde denn der „Stadt Mykenä“ unser Auszug angekündigt, und es war zu spät, daß der bestürzte Besitzer uns nun zwei viel bessere Räume zeigte, die für diesen Abend noch von einer englischen Familie in Beschlag genommen waren, für den nächsten Tag aber zu unserer Verfügung standen. Wir ließen unsere Sachen hinuntertragen; ich nahm mir nicht einmal die Zeit, das bereits Ausgepackte wieder einzupacken, und schritt mit den Kleidern über dem Arm dem

Zuge voraus über den Platz in das andere Haus. O hätten wir dasselbe niemals betreten! Es folgte eine Nacht — „o laß von diesen Stunden sich Höllengeister nächtlich unterhalten!" Von allerlei Gethier bestürmt, mußte ich schließlich dem Lager entfliehen und setzte mich an den Tisch, um zu lesen und Briefe zu schreiben. Durch das geöffnete Fenster kamen Schaaren von Stechmücken herein, aber diese niedlichen Thierchen erschienen mir jetzt freundlich und harmlos. Als der Tag zu dämmern anfing, wusch ich mir die Schläfrigkeit aus den Augen, nachdem ich aus dem Waschwasser verschiedene für mich zoologisch nicht näher bestimmbare Leichen herausgefischt hatte, und ging in's Freie. Meine Reisegefährten hatten selbstverständlich ebenso trübe Erfahrungen gemacht. Ich schlug vor, reuig zur „Stadt Mykenä" zurückzukehren; die Unterhandlungen mit dem Wirth derselben glückten, und so nahm ich de n zum zweiten Mal meine Kleider über den Arm, und wir zogen zum zweiten Mal über den Marktplatz von Nauplia, dessen Bewohner sich an dieses Schauspiel allmählich zu gewöhnen schienen. Unsere neue Wohnung war in der That menschenwürdiger; das kleine hüpfende Ungethier, das auch hier massenweise vorhanden war, ließ sich mit viel Geduld und Insektenpulver allenfalls ertragen, und einige Stunden Nachtruhe waren uns sicher.

Warum ich bei dieser kleinen Leidensgeschichte so ausführlich verweilt habe? Das hat einen ernsten Grund. Ich kenne den Süden zu gut, um nicht zu wissen, daß man dort mancherlei mit hinnehmen muß, was dem in kühlerer Zone Lebenden für gewöhnlich erspart bleibt. Aber es hat alles seine Grenzen. Wenn das Ungeziefer in so ungeheurer Weise über Hand nimmt, wie ich das während meiner letzten Reise in Griechenland wiederholt wahrgenommen habe, so ist nicht die größere Wärme daran

schuld, sondern die größere Unreinlichkeit. Es gibt auch in Griechenland Häuser, Privathäuser und Gasthäuser, in denen durch peinliche Sauberkeit diese Plage ausgerottet oder auf ein Geringes beschränkt ist. Mir scheint, die Griechen haben eine ernste Verpflichtung, diese Reinlichkeit etwas allgemeiner zu üben, wenn sie für ein Kulturvolk gehalten werden wollen. Ihr Land wird bereits jährlich von einer sehr beachtenswerthen Anzahl von Fremden besucht, welche nicht alle junge Philologen und Archäologen sind, die bei den Bissen des Ungeziefers voll Vergnügen an den Anfang der „Wolken“ des Aristophanes denken. Zunächst darf man in den Orten, welche durch das Eisenbahnnetz dem Besuche zugänglicher geworden sind, ordentliche Gasthöfe erwarten; denn hier hört das, was früher einigermaßen Ersatz dafür bot, die Privatgastfreundschaft, selbstverständlich auf. Die Griechen haben — ich nehme Athen immer aus — noch keine Ahnung davon, was sie den Fremden für das viele Geld, das sie ihnen abverlangen, zu bieten verpflichtet sind. Herr Potamianós, der Wirth des im Bädeker als „reinlich“ bezeichneten, in Wirklichkeit schauderhaft unsauberen Gasthauses in Argostoli auf Kephallenia, forderte von uns dreien für seine elenden Zimmer und das auf derselben Höhe stehende Essen für einen Tag über fünfzig Franken, also viel mehr, als die treffliche Pension in Korfu beträgt; er mußte sich allerdings schließlich mit zwanzig begnügen. Und in Nauplia bezahlten wir für die immerhin ungemein mäßige Unterkunft fünf Franken für die Person, einen Preis, für welchen man in Berlin und Paris sehr anständig wohnt. Auch in Tirol schläft man oft sehr primitiv, wenn auch immer reinlich; aber man gibt dafür ein paar Kreuzer, und Niemand hat sich zu beklagen.

Die Fahrt nach Tiryns und Mykenä fand mich in

Folge der durchwachten Nacht müde und verdrossen. Doch war das nicht der Grund, daß mich die Trümmerstätten so wenig bewegten. Schon bei meinem ersten Besuche war der Eindruck ein nicht sehr tiefgehender gewesen. Sie flößen weder eine menschliche noch eine ästhetische Theilnahme ein. Geschlechter, von denen keine sichere Kunde uns sagt, wer sie gewesen sind, haben diese Steinmauern geschichtet, diese Grabgewölbe gebaut. Wir bewundern die Kunstfertigkeit vorgeschichtlicher Zeit, wie das schon die alten Griechen gethan haben, aber wir fühlen keine Saite in unserem Innern sympathisch angeschlagen. Und was unsere durch die griechischen Tragiker genährte Phantasie hier ausspinnt, ist alles düster und unheimlich und grauenvoll: Schuld gehäuft auf Schuld von Geschlecht zu Geschlecht, wahnsinniger Haß des Bruders gegen den Bruder, jammervoller Kindermord, die Buhlschaft der Fürstin und des ruhmreich heimkehrenden Königs feige Ermordung, die rächenden Beilhiebe des Sohnes gegen die eigene Mutter und die hetzende Verfolgung des Mörders durch die Rachegöttinnen. Dabei ist die Landschaft umher eine schlechte Dekoration zu so schrecklichen Vorgängen: keine schroff anstrebenden Felsen mit Schlünden und tosenden Wildbächen, sondern mäßig große Hügel, die sanft aus der freundlichen, wenn auch nicht allzu reizvollen Ebene aufsteigen. Schöne Abschlüsse geben die trotzigen Felsen der Burg von Larissa und des Palamidi. Im ganzen ist Mykenä, so interessant der Besuch desselben ist, eine Enttäuschung.

Um so entzückender ist eine Fahrt nach der Ruinenstätte von Epidauros. Das ist eines von jenen großartigen Trümmerfeldern der alten Welt, wo aus den bloßgelegten Grundmauern von Tempeln und Schatzhäusern, den umgestürzten Säulen, den niedergeworfenen Gebälken,

den mächtigen Inschriftblöcken die Phantasie sich eine ganze Welt untergegangener Schönheit wieder aufzubauen vermag. Nächst dem Heiligthum von Eleusis und dem Felde von Olympia stimmen die Reste der großartigen Anlagen des Hieron von Epidauros wohl am meisten dazu, sich das Kulturleben von Alt-Hellas aufleben zu lassen. Auch hierher, in das weltberühmte Heiligthum des Heilgottes Asklepios, sind die Menschen aus allen Theilen der Welt zusammengeströmt, wie heut in unsere Weltbäder. Nur war es, trotz der Heilanstalt, die mit dem Tempel verbunden war, wesentlich der Glaube, der ihnen half. Wir kennen eine ausführliche Krankengeschichte, die ein dankbarer Besucher des Heiligthums zu Nutz und Frommen der Nachwelt in Stein hat graben lassen. Auch für die Unterhaltung der Kurgäste war gesorgt; das Theater, das sich ganz in der Nähe des Hieron an den Felsen lehnte, ist eines der größten und am besten erhaltenen des Alterthums. Bühne, Orchestra und Zuschauerraum haben in gleicher Weise das Dahinrollen der Jahrhunderte überdauert. Wir stellten fest, daß die Akustik des Theaters über jeden Zweifel erhaben war; von Uhland's „Bertran de Born“, den einer von uns unten in der Orchestra sprach, entging den Zuhörern, die auf der obersten Sitzreihe Platz genommen hatten, nicht eine Silbe. Es ist verwunderlich, daß man im Süden diese Art des Theaterbaues gänzlich aufgegeben hat. Wie ich in Athen hörte, will man am Ilissos ein Sommertheater in dieser Weise aufführen; man will aber den Versuch zunächst nicht in Stein, sondern nur in Holz wagen. So wird dieses antikisirende Theater wenigstens gleich wieder feuergefährlich.

Ungern rissen wir uns am späten Nachmittage von den Ruinen los, mit deren Melancholie das zwischen ihnen

üppig sprossende frische Grün aussöhnte, und fuhren in weicher Stimmung durch die köstliche Abendlandschaft den etwa vier Stunden langen Weg nach Nauplia zurück. Wenn man einen Tag so losgelöst von den Bedingungen des modernen Griechenlands verlebt hat, fällt es doppelt schwer, die Aermlichkeit und Jämmerlichkeit eines solchen griechischen Kleinstädtchens zu ertragen. In Nauplia kommt man zum Bewußtsein, aus wie dürftigen Anfängen das Königreich hervorgegangen ist; denn hier war durch ein paar Jahre der Sitz der Regierung, hier stieg der erste griechische König ans Land. Und staunend denkt man daran, was in dem halben Jahrhundert aus Athen geworden ist, das damals ein so öder Schutthaufen war, daß nicht einmal einige Häuser für die Aufnahme der Regierung aufgetrieben werden konnten. Leider ist mit Nauplia auch das Andenken an eine blutige That verbunden, die einen häßlichen Fleck auf die Geschichte der ersten Jahre griechischer Selbständigkeit wirft, an die Ermordung des Präsidenten Kapodistrias, der hier beim Betreten der Kirche des heiligen Spyridion von zwei rachsüchtigen Mainoten erschossen wurde. Mehr Blut ist an einer anderen Stelle in Nauplia geflossen, auf dem Palamidi, diesem auf steiler Berghöhe liegenden Kastell, dessen venezianische und türkische Befestigungen für uneinnehmbar galten, bis die Griechen in einer Nacht des Jahres 1822 sich derselben durch einen kühnen Handstreich bemächtigten. Der Soldat, der uns führte, zeigte uns unter schwindelnder Brücke die gähnende Tiefe, in welche Tausende von Türkenleibern hinabgestürzt wurden. „Das Meer schäumte von rothem Blute auf", fügte er hinzu. Jetzt sind hinter den dicken Mauern Gefangene eingeschlossen. Man sieht bei einer Wanderung durch die Räume, daß Griechenland auf dem Gebiete des Gefängniß-

wesens noch auf einem recht mittelalterlichen Standpunkt steht. Der Aufenthalt in den überfüllten., schlecht gelüfteten und unreinlich gehaltenen Massenzellen ist ein entsetzlicher. Freilich sind die Gefangenen meist im Freien; in einem geräumigen, mit hohen Mauern umschlossenen Hofraum sehen selbst die gefährlichsten Räuber, die ein halbes Hundert Mordthaten auf der Seele haben, den größten Theil des Jahres einen Himmel über sich, wie er bei uns daheim dem unbescholtensten Staatsbürger niemals zu Theil wird. Rohe Holz- und Hornschnitzereien werden von unten herauf dem fremden Besucher buchstäblich an den Kopf geworfen, und man thut gut daran, sich bei Zeiten durch einen kleinen Einkauf, welchen einer der wachehabenden Soldaten vermittelt, der Zudringlichkeit zu entziehen.

Man athmet auf, wenn man diesen Bildern den Rücken kehrt und hinaustritt an den Rand des Burgfelsens. Hier liegt eine der schönsten griechischen Landschaften vor dem Blick ausgebreitet; doppelt schön, wenn die Sonne eben hinter den mächtigen, schneeschimmernden Grenzgebirgen Arkadiens versinkt. Unten rauscht die blaue Fluth um den zerklüfteten Fels; in vornehmen Linien verliert sich der Golf hinaus in's offene Meer, und die Berge von Argolis glänzen in zauberhafter Verklärung.

XVIII.

Zante.

(1888.)

Unter den jonischen Inseln ist eine, welche mit einem ganz besonders schmückenden und verlockenden Beiworte ausgezeichnet ist. Fior di Levante heißt Zante seit alter venezianischer Zeit. Mehrmals hatte ich beim Vorbeifahren sehnsüchtig nach dieser Blume des blauen jonischen Meeres hinübergeblickt. Diesmal beschloß ich, sie mir zu entdecken. Und da der Sciroccosturm, der uns zwei Tage auf der Adria hin und hergeworfen hatte, endlich beruhigt war, da die beiden Kapitäne des Lloyddampfers „Selene" in Liebenswürdigkeit gegen mich wetteiferten und meine Kabine an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, so trennte ich mich nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden zunächst wieder von meinem vielgeliebten Korfu und fuhr an den „luftigen Höhen der Phäaken" vorbei weiter gen Süden.

Das Schiff, das am Abend Korfu verläßt, liegt zwölf Stunden später auf der Rhede von Argostoli, der Hauptstadt Kephallenias. Von dort sind noch vier Stunden Seefahrt bis in den Hafen von Zante. Derselbe liegt in weitem, sehr regelmäßig gezeichnetem Halbkreise da, der mich an den schönen Hafen von Smyrna erinnert hat, aber gänzlich offen und gegen die einströmende Meerflut

wenig geschützt. Das macht das Aus- und Einschiffen bei hochgehender See etwas peinlich, wie ich mich beim Verlassen der Insel selbst überzeugen konnte, wo ich durch fortwährende Sturzwellen gänzlich durchnäßt an Bord des Dampfers ankam. Längs dieses schönen Halbkreises liegt die ansehnliche Stadt von etwa zwanzigtausend Einwohnern, die lange Reihe der blendend weißen Häuser dem Meere zugekehrt, angelehnt an eine Höhe, welche ein altes venezianisches Kastell trägt.

Eine lange Straße, der Richtung des Hafens folgend, bildet im Innern den Hauptkern der Stadt. Sie macht einen stattlicheren Eindruck als die Hauptstraße Korfus, die Nikiphorosstraße. Sie ist breiter und reinlicher, die Häuser sind vielfach mit schattenspendenden Portikus geschmückt, wie in Bologna, unter welchen in offenen Läden Handel und Handwerk ihr Wesen treiben; hie und da unterbricht eine venezianische Spätrenaissance-Fassade wohlthuend die Eintönigkeit moderner Bauart. Darunter ist durch vornehme Verhältnisse besonders ausgezeichnet die an dem Hause des Conte Roma, eines der reichsten Grundbesitzer der Insel, das neben dem fürstlichen Luxus, mit dem es ausgestattet ist, auch eine kleine Sammlung von Alterthümern birgt. Von der Hauptstraße führen auf der einen Seite kleine Straßen zur Marina, auf der anderen Seite klettern enge Gassen am Kastellberge hinauf, ebenso steil und mit ebenso fragwürdigen Abfällen menschlicher und thierischer Nahrung und Kleidung verunstaltet, wie die kleinen Gäßchen, welche in Athen zur Akropolis hinauf gehen. So ist der Stadtplan Zantes einfach und übersichtlich und hat nichts von der wunderlichen Verworrenheit Korfus. Man wird in Zante weniger malerische Winkelchen finden, dafür aber sich auch seltener verlaufen. Die Stadt ist wesentlich modern, eine Folge der

häufigen Erdbeben, welche die Insel heimgesucht und das Alte umgeworfen haben.

Am Südende der Hauptstraße liegt die kleine Piazza und an ihr das Hotel, welches mich während meiner Anwesenheit auf der Insel beherbergte. Es trägt den Namen „Albergo Nazionale", und ich kann es Jedem, welcher nach Zante kommt, warm empfehlen. Freilich erscheint die einfache Bequemlichkeit der „Bella Venezia" in Korfu wie phäakische Ueppigkeit gegenüber der spartanischen Zurückhaltung, mit welcher hier die Zimmer ausgestattet sind, und die griechische Speisekarte drängt sich viel mehr hervor, als es Manchem, der von der internationalen Table d'hôte jenes Musterhotels herkommt, angenehm sein wird. Wer aber, wie ich, die letztere häufig nur seufzend ertragen hat, der wird glücklich sein, seine persönliche Freiheit auch in der Essensfrage wiedererlangt zu haben und die schmackhaft zubereiteten italienisch-griechischen Nationalgerichte ohne die obligate Zuthat verblühter Engländerinnen genießen zu können. Große Reinlichkeit ist der Hauptvorzug des Gasthauses — und das ist im Orient sehr viel; sein Hauptfehler, daß es nicht am Meere liegt. Der Wirth, ein noch jugendlicher Hellene, Herr Mavropodis, der erst seit ein paar Monaten Besitzer des Hauses ist — sein Vorgänger hat sich vor Kurzem ins Privatleben zurückgezogen — hat sich mir gegenüber durchaus liebenswürdig und uneigennützig erwiesen. Regelmäßig, wenn ich am Schlusse meines Diners meine Orange schälte, kredenzte er mir eigenhändig ein Glas süßen, schweren, selbstgebauten Weines, und als wir eines Abends in eine erregte Debatte über Trikupismus und Delijannismus gerathen waren, ließ er schließlich eine Flasche Wiener Bier öffnen, was dort ungefähr dasselbe ist, als wenn man bei uns zum Sekt schreitet. Ich habe ungern von dem freundlichen Manne Abschied genommen.

Auf der beschränkten Piazza lustwandelt am Abend die elegante und nichtelegante Welt Zantes. Viel weniger wird von den Einheimischen die Marina zum Spaziergange benützt. Um so häufiger habe ich sie aufgesucht. Herrschte auch jetzt nicht das reiche Leben hier, das ihr, wie man mir versicherte, zur Zeit der Korinthen-Ernte vorübergehend das Aussehen eines Welthandelsplatzes gibt, so ist doch immer genug fröhliche Bewegung hier. Zahlreiche kleine und größere Barken liegen im Hafen an den Steinfliesen des Kais, meist durch eine leichte Brise in schaukelnder Bewegung gehalten, belebt von den charakteristischen Gestalten der Seeleute, die hier noch sehr viel die bekannte rothe Spitzmütze tragen. Drüben über der blauen See streckt sich die flache Küste von Elis — in wenigen Stunden trägt das Segelboot hinüber — und nordwärts schimmern die schneebedeckten Berge des griechischen Festlandes. Wie sehr das Meer trennt, selbst wenn es keine breitere Wasserstraße bildet als hier, wird einem auf diesen jonischen Eilanden recht bewußt. Niemals sind dieselben in dem großen Strom hellenischer Geschichte so recht mitgeschwommen. Sie haben immer wesentlich nur Episodenrollen gespielt, und immer nur vorübergehend sind ihre Geschicke mit denen des Festlandes und des Peloponnes verknüpft gewesen. Auch die namenlos traurige Zeit der türkischen Herrschaft ist ihnen erspart geblieben, und wenn geistiges Leben und materielle Wohlfahrt hier in den beiden letzten Jahrhunderten einigermaßen geblüht haben, so danken sie es doch der so viel verlästerten Herrschaft der Venezianer. An demjenigen, was man mit einigem Wohlwollen die Poesie des griechischen Mittelalters nennen kann, ist Zante mehrfach betheiligt; Ugo Foscolo, der als Dichter freilich der italienischen Literaturgeschichte angehört, stammt aus Zante,

und ebenso ist einer der begabtesten Dichter des neueren Griechenland, Dionysios Solomos, dessen berühmter Hymnus auf die Freiheit noch heute in Aller Munde ist, auf der Insel geboren (1798), wenn er auch den größeren Theil seines Lebens auf Korfu zugebracht hat.

Solomos' bescheiden ausgeführte Büste schmückt eine Seite der Piazza, und wenn vom Balkon meines Zimmers aus mein Blick auf sie fiel, kamen mir des Dichters eigene schöne Worte in den Sinn, daß treues Gedenken der Lieben in der Heimat besser sei, als weit durch die Welt flatternder Ruhm. Foscolo's Namen aber trägt das Theater der Stadt Zante. Die braven Zantioten sind sehr stolz auf dasselbe und erklären es für das schönste in der ganzen Levante. Dazu gehört nun freilich nicht viel; hat doch nicht einmal Athen bis jetzt einen anständigen Musentempel. Der in Zante, von außen ein plumper Bau, wird inwendig gewiß einen schmucken und freundlichen Eindruck machen, wenn er fertig sein wird. Vorläufig ist das Geld ausgegangen, und so starrt von den Brüstungen der geräumigen Logen wie von den breiten Sitzen überall das unbekleidete Holz entgegen. Das gibt fürs Sehen wie fürs Sitzen einen etwas harten Eindruck. Indessen möchte ich mit diesen Bemerkungen dem Theater von Zante umsoweniger zu nahe treten, als ich demselben einen sehr vergnüglichen Abend verdanke. Die Stagione war zwar vorüber, aber ich hatte das Glück, daß drei Künstler, ein Tenor und Sopran singendes Ehepaar und ein Baritonist, kurz vor meiner Ankunft aus Kephallenia angekommen waren und, „bezaubert von den Reizen der Insel der Zakynthier", wie es in der Ankündigung hieß, beschlossen hatten, auch hier ein Konzert zu geben. „Tout Zante" strömte natürlich zu diesem Kunstgenuß zusammen und ich hatte bequeme Gelegenheit, die Honoratioren der

Stadt mit ihren Familien in den Logen zu bewundern. Mein Nachbar, ein sehr unternehmend aussehender Zakynthier, der sich bei näherer Bekanntschaft als der erste Herrenschneider des Eilandes entpuppte, leistete mir dieselben Dienste wie in der Ilias Helena dem alten Priamos, als dieser von der Mauer dem Kampfgewühl um Troja zusah, nannte mir Namen und Stand der Helden und Heldinnen und erzählte mir mancherlei aus der Chronique scandaleuse dieser und jener Familie. Und so wurden mir viele dieser wildfremden Personen bald so bekannt und vertraut wie Figuren aus einem deutschen Lustspiel oder aus einer deutschen Kleinstadt, und wenn ich mir an Stelle des Kyrios A. den Herrn X. und an Stelle der Kyria B. die Frau Y. dachte, konnte ich mich nach Graz zurückversetzt wähnen. Das Publikum benahm sich ungemein manierlich und war weit entfernt von der aufdringlichen Lärmsucht und ungezogenen Konversationsmacherei, wie sie in italienischen Theatern herrscht. Die Sänger waren offenbar abgewirthschaftete italienische Opernkünstler, die nun die Reste ihrer Stimmen und, was die Dame betrifft, ihrer Schönheit auf den jonischen Inseln spazieren führten. Aber die Zuhörer waren offenbar nicht verwöhnt, und als der Bariton die Auftritts-Arie des Rossini'schen „Figaro" gar griechisch sang, wollten der Beifall und der Jubel kein Ende nehmen.

Mich hatte ins Theater nicht zuletzt der Ruf von der hohen Schönheit der zantiotischen Frauen geführt. Ich hoffte, hier einen anmuthig zusammengebundenen Strauß dieser „Fiori di Levante" bequem betrachten zu können. Im Ganzen wurde ich nicht enttäuscht, und auch, was ich sonst in der Stadt und im Innern der Insel sah, zeigte, daß hier einmal der Ruf nicht übertrieben und das Geschlecht nicht entartet war. Auf Korfu

habe ich eigentlich nur in Gasturi und Benizze hübsche Mädchen und Frauen gesehen; auf Zante sind diese schlanken und doch vollen Gestalten, mit der wundervollen Linie des Halses, der vornehmen Haltung des Kopfes und dem edlen Schnitt des Profils allenthalben viel häufiger. So sah ich sie oft, sei es, von der Feldarbeit heimkehrend, mit einer Last auf dem Kopfe, wie wandelnde Karyatiden, oder im Innern der Häuser vor dem alterthümlichen Webstuhl. Sie sind nicht scheu, wie die Mädchen in Griechenland sonst, sondern halten der Anrede und Frage Stand und geben gerne freundliche Auskunft. Und zum Glück wird die Betrachtung ihrer Gesichter nicht mehr durch die schwarze, mit kleinen Spitzen eingefaßte Sammtmaske gehindert, über deren Gebrauch noch am Anfang dieses Jahrhunderts ein französischer Reisender, der die Insel besuchte, Klage führte. Das war venezianische Sitte, die ihrerseits aus Frankreich stammte, wo bis in die Zeit des vierzehnten Ludwig solche Gesichtsmasken getragen wurden.

Die italienische Herrschaft hat überhaupt Zante viel gründlicher frankisirt, als Korfu. Dort ist alles Nationale in der Tracht gänzlich verschwunden, während man hier, besonders an Sonn- und Festtagen, doch eine sehr beträchtliche Anzahl von Kostümen auftauchen sieht. Auch der Gebrauch der italienischen Sprache reicht auf Zante in viel weitere Schichten als auf Korfu. Leider ist dort auch die Sittlichkeit in viel höherem Grade angekränkelt worden. Ein Zakynthier, Namens Papas, schrieb im Anfange dieses Jahrhunderts scharfe Satiren gegen die Sittenlosigkeit der zantiotischen Herren; und die Schönheit der Mädchen, verbunden mit der großen Armuth zahlreicher Familien, ist der Grund, daß diese armen Blumen der Levante nach allen möglichen Städten

des Orients verpflanzt werden und dort traurig verkommen.

Durch die Besichtigung von Alterthümern wird man auf Zante gar nicht von der Hingabe an die Reize der Landschaft abgezogen. Von der alten Stadt, die ohne Zweifel eben da lag, wo die heutige liegt, sind keine Spuren vorhanden; manche Reste, welche patriotische Lokalforscher für antike gehalten haben, sind byzantinisch. Die Sammlungen des Conte Cesare Roma enthalten meist Sachen, die nicht auf der Insel selbst gefunden worden sind; bemerkenswerth ist in seinem Landhause in Gaëtano besonders ein sehr schöner geschnittener Stein mit einer Biga und einem Wagenlenker darauf, offenbar aus sehr guter Zeit. An Inschriften hat man dem Boden Zantes kaum ein Dutzend entlockt, die Mehrzahl davon ist ohne jede Bedeutung. Aus einer derselben, in welcher ein Ehepaar seine Tochter Klenippa der Artemis weiht, hat Baron Warsberg eine rührende Novelle herausgesponnen; bei einer andern hat der Volksmund etwas Aehnliches gethan. Ueber dem Thore des Klosters Skopiotissa nämlich, auf dem Berge Skopos, in welchem sich interessante byzantinische Stickereien befinden, steht in sehr späten Buchstaben der Sinnspruch: „Der Neid vernichtet sich selbst durch seine eigenen Geschosse". Die Sage erzählt nun, zwei auf dem Berge gelegene gleichnamige Dörfer hätten sich aus Eifersucht so lange bekriegt, bis von beiden kein Stein mehr auf dem andern geblieben wäre; und zum Andenken daran sei die weise Sentenz aufgeschrieben worden.

Der Skopos, auf dem dieses Kloster steht, ist ein isolirter Bergkegel auf der Landzunge, welche sich im Südosten der Insel ins Meer hinausschiebt. Etwa 500 Meter hoch, ist er, zwar zuletzt auf steilen Ziegenpfaden, doch im Ganzen ohne Anstrengung zu ersteigen. Man

nimmt an, daß es der Berg sei, welchen Plinius Elatus nennt. Skopos heißt nichts als „Warte", „Luginsland"; Elatus hat vielleicht „Tannenberg" bedeutet. Freilich steht heute keine Spur mehr von Tannen auf demselben; er sowohl als auch die anderen Berge der Insel zeigen die bekannte griechische Kahlheit und Baumlosigkeit, welche ja heutzutage der Landschaft den Reiz einer ganz besonderen Stimmung verleiht, aber doch wohl im Alterthum, trotz Allem, was Baron Warsberg dafür sagt, nicht oder noch nicht in diesem Maße vorhanden war. Für Zante haben wir zudem das ehrwürdige Zeugniß der homerischen Gedichte, wo die Insel waldreich genannt wird. Und wenn auch Virgil seine nemorosa Zacynthus einfach aus Homer übersetzt hat, so hat doch der Geograph Strabon die Insel wohl selbst gesehen, und auch der gibt ihr dasselbe Beiwort. Gewiß hat sich die Physiognomie der klassischen Landschaften seit den Tagen des Alterthums vielfach verändert; man denke blos an die für den heutigen Eindruck Siziliens und Griechenlands so ungemein charakteristische indische Feige und Riesen-Agave, welche erst seit wenigen Jahrhunderten dort heimisch sind. Unverändert scheint nur die Sonne Homer's über das tiefblaue Meer.

Man hat den schönsten Ueberblick über die Insel von der Höhe des Kastells. Deutlich gliedert sie sich hier in zwei Theile. Der westliche besteht aus einer großen, von Norden nach Süden ziehenden Bergkette, deren höchster Gipfel der 758 Meter hohe Vrachionas ist. Sie fällt im Westen ziemlich steil nach dem jonischen Meere zu ab; im Osten lehnt sich eine lange Reihe freundlicher Dörfer an sie an, welche mit ihren weißen Häusern aus dem durch die mattgrauen Oelbäume wundervoll abgetönten Dunkel der Orangenwälder anmuthig hervor-

lächeln wie die Perlenzähne aus einem schönen Frauenmunde. Zu ihren Füßen dehnt sich die andere Hälfte der Insel aus, eine weite Ebene, die an ihrem dem Peloponnes zugekehrten Ostrande von zwei niedrigeren Hügelgruppen begrenzt wird, dem Skopos im Süden und derjenigen, die mit dem Hügel der Citadelle endet, im Norden. So ist die ganze Gestaltung der Insel klar und übersichtlich, einfach, aber auch etwas einförmig. Die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Landschaftsbilder, wie sie der stete Wechsel von Hügeln und Ebenen in Korfu erzeugt und wie sie dort auch bei den kleinsten Ausflügen immer neue Ueberraschungen bringen, fehlt hier. Ein großer Garten, von Bergrändern umschlossen, so liegt die ganze Insel da. Allerdings ein entzückender Garten, von vollster sinnlicher Ueppigkeit, von Fruchtbarkeit quellend wie die Goldmuschel Palermos und dabei besonders durch die zahlreichen schlanken Palmenstämme in noch südlicherer Stimmung erscheinend, als Korfu. Dafür tritt aber in Zante der Oelbaum gesitteter auf; es fehlen die alten, mächtigen, phantastisch gebildeten Olivenbäume, welche auf jeder Wanderung durch einen korfiotischen Oelwald einen so unvergleichlichen Genuß schaffen. Auch die gewaltigen, wilden Bergmassen Albaniens, welche den Veduten Korfus einen durch ihren Gegensatz so wirksamen Hintergrund verleihen, vermißt man hier. Die Landschaft Zantes ist weicher, üppiger und in ihren vornehmen und ruhigen Verhältnissen vielleicht griechischer als die Korfus; aber Alles in Allem halte ich doch, von Ithaka abgesehen, nicht Zante, sondern Korfu für die schönste der jonischen Inseln, für den wahren Fior di Levante.

Ich habe die Insel zu Fuß und zu Wagen — denn auch hier haben die Engländer prächtige fahrbare Straßen geschaffen — nach allen Richtungen durchstreift. Mein

Lieblingsweg war die Marina entlang, über ein kleines Flüßchen, in dem sogar noch ein klein wenig Wasser dem Meere zueilte, vorbei am Fuße des Skopos nach der Bucht von Chieri. An ihrem West-Ende liegen die bekannten Pechquellen, von denen schon der Vater der Geschichte Merkwürdiges zu melden weiß und die in den Erdbebengeschichten der Insel eine interessante Rolle spielen. Ich bin niemals bis zu ihnen gekommen; ich gedachte der Gleichgiltigkeit, mit welcher ich meine Nase in die Solfatara bei Neapel gesteckt hatte. Viel lieber lag ich eine Stunde länger an windgeschütztem Orte auf dem weichen Ufersande der Bai, über mir den wolkenlosen Himmel, in endlos ausgesponnenen Träumereien hinausblickend auf die leicht gekräuselte Fläche des Jonermeeres. In langsamem Rhythmus rollte eine Woge nach der andern zu meinen Füßen ans Ufer, die Sonnenstrahlen vergoldeten die kleinen Muscheln und Kieselsteine, sie legten sich als warme Patina in die verwitterten Falten des Felsgeklüftes zu meiner Linken, und sie lachten weit draußen auf der Flut, als des Aeschylos „unendliches Glanzgelächter". Ueber den Grund huschten kleine Lazerten, und bunte Schmetterlinge wagten sich zu neugierigem Fluge über das schlafende Meer. In solchen Stunden steckten früher die Meeresgöttinnen ihr schaumperlendes Haupt aus den Wogen, und wenn sie am Strande einen schönen Schläfer erblickten, so schmeichelten sie ihn zu sich herunter in die wohlige Tiefe. Ein deutscher Professor hat solche Ueberraschungen leider nicht zu befürchten.

XIX.

Apulische Reisetage.

(1890.)

1. Von Brindisi nach Lecce.

Man fährt mit dem Dampfschiff von Triest nach Brindisi etwa sechsunddreißig Stunden. Selbst bei weniger gutem Wetter ziehe ich es vor, mich ein wenig auf der Adria schaukeln zu lassen, als längs derselben, in einem wenig bequemen Eisenbahnkoupee eingeschlossen, hinunter geschleppt zu werden. Diesmal war, obwohl es noch bei der Abfahrt von Triest regnete, der Himmel von tadelloser Bläue, das Meer von musterhafter Sanftmuth, und bereits drei Stunden vor der festgesetzten Zeit ließ die „Minerva“ in dem schönen Hafen von Brindisi ihren Anker in die Tiefe sinken.

Brindisi steht bei allen, welche genöthigt waren, hier ein paar Stunden oder gar einige Tage auf die Eisenbahn oder den Dampfer zu warten, in dem Rufe einer tödtenden Langweile. Ich will dem im allgemeinen nicht widersprechen. Die Stadt, selbst die Hafenstraße, ist von einer erschreckenden Nüchternheit und Gewöhnlichkeit; alles geht ordentlich und verhältnißmäßig ruhig zu, selbst das mannichfaltige, für Hafenstädte sonst so charakteristische Gesindel fehlt hier fast ganz, und gern wendet man seinen

Blick von den modernen Häusern weg, hinüber nach den beiden niedrigen, mit Pinien und vereinzelten Palmen bewachsenen Landzungen, welche den inneren Hafen vom äußeren scheiden, und weiterhin nach dem malerischen mittelalterlichen Kastell, welches jetzt den Leuchtthurm trägt, der in weite Ferne hinaus dem Schiffer die Küste Italiens anzeigt. Wie die Stadt im Alterthum der Ausgangspunkt der appischen Reichsstraße war und der Durchgangspunkt für alle, welche nach Griechenland und dem Orient reisten oder von dort kamen — der Dichter Virgil starb hier auf der Rückreise von Athen — so hat sie heute ihre einzige Bedeutung als Endpunkt der Eisenbahnen Nordwesteuropas und als Verbindungsglied derselben mit dem Orient und Indien. Diese Stellung ist ihr auch durch die Vollendung der Schienenverbindung mit Saloniki nicht geschmälert worden, wie manche gefürchtet und manche gewünscht haben. Von hier aus vermitteln mehrmals in der Woche italienische, österreichische, griechische Dampfschiffe den Verkehr mit Korfu, mit dem Piräus, mit Konstantinopel, mit Alexandrien; hier ist vor allem der Durchgangspunkt der indischen Post. Wöchentlich einmal legt hier am Quai eines der ungeheuren Ungethüme der Peninsular and Oriental Company an, das dem am Abend draußen von der See Einfahrenden wie eine lange erleuchtete Straße erscheint. Das Treiben und Lärmen beim Einladen, die Besuche der Hunderte von Passagieren am Lande, die dunklen, turbanbedeckten Indier, die in den kleinen Hafenschenken auftauchen, die gaffende Menge, die sich am Strande sammelt, auch wohl eine Musikbande, die in erschreckender Weise die Santa Lucia oder einen neueren italienischen Gassenhauer zum Besten gibt, um von den an der Brüstung lehnenden Ladies und Gentlemen einen Soldo zu erhaschen — alles

das theilt der sonst ruhigeren Stadt Lärm und Bewegung mit. Und daher erklärt es sich auch, daß man, wenn man die Hafenstraße entlang schlendert und die Schilderaufschriften mustert, in einer Stadt mit englischer Verwaltung zu sein glaubt; alle sind zweisprachig, alle, vom Korallen- und Photographien-Verkäufer bis herab zur elendesten Weinspelunke, kündigen ihre Herrlichkeiten englisch und italienisch an.

Indessen gibt Brindisi doch auch Veranlassung, ernsthaftere Betrachtungen anzustellen als über die verdorbene Orthographie von Wirthshausschildern oder über die Güte der Gasttafel im „Albergo delle Indie Orientali“. Schon der Name der Stadt mahnt daran, daß wir hier auf uraltem Kulturboden stehen, dessen älteste Geschichte darum nicht weniger interessant ist, weil sie ein noch nicht gelöstes Räthsel darbietet. Der alte Strabo theilt uns in dem Buche seiner Geographie, welches von Unteritalien handelt, mit, Brindisium oder, wie die Griechen sagten, Brentesion (die Form Brundusium entfernt sich am weitesten von der ursprünglichen) bedeute in messapischer Sprache soviel wie Hirschkopf. In der That, die Aehnlichkeit der Gestalt des Hafens mit Kopf und Geweih eines Hirsches ist in die Augen springend, und wir haben keinen Grund, die Richtigkeit jener Uebersetzung zu bezweifeln. Jene Messapier aber, die diese treffliche Bezeichnung ausgedacht haben, waren die für unsere Kenntniß ältesten Bewohner der Terra d'Otranto. Die Griechen, die von Tarent her dieses Nachbargebiet zu unterwerfen trachteten, mußten harte Kämpfe bestehen, bevor sie den ersehnten Besitz erlangten. In einer erbitterten Schlacht, der blutigsten, die nach Herodot in diesen Gegenden geliefert wurde, wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Mottola, nordwestlich von Tarent, vernichteten die Mes-

sapier die vereinigten Heere von Tarent und Reggio (473). Erst zehn Jahre später blieben bei noch zweimaliger Aufnahme des Vernichtungskrieges die Hellenen Sieger; beide Male stiftete Tarent von der Beute Weihgeschenke nach Delphi, das erste Mal Bronzefiguren von Pferden und Gefangenen, welche Ageladas von Argos, der berühmteste Bildhauer jener Zeit, ausgeführt hatte, das zweite Mal eine Schlachtszene, Kämpfe um den Leichnam des messapischen Königs Opis, ein Werk des Aegineten Onatas, das noch Pausanias in Delphi sah. Die messapische Sprache hat den Untergang der Selbständigkeit der messapischen Burgen überlebt. Denn noch aus späterer Zeit sind uns in den Nekropolen derselben Grabinschriften erhalten, die mit griechischem Alphabet in einer weder griechischen noch italischen Sprache geschrieben sind, welche nicht gut etwas anderes sein kann, als eben die Sprache dieser alten Messapier oder Japygier. Seitdem Antonius Galateus in seinem berühmten Buche „De situ Japygiae“ die erste der Inschriften mitgetheilt, ist das Interesse an denselben nicht erloschen. Leider auch das Interesse der Fälscher nicht; unter den im Umlauf befindlichen messapischen Inschriften ist eine beträchtliche Anzahl von mehr als verdächtiger Herkunft. Die Denkmäler sind bis auf den heutigen Tag noch nicht gedeutet, ebenso wenig wie die etruskischen; denn auch den letzten Erklärungsversuch, so scharfsinnig er ist, vermag ich nicht für gelungen zu halten. Trotzdem stehen die Messapier nicht ganz so räthselhaft unter den italischen Völkern da wie die Etrusker. Anderweitige Spuren, besonders eine Reihe von Orts- und Stammnamen, führen nach Illyrien herüber, und wenn nicht alles trügt, haben wir in ihnen alte Verwandte der heutigen Albanesen zu erkennen. Die geringe Breite des Meeres zwischen der

Terra d'Otranto und dem Kap Linguetta mußte von früher Zeit an dazu einladen, die rauhen Thäler der akrokeraunischen Berge mit den gesegneten Triften Apuliens zu vertauschen; und in dem wuchtigen Ringen gegen Tarentiner und Rheginer erkennen wir den unbeugsamen Sinn der illyrischen Bergstämme wieder, die weder von den mazedonischen Königen, noch von den Römern, ja nicht einmal von den Türken jemals vollständig unterworfen worden sind.

Wenn auch in Brindisi nicht, wie in Manduria, in Ceglie und an anderen Orten der Provinz Lecce, Reste alter, vorgriechischer Mauern das Vorhandensein einer messapischen Stadt beweisen, so ist es doch durch einige hier gefundene Inschriften zweifellos, daß wir auf altem japygischen Boden stehen. Dadurch wird die Uebersetzung des alten Stadtnamens, welche Strabo uns überliefert hat, gestützt, und wir dürfen dafür vielleicht an das albanesische Wort brin erinnern, welches Horn oder Geweih bedeutet. An die messapische Epoche knüpft hier unvermittelt die römische an; von der dazwischen liegenden griechischen sind keinerlei Ueberbleibsel auf uns gekommen. Zur Römerzeit war Brundisium neben Tarent und Otranto (Hydruntum) der hervorragendste Ort dieser Gegend; und die Bruchstücke römischen Kulturlebens sind in Brindisi bedeutender als irgendwo anders in Apulien. Jedermann kennt die römische Säule, welche in der Nähe des Hotels noch aufrecht steht. Es war ein Zwillingspaar, welches sich als Wahrzeichen des Hafens nicht weit von demselben erhob; die andere wurde im Jahre 1656 der Stadt Lecce geschenkt und ziert jetzt, von einer Bildsäule des heiligen Oronzo gekrönt, den Hauptplatz derselben. Aber auch noch manches andere ist vorhanden: Reste von Thermen, eine unterirdische Wasserleitung, der

sogenannte Trajansbrunnen im Innern der Stadt, ein Stück von der appischen Straße bei der Masseria dei Lapani, endlich eine Menge von Inschriften, Graburnen und Marmorfragmenten, die bei den neuen Hafenanlagen, beim Bau der Eisenbahn, bei der Errichtung neuer Privathäuser zu Tage gekommen und in dem Museum der Stadt vereinigt sind. Dasselbe befindet sich in der alten Kirche S. Giovanni al Sepolcro und ist durch die unermüdliche Thätigkeit des Archidiakonus Giovanni Tarantini ins Leben gerufen worden. Ein Hauptschmuck desselben ist ein vor nicht langer Zeit gefundenes römisches Mosaik, welches den Kampf des Theseus mit dem Minotaurus im Labyrinth von Kreta darstellt.

Trotz aller dieser interessanten Besichtigungen und Betrachtungen war ich nicht unzufrieden, als ich am Morgen in den Zug einstieg, welcher mich in einer Stunde nach Lecce bringen sollte. Die Eisenbahnverbindungen auf der apulischen Halbinsel sind ganz vortrefflich. Die eine führt von Brindisi über Lecce und Zollino einerseits nach Otranto, andererseits nach Gallipoli; die andere von Brindisi über Oria nach Tarent, von wo es dann über Metapont und Potenza weiter nach Neapel geht. Außerdem ist eine direkte Schienenverbindung zwischen Lecce und Tarent für die nächste Zeit geplant. Für Schnellzüge freilich ist auf diesen Strecken kein Bedürfniß vorhanden; um so mehr hat man Muße, während der Fahrt in die Landschaft hinauszublicken und die meistens hübsch und malerisch gelegenen kleinen Ortschaften zu betrachten. Der besondere Charakter der apulischen Landschaft ist bald erkannt. Die ungeheure Fruchtbarkeit derselben kann nicht ganz mit einer gewissen Eintönigkeit aussöhnen, welche die völlige Abwesenheit von Berg und Fluß ebenso sehr hervorbringt wie das durchgehende

Hervortreten des Oelbaums. Oel, Wein und Getreide sind die Erzeugnisse, welche den Hauptreichthum des Landes ausmachen; dahinter stehen Orangen, Feigen, Mandeln sowie die Kulturen des Tabaks, des Hanfes, des Leines durchaus zurück. Fast das ganze Land, mit Ausnahme eines Gürtels um die Städte herum sowie der sumpfigen Küstengegenden, ist von Oelwäldern bedeckt. Indessen tritt der Oelbaum hier überall sehr gesittet auf. Es fehlen die mannichfaltigen und phantastischen Formen, in denen die Stämme sich in den herrlichen Olivenwäldern von Korfu neben und durcheinander schlingen; in regelmäßigen Abständen von einander gepflanzt und selten zu ungewöhnlichem Umfang den Stamm erweiternd oder die Aeste ausbreitend, machen diese Anlagen überall viel mehr den Eindruck eines wohl gepflegten Gartens als eines in natürlicher Ursprünglichkeit sich selbst überlassenen Waldes. Man hat wohl den schönsten Eindruck der apulischen Landschaft da, wo ich sie an meinem letzten Reisetage sah, von der Höhe des Kastells der alten Messapierstadt Oria. Da liegt sie wie ein gewaltiger, über alle Vorstellung reicher und fruchtbarer Garten dem Beschauer ringsum zu Füßen. Das helle Silbergrau der Oliven wird stilvoll abgetönt durch das dunkle Laub, in welchem die Goldorangen glühen; zahlreiche Dörfer blitzen dazwischen auf mit ihren weißen, viereckigen Häusern und den platten Dächern darauf, auch einzelne Landhäuser, die wie weiße Segel auf dunkler Flut schwimmen. Wie sauber gepflegte Kieswege ziehen sich die völkerverbindenden Straßen nach allen Richtungen hin, gleichsam ins Unendliche verlaufend, und im weiten Osten, da wo das Profil von Brindisi sich am Horizont abzeichnet, schimmert der blaue Streifen des jonischen Meeres. Und dieses schöne Bild von einheitlichster Stimmung ist in ein Meer von Sonnen-

licht getaucht und von einer Luft umflossen, wie eine echt griechische Landschaft. Ein ruhiges und friedliches Idyll, zufriedene Glückseligkeit und behaglichen Wohlstand athmend, so erscheint von dort oben die ganze Ebene, eine wahre Apulia felix, und man denkt ungern daran, daß hier öfter als anderswo kämpfende Heere die Fluren zertreten haben, daß jetzt hier eine ärmliche, oft des Nothwendigsten entbehrende Bauernschaft für kärglichen Lohn den Boden bestellt.

Die Bahn von Brindisi nach Lecce führt über die Stationen Tuturano, San Pietro Vernotico — ein großes Dorf, das mit seiner aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kirche und dem Vordergrunde von mächtigen Fichi d'India sich vom Bahnhof aus sehr malerisch ausnimmt — Squinzano, Trepuzzi (das ist „Drei Brunnen", die sich auf dem Hauptplatz und in dem Wappen der Ortschaft befinden) und Surbo. Das Meyer'sche Reisehandbuch bereitet den Fremden auf den Anblick einer Stadt von „orientalischem Gepräge" vor. Ich finde den nämlichen Eindruck in einer älteren Reiseschilderung angedeutet, einem Büchlein, das aus der Zeit stammt, als man noch „Spaziergänge" in Italien machte und wegen eines ungenügend visirten Passes gelegentlich von neapolitanischen Gendarmen eingesperrt wurde. Herr Justus Tommasini, dem dieses traurige Geschick auch widerfuhr, schreibt in seinem „Spatziergang durch Kalabrien und Apulien" (Konstanz 1828): „Die gelben Häuser, die flachen Dächer, die spitzen Thürme, alles in der schönsten Abendbeleuchtung, gab dem Ort ein wahrhaft orientalisches Ansehen, und ich hatte blos nöthig, mir noch einen Wald von Fruchtbäumen um die Stadt herum vorzustellen, um Damaskus, vom Abhange des Antilibanon aus gesehen, vor mir zu haben". Ich muß gestehen, daß die

Phantasie dieser Betrachter in Bezug auf orientalische Dinge eine sehr bescheidene gewesen sein muß, will aber damit durchaus nicht in Abrede stellen, daß Lecce, aus der Entfernung gesehen, einen sehr interessanten und, wenn man will, absonderlichen Anblick bietet, welcher demjenigen indeß kein fremdartiger ist, der sizilianische Städtebilder in der Erinnerung trägt. Rings um die zum größten Theil noch erhaltene, hie und da malerisch zerbröckelnde Stadtmauer, in welche sich inwendig neue Häuserbauten eingenistet haben, führen hübsche, wohlgepflegte Anlagen, welche auf abendlichen Spaziergängen eine große Mannichfaltigkeit von Anblicken und Ausblicken erschließen. Leider ist es nicht ohne Schwierigkeit, von einem solchen Ausgange sich wieder ordentlich nach Hause zu finden. Man mag sich noch so gut das Thor gemerkt haben, durch welches man die Stadt verlassen hat: innerhalb derselben schlingen sich die vortrefflich gepflasterten, mit sehr gleichförmig aussehenden Häusern besetzten Straßen so labyrinthisch durcheinander, in fortwährenden Krümmungen verlaufend, daß es mir auch nicht ein einziges Mal möglich gewesen ist, ohne Anfrage bei leccesischen Bürgern mein Heim zu erreichen.

Ich hatte dasselbe in dem Albergo del Risorgimento in der Mitte der Stadt, nahe der Piazza degli Ammirati, auf der sich ein Bronzestandbild Viktor Emanuels von dem leccesischen Bildhauer Maccagnani erhebt, gefunden und fühlte mich in demselben recht gut aufgehoben. Ein großes Zimmer, ein vortreffliches Bett und eine Sauberkeit, wie man sie in griechischen Städten außerhalb Athens bis jetzt noch vergeblich sucht, machten den Aufenthalt dort zu einem durchaus erträglichen. Ueberhaupt ist Lecce eine der nettesten und reinlichsten Städte, welche ich in Italien gesehen habe, und das reiche Kultur=

leben, das in den zuletzt vergangenen Jahrhunderten hier blühte und der Stadt den Namen des apulischen Athen eingetragen hat, scheint nicht blos in der feinen und vornehmen Haltung der Bewohner, sondern auch in ihrem Sinn für eine angemessene Gestaltung der äußeren Formen ihrer Existenz seine Spuren zurückgelassen zu haben. Bettelei ist hier gänzlich unbekannt; der Fremde kann überall unangefochten seine Straße ziehen, von den Einheimischen mit höflicher Zuvorkommenheit behandelt, aber nirgends mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit verfolgt.

Empfehlungsbriefe, die ich von Seiten eines neapolitanischen Freundes auf der Post erwartete, waren noch nicht angekommen; so mußte ich zunächst meine Entdeckungsfahrten in und um Lecce allein unternehmen. Mein erster Besuch sollte der Kirche San Nicola e Cataldo gelten, welche von Heinrich Wilhelm Schulz, dem Entdecker der mittelalterlichen Kunstwerke Süditaliens, als eines der vorzüglichsten Bauwerke desselben gerühmt, von Gregorovius eines der herrlichsten und eigenartigsten Denkmäler der normannischen Kunstepoche genannt wird. Aber der Mensch denkt, und sein Kutscher lenkt. Und so kam es, daß ich zunächst etwas ganz anderes zu sehen bekam als die beiden berühmten Portale dieser Kirche.

2. Lecce.

Die Kirche San Nicola e Cataldo liegt „vor der Stadt", wie sich das Reisehandbuch, „eine kleine Strecke von der Stadt entfernt", wie sich Gregorovius ausdrückt. Da ich keinen Plan von Lecce und seinen Umgebungen besaß — ein solcher existirt auch meines Wissens gar nicht — so erkundigte ich mich, ob die Kirche weit draußen läge. O gewiß, war die Antwort, „è fuori in campagna". Dann würde es wohl gut sein, einen Wagen

zu nehmen? — Natürlich, zu Fuß sei es viel zu anstrengend. Ich ließ also einen Rosselenker holen und gebot ihm, mich nach San Cataldo zu fahren. Er besaß eines der großen, schweren Fuhrwerke, wie sie dort zu Lande sehr üblich sind, eine Art bedeckten Landauer, über den man anfangs ärgerlich ist, weil er die Aussicht etwas behindert, den man aber allmählich schätzen lernt, weil er gegen die Sonne und gegen den Zugwind, der sich trotz des wolkenlosen Himmels recht frisch bemerkbar machte, ausreichenden Schutz gewährt. So verließen wir die Stadt und rollten in die Ebene hinaus. Ich hatte mich auf etwa zehn oder fünfzehn Minuten Fahrzeit gefaßt gemacht und blickte also bald neugierig aus, ob der berühmte Bau des Grafen Tankred noch nicht in Sicht sei. Keine Spur davon. Die letzten Häuser der Stadt waren verschwunden, hie und da tauchte ein einsamer Weiler auf, oder es zeichneten sich in der Ferne die Umrisse eines jener großen kegelförmigen Steinhügel ab, welche zu den prähistorischen Denkmälern der Terra d'Otranto gehören und hier unter dem Namen Specchie bekannt sind. Endlich fragte ich den Kutscher, wohin wir denn eigentlich führen. Nach San Cataldo, war die Antwort. Ich sah nun wohl ein, daß über die Auffassung von San Cataldo zwischen ihm und mir eine gewisse Verschiedenheit der Ansichten bestand, und da es mir im Grunde gleichgültig war, wohin ich an diesem Nachmittage meinen Ausflug richtete, so verzichtete ich darauf, ihm die meinige aufzudrängen, und ließ mich vom Schicksal weiter tragen. Nach etwa einer Stunde glänzte vor mir der Spiegel des Meeres, das ich am Morgen in Brindisi verlassen hatte, und es wurde mir nun allmählich klar, wohin ich gekommen war.

San Cataldo — denn ich befand mich wirklich an

einem Punkte dieses Namens — oder richtiger Torre di San Cataldo, denn es steht hier in der That nicht viel mehr als ein Thurm, ist zur Sommerszeit ein beliebter Ausflug der Bewohner von Lecce, welche hier ihre Seebäder zu nehmen pflegen. Nicht das geringste deutet indessen auf diese vornehme Bestimmung hin. An einem mittelalterlichen Thurm, der wohl von dem Kastell herrühren mag, das Walter von Brienne hier erbaute, haben sich hier ein paar dürftige Häuser angesiedelt, in deren einem man ein recht gutes Glas Wein und einen mäßigen schwarzen Kaffee zu trinken bekommt. Die vortreffliche Wirthin ist eine entschiedene Feindin des Borgens, wie eine mehr sinnige als künstlerisch ausgeführte Darstellung an einer der Wände des verräucherten Gelasses darthut. Unter der rohen Darstellung eines Hahnes sind die Worte zu lesen: „Quando questo gallo canterà, allora credenza si farà“; das heißt etwa: Hebt dieser Hahn zu krähen an, dann wird gepumpt hier jedermann. Wir nannten das in der Schule ein Adynaton und mußten verschiedene schöne Beispiele dieser Redefigur aus den Eklogen Virgil's und aus anderen alten Schriftstellern herzählen. Dieses hier in San Cataldo ist, finde ich, nicht das schlechteste.

Im Alterthum und im Mittelalter war hier der Hafen von Lecce, von dem aus ein nicht unbedeutender Waarenverkehr mit der Levante stattfand. Der Kaiser Hadrian ließ hier einen Molo anlegen, von dem ein kleiner Theil noch vorhanden ist; der übrige ist vom Meere verschlungen, ebenso wie der andere Molo, welchen Maria von Enghien hier baute. Heut ist der Hafen ganz versandet und höchstens im Stande, kleinen Fischerbarken einen ungenügenden Schutz zu geben. An seine Bestimmung als sommerlicher Lustort der Leccesen erinnerte

eine Barke, in welcher zwei Familien mit einigen städtischen Musikanten umherruderten und sich's wohl sein ließen. Ich setzte mich auf eine der Dünen, welche die sich von hier weit ins Land hineinziehenden Sümpfe vom Meere scheiden, und ließ mir den erfrischenden Maestrale um die Ohren blasen. An solch verödetem, weltfremdem und menschenverlassenem Erdenwinkel wirkt die Majestät des Meeres doppelt erhebend und heiligend. Ein jugendlicher Messapier, der hier Schafe hütete, blickte mich neugierig an; aber er bettelte nicht. Der kümmerlichen Gestalt sah man es an, daß sie schon manchmal vom Fieber geschüttelt worden war. Um so gesünder und behäbiger stellte sich der Wächter des hier befindlichen Leuchtthurmes dar, der sich bald mit mir in ein Gespräch einließ. Er war ein Romagnole, der mit großer Geringschätzung von den Bewohnern der Gegend sprach, in die ihn vor einigen Jahren das Schicksal verschlagen hatte. Und doch, meinte er, seien sie „buona gente“, sonst würden sie die Hacke, mit der sie den Boden bestellen, nehmen und den Grundbesitzern die Köpfe einschlagen. Dreizehn bis vierzehn Soldi Lohn den Tag (etwa eine halbe Mark) ist freilich erbärmlich wenig. „Wovon leben die Leute?“ „Von Fischen und elendem Gerstenbrote; daher erliegen sie ohne Erbarmen der Malaria“. Und dabei sah er beruhigt und selbstgefällig an seinem runden Bäuchlein hinab, das freilich etwas kräftigere Existenzbedingungen voraussetzte.

Am nächsten Tage hatte ich nun das begreifliche Verlangen, die Kirche des heiligen Cataldo wirklich zu sehen. Um meinen Unternehmungen eine sichere Grundlage zu geben, suchte ich zunächst eine in der Nähe meines Hotels gelegene Buchhandlung auf, um nach einem Stadtplan, einer Beschreibung von Lecce oder etwas ähnlichem

Nachfrage zu halten, da meine Empfehlungsbriefe immer noch nicht angelangt waren. In dem bescheidenen Laden fand ich nun zwar das Gewünschte nicht, dafür aber viel mehr. Zunächst in der Person seines Besitzers, des Herrn Stanislao Sidoti, einen feingebildeten, liebenswürdigen Mann, der sich meiner in der zuvorkommendsten Weise annahm und mir, besonders nachdem er in mir einen der sogenannten Dotti Tedeschi erkannt zu haben glaubte, mit weitgehendster Aufopferung seiner Zeit in allem behülflich war. Er hat mir zum Abschied ein kleines Bändchen seiner eigenen literarischen Produkte verehrt, warm empfundene und hübsch geschriebene feuilletonartige Skizzen und Novelletten, aus denen ich gesehen habe, daß der vortreffliche Mann eigentlich wohl anderes für sein Leben geträumt hat, als Schulbücher für die Jugend von Lecce zu vertreiben — viel weiter gehen die literarischen Bedürfnisse des apulischen Athen heute nicht. Zweitens ein ausgezeichnetes Buch über die Geographie und Topographie der Terra d'Otranto, die „Geografia fisica e descrittiva della provincia di Lecce“ von Professor Cosimo de Giorgi, das bei Herrn Sidoti verlegt ist; es ist leider noch nicht ganz vollendet, kann aber geradezu als ein Muster und Vorbild für ähnliche monographische Darstellungen gelten, bis in's einzelnste genau und ungeheuer reichhaltig bei großer Knappheit der Form. Drittens die persönliche Bekanntschaft des Cavaliere de Giorgi selbst, des Verfassers dieses Buches. Er ist Professor an der technischen Hochschule von Lecce und hat sich, wie ich glaube, besonders durch geologische Untersuchungen über seine heimatliche Provinz einen Namen gemacht. Seine Kenntnisse gehen indessen weit über sein eigentliches Fachgebiet hinaus, und der Verkehr mit ihm ist mir nicht bloß sehr genußreich, sondern auch in der vielseitigsten Weise belehrend gewesen.

In seiner Gesellschaft habe ich das Provinzialmuseum von Lecce besucht. Es ist im unteren Stockwerke des Präfekturpalastes untergebracht, der früher ein Cölestinerkloster war und sich durch eine aus dem 17. Jahrhundert stammende aufdringliche Barockfassade auszeichnet. Das Museum, das von dem um die Geschichte seiner engeren Heimat hochverdienten Herzog von Castromediano geleitet wird, ist reichhaltig und wichtig und dabei trefflich angeordnet; nächst demjenigen von Neapel wohl das bedeutendste in Unteritalien. Besonders hervorragend ist eine große Reihe apulischer Vasen, zu welchen die Gräberstätten von Canosa und Ruvo die meisten Beiträge geliefert haben; man kann an ihnen den parodistischen Charakter der apulischen Vasenmalerei an zahlreichen Beispielen studiren, welche sich in der Weise der tarentinischen Komödien Rhinthon's darin gefiel, Szenen aus der Götter- und Heldensage in ähnlicher Weise darzustellen, wie das in unserem Jahrhundert noch einmal in Offenbachs Operetten durch die Herren Meilhac und Halévy geschehen ist. Aber auch die Sammlung von Münzen, Gemmen, Inschriften, prähistorischen Geräthschaften ist in hohem Grade beachtenswerth. Unter den Bronzesachen ist eine kleine weibliche Gewandfigur von höchster Zartheit des Ausdruckes und Feinheit der Ausführung; der Kustode erzählte mir, wie Baron Alexander von Warsberg, der allezeit enthusiastische Bewunderer des klassischen Alterthums, entzückt davor gestanden und erklärt habe, selbst in Athen habe er etwas gleich Vollendetes nicht gesehen. Es rührte den Herrn, als ich ihm mittheilte, Warsberg sei im vorigen Jahre gestorben. Die kleine Gemäldesammlung des Museums hat einen mehr lokalen als allgemeinen Werth. Zudem sind die besseren Erzeugnisse der einheimischen Malerei in Privatsammlungen verstreut oder nach Neapel

gekommen. Unter den normannischen Grafen von Lecce herrschte in der Terra d'Otranto ein reges Kunstleben, in welchem sich die Ueberlieferungen der früher hier geübten byzantinischen Kunst mit Einflüssen vom Arno und von den Lagunen verschmolzen. Aber es ist wenig davon auf die Nachwelt gekommen, und seit dem 17. Jahrhundert hat sich, wie auf die Architektur, so auch auf die Malerei dieser Gegenden der vernichtende Einfluß des Barockstiles gelegt. Weltruf hat unter den in Apulien geborenen Malern nur einer erlangt, Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto, der von spanischen Eltern in Gallipoli abstammte, aber sehr früh sein Geburtsland wieder verließ. Auf jeden Fall verdient das Museum die gute Censur, welche Herr Petersen, der jetzige Direktor des deutschen Archäologischen Instituts in Rom, in etwas breitspurigen Worten in das für die Namen fremder Besucher aufliegende Buch eingetragen hat.

Ueber die Kirchen der Stadt, die sich auf etwa dreißig belaufen, ist nicht viel gutes zu sagen, und dieses wenige hat Gregorovius im fünften Bande seiner „Wanderjahre in Italien" bereits gesagt. Wie in ganz Apulien, so hat auch hier die Manie des Barocks alles Gute und Schöne früherer Zeiten rettungslos verdorben und verwüstet. Der Dom, dessen gegenwärtige Gestalt aus dem 17. Jahrhundert stammt, ist ein Werk des Architekten und Bildhauers Giuseppe Zimbalo aus Lecce; ebenso der Glockenthurm, welcher einer der höchsten Italiens ist. Eine der hübschesten und geräumigsten Kirchen der Stadt ist die der heiligen Irene; die beiden Altäre des Querschiffes zeigen eine nicht unelegante Barockarchitektur. An der Fassade der Kirche Santa Croce, die sich an den Präfekturpalast anschließt, kann man die drei Stilarten studiren, welche die Baukunst des 16. und 17. Jahrhunderts

in Italien beherrschten: während das erste Stockwerk noch Nachklänge des Cinquecento enthält, zeigt das mittlere die ganze theatralische Pose des borrominesken Stiles, das oberste das allergewöhnlichste und übertriebenste Barock. In der Kirche del Rosario, die früher den Dominikanern gehörte, befindet sich das Kenotaphion (nicht, wie Gregorovius sagt, das Grabmal) des berühmten salentinischen Arztes und Schriftstellers Antonius Galateus, welcher ein geschmackvolles, noch immer lesbares Buch über die Vergangenheit seines Vaterlandes geschrieben hat. Schöner als alle aber ist die außerhalb der Stadt, im Nordwesten derselben, gelegene Kirche, welche den Heiligen Nikolaus und Cataldus geweiht ist. Man kann sie in einem Spaziergang von fünfzehn Minuten bequem erreichen. Auch sie, erbaut vom Grafen Tankred von Lecce im Jahre 1180, ist durch die Barbarei späterer Jahrhunderte in der beklagenswerthesten Weise verunstaltet; aber die beiden unversehrt erhaltenen Portale mit ihren in unübertrefflicher Feinheit ausgearbeiteten Arabesken sind das herrlichste, was in Süditalien aus jener normannischen Epoche übrig geblieben ist. Ein Campo Santo schließt sich an die Kirche an, durch die reich ausgestatteten Grabdenkmäler und die ernsten, ragenden Zypressen stimmungsvoll wie alle Friedhöfe Italiens.

Der Name des Grafen Tankred führt in die bedeutsamste Periode der Stadtgeschichte von Lecce zurück. Denn im Alterthum und im früheren Mittelalter hat die Stadt nicht die geringste Rolle gespielt. Sie hieß zur Römerzeit Lupia, und wir erfahren, daß zur Zeit der Gracchen eine römische Kolonie dorthin geführt wurde; der Name wurde unter der byzantinischen Herrschaft in Lycium gräzisirt, woraus die heutige Form des Stadtnamens entstanden ist. Erst mit der Ankunft der Normannen auf

der apulischen Halbinsel beginnt für die Stadt das Licht der Geschichte zu tagen. Die Geschichte der normannischen Eroberung ist von Professor Giuseppe de Blasiis in einem trefflichen dreibändigen Werke ausführlich erzählt worden (L'insurrezione pugliese e la conquista normanna nel secolo XI," Neapel 1864 — 73). Die Normannen machten Lecce anstatt Otranto's zum Hauptort der Provinz und gründeten die Grafschaft Lecce, welche 1053 mit Gottfried von Hauteville anhub, drei Jahrhunderte später in dem Fürstenthum Tarent aufging und im Jahre 1463 mit dem Tode des letzten Fürsten von Tarent, Giovanni Antonio von Balzo-Orsini, erlosch. Es war eine mächtige und fast unabhängige Herrschaft, von Abenteurern gegründet und von Abenteurern aufrecht gehalten, die fast alle ein gewaltsames Ende fern von ihrem Herrensitze gefunden und mehr als einmal in die Geschicke der Königreiche Cypern und Jerusalem sowie des Herzogthums Athen eingegriffen haben. Trotzdem blühte in jener Zeit in diesem äußersten Winkel Italiens nicht nur das Kriegswesen, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, wie niemals nachher. Jener Tankred war der Sproß eines heimlichen Liebesverhältnisses zwischen Sibylla, der Tochter des zweiten Grafen von Lecce, Robert, und dem Sohne des Königs Roger von Sizilien. Er folgte seinem Großvater in der Grafschaft von Lecce und war zugleich der letzte normannische König beider Sizilien. Nach dem Tode seines Sohnes suchte dessen Schwager Walter von Brienne die Grafschaft zu gewinnen; aber die Investitur durch Papst Innocenz III. half ihm nichts, er fiel verwundet in die Hände der Deutschen und tödtete sich selbst in der Gefangenschaft. Friedrich II. belehnte seinen Sohn Manfred mit Lecce,

und erst nach Konradins Untergange kamen die Brienner in den Besitz der Grafschaft, welche Hugo, Walters Enkel, von Karl von Anjou zum Lehen bekam. Aus Griechenland zurückgekehrt, wo er durch seine Verheiratung mit Helene von Villehardouin Herzog von Athen geworden war, fiel er in einer Schlacht gegen die Sizilianer unter den Mauern von Lecce. Umgekehrt endete sein Sohn Walter V. von Brienne drüben in Griechenland; in der mörderischen Schlacht am Kephissos gegen die katalanische Söldnerkompagnie, welche vor kurzem Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" so anschaulich geschildert hat, starb er zusammen mit der Blüthe der fränkischen Ritterschaft. Sein Sohn hat eine wenig rühmliche Episode in der Geschichte der Republik Florenz durch seinen Heldentod gegen die Engländer bei Poitiers wett gemacht. Nach seinem Tode kam die Herrschaft an die von seiner Schwester abstammende Familie Enghien, welche im Jahre 1398 Tarent erwarben; Maria, welche unter mannichfach wechselnden Schicksalen vierzig Jahre lang regierte, lebt noch heut ziemlich lebendig in der Erinnerung des Volkes. Ihr Sohn, der letzte Graf von Lecce und Fürst von Tarent, wurde 1463 in Altamura erdrosselt, und sein Land erwarb durch Heirat Ferdinand I. von Aragonien, König von Neapel. Seitdem geht die Geschichte von Lecce in der allgemeineren von Neapel auf.

Man kann, wenn man Geduld hat und ein wenig Vorbereitung mitbringt, die ganze Geschichte der Stadt und sogar auch etwas mehr aus ihren Straßennamen studiren. Auf Veranlassung des Herrn de Simone sind im Jahre 1871 sämmtliche Straßen und Gassen nach mehr oder minder berühmten Persönlichkeiten der Vorzeit benannt worden; und wenn natürlich auch hier, ebenso-

wenig wie in allen anderen italienischen Städten, eine Piazza Cavour und ein Corso Vittorio Emmanuele nicht fehlen, so kann der brave Bürger von Lecce doch auch in einer Dasumnus-, einer Ennius-, einer Tankredstraße wohnen. Daß diese Namen alter Messapier, Römer, Normannen in der Mehrzahl der Bevölkerung besondere Erinnerungen wecken, ist freilich nicht anzunehmen; und es ist gut, daß der Urheber dieser Bezeichnungen für wißbegierige Gemüther ein besonderes Nachschlagebuch hat drucken lassen. Uns ist ja wenigstens der Dichter Ennius von der Schulbank her nicht ganz unbekannt; er war in Rudiä geboren, das man in dem vor den Thoren Lecce's liegenden Dörfchen Rusce wiedererkennen will. Die Anfänge der römischen Dichtung sind überhaupt mit der Terra d'Otranto in bezeichnender Weise verknüpft; Livius Andronikus, der die Odyssee in ungefügen lateinischen Versen wiedergab, war ein griechischer Freigelassener aus Tarent, und der Dramatiker Pacuvius stammte aus Brindisi. Um so mehr hat Rom heut, wo es die Hauptstadt des geeinigten Italien geworden ist, die Verpflichtung, das was es in jenen frühen Zeiten an Kultur aus Apulien erhielt, dem Lande noch mehr, als es bisher schon geschehen, zurück zu zahlen.

3. Kalimera.

Mich reizte es besonders, einer Erscheinung persönlich nahe zu treten, welche mir vom Studirtisch her wohl bekannt war. Südlich von Lecce ist in der Terra d'Otranto eine Anzahl griechischer Dörfer zerstreut. Ihre Bewohner sind nicht, wie man das wohl früher geglaubt hat, als Nachkommen der alten griechischen Kolonisten von Großgriechenland zu betrachten, sondern ihre Vorfahren sind, wie historische Nachrichten und die Sprache beweisen, in

der Zeit vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert aus Griechenland, zum Theil von den Inseln des ägäischen Meeres, eingewandert. Professor Comparetti in Florenz hat zuerst auf die merkwürdige Mundart dieser versprengten Hellenen aufmerksam gemacht; dann hat besonders der viel zu früh gestorbene Giuseppe Morosi, der eine Zeit lang als Professor am Gymnasium in Lecce wirkte, einen reichen Schatz an Volksliedern aus diesen Dörfern gesammelt und vortreffliche Untersuchungen über ihre Sprache und ihre Geschichte daran geknüpft. Ich hatte den lebhaften Wunsch, einige dieser Menschenkinder, über die ich so vielerlei wußte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und mit ihnen Rede und Gegenrede zu tauschen.

Meine Wahl fiel auf den Ort Kalimera. Einmal, weil er einen so schönen Namen hat. Derselbe bedeutet „Guten Tag"; es ist die gewöhnliche Begrüßung der Neugriechen. Das schien mir eine gute Vorbedeutung zu sein. Zweitens, weil ich dort einen Herrn Vito Palumbo wußte, einen aus diesem Dorfe gebürtigen Griechen. Er hatte studirt und dann in allerlei niedlichen Büchelchen und Artikelchen Zeugniß von seiner Theilnahme für die Sprache und die Volksdichtung seiner Heimat abgelegt. Zuletzt hatte er sogar angefangen, eine Monatsschrift herauszugeben, „La Cultura grecosalentina", welche, natürlich nicht in griechischer, sondern in italienischer Sprache geschrieben, dazu bestimmt sein sollte, ein Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens der Terra d'Otranto zu werden. Sie ist nach einigen Nummern friedlich entschlafen; ich weiß nicht, lag es an dem Mittelpunkte oder an dem geistigen Leben. Herr Palumbo hatte mir verschiedene von seinen Sachen zugeschickt, ich hatte in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" darüber einige Worte gesagt, wir waren in Briefwechsel gekommen und in angenehme Be-

ziehungen, denen ich nun durch einen überraschenden persönlichen Besuch die letzte Weihe zu geben gedachte. So nahm ich mir denn ein Wägelchen und fuhr wieder in die sonnige Landschaft hinaus, diesmal nach Süden. Man erreicht Kalimera nach etwa fünf Viertelstunden. Die Straße, vortrefflich wie alle Landstraßen in Apulien, führt durch die Dörfer Cavallino, Lizzanello und Castrifrancone. Alle diese Ortschaften machen einen freundlichen, sauberen, fast städtischen Eindruck. Die Häuser, alle aus Stein gebaut, weiß angestrichen, mit flachen Dächern; dazwischen Feld- und Gartenanlagen; überall eine oder die andere vornehm aussehende Kirche — natürlich barock — und irgend ein alter Herrensitz mit breitem Portale und eingemeißeltem Wappen darüber. Es war ein Festtag, und die Frauen und Kinder saßen vor den Hausthüren, die Männer standen in Gruppen vor dem Kaffeehause. Die seltene Erscheinung eines Fremden erregte zwar Aufsehen, hatte aber keinerlei Belästigung im Gefolge. In Cavallino steht das Schloß der Herzöge von Castromediano, im sechzehnten Jahrhundert erbaut, aber seitdem mehrmals restaurirt. Es ist gegenwärtig der gewöhnliche Wohnsitz des in ganz Apulien allgemein verehrten Herzogs Sigismund Castromediano, der seiner Zeit als Märtyrer für die Sache der italienischen Einheit im Gefängniß geschmachtet hat und seit langem der weithin angesehene Führer der antiquarischen Forschung in der Provinz Lecce ist. Durch seine Bemühungen ist das Provinzialmuseum der Hauptstadt ins Leben gerufen worden; er hat eine Sammlung der messapischen Inschriften veranstaltet und sich in zahlreichen kleineren Untersuchungen um die Erforschung seiner Heimat verdient gemacht. In der Nähe des Dorfes sieht man Reste cyklopischer, wahrscheinlich messapischer Mauern; der Name der Stadt, auf welche

sie hinweisen, ist unbekannt. Ein ganz allerliebster Ort ist Lizzanello, rings von blühenden und duftenden Gärten umgeben, in welchen sich die Zweige unter der Last der goldgelben Orangen bogen. Auf dem Dorfplatze steht eine Bildsäule des heiligen Lorenzo, des Schutzpatrons, die nach der furchtbaren Choleraepidemie von 1867 errichtet worden ist. In der Pfarrkirche sah ich ein gutes Bild, das Martyrium des heiligen Lorenzo darstellend, welches, gewiß mit Unrecht, dem Spagnoletto zugeschrieben wird; vier andere Gemälde von dem Leccesen Tiso sind sehr mäßig.

So war es bei mancherlei Aufenthalt beinahe Mittag geworden, als ich in Kalimera ankam. Ich ließ vor dem Kaffeehause halten, bei welchem auch hier eine größere Ansammlung von Männern stattfand, und fragte nach der Wohnung des Herrn Palumbo. Die Familie war, wie sich aus der allgemeinen Theilnahme erkennen ließ, eine im ganzen Dorfe wohl bekannte und sehr angesehene; aber mein Freund, der junge Herr Vito, war leider, wie die übereinstimmenden Mittheilungen ergaben, nicht mehr hier, sondern befand sich seit drei Monaten in Cagliari in Sardinien als Professor am dortigen Gymnasium. So war ich für meine weiteren Unternehmungen durchaus auf meine eigenen Füße gestellt. Ich war auch um die Hoffnung auf ein anständiges Frühstück ärmer geworden, welches mir Herr Palumbo vermuthlich angeboten hätte, und mußte mich selbst daran machen, etwas zum Essen aufzutreiben. Das war nicht ganz leicht. Der Besitzer des Kaffeehauses erklärte zunächst, gar nichts zu besitzen. Erst auf mein eindringliches Zureden bekannte er sich zu einigen Eiern, etwas Brot und Käse und ein paar Orangen. Dieses üppige Mahl ließ ich mir in einem kleinen Gärtchen, in welchem ein paar blühende Orangenbäume einen ent-

zückenden Duft verbreiteten, zu einigen Gläsern trefflichen Landweins sehr gut schmecken. Am Schluß brachte mir der Padrone, der mit stiller Befriedigung meinem Appetit zugesehen hatte, ein Bündel frisch abgeschnittene Cichorien, die man hier mit etwas Salz roh genießt. Mir fiel der Vers des Horaz ein, in welchem er dieses Gewächs zusammen mit der leichtverdaulichen Malve als sein Lieblingsgericht preist, als ein unbewußter Vorläufer des Vegetarianismus. Und ich fühlte mich in diesen einfachen Verhältnissen ungeheuer vergnügt und glücklich.

Nach dieser Stärkung machte ich mich auf, um dem Griechenthum des Dorfes näher zu treten. Als ich die Straße entlang schlenderte, schloß es sich mir in der Gestalt eines älteren Mannes an, dessen Erstaunen ein ganz ungewöhnliches war, als ich plötzlich mit ihm Neugriechisch zu sprechen anfing. Da die Mundart dieser italienischen Dörfer nicht unerheblich von den in Griechenland gesprochenen abweicht, so war die Verständigung immerhin keine ganz leichte; aber jedenfalls war die Thatsache, daß ein von so weit hergekommener Fremdling die den Italienern so vollständig unbekannte Sprache des Ortes verstand und einigermaßen sprach, eine so merkwürdige, daß der brave Mann mich bat, in sein Haus zu kommen, wo er mich seiner Frau zeigen wollte. Eine Aufforderung, mich an seinem Frühstück zu betheiligen, das in einem Fischragout von ganz ungeheuerlichem Aussehen und Geruche bestand, konnte ich mit dem Hinweis auf die hinter mir liegenden Genüsse glücklicherweise ablehnen; dafür ließ ich mich, während er aß, in eine halb italienisch, halb griechisch geführte Unterhaltung mit seiner Hausfrau ein. Das hier gesprochene Griechisch ist allerdings sehr stark mit italienischen Wörtern gemischt. Unter sich und zu Hause sprechen die Leute griechisch; aber da Italienisch für die Schule,

für den amtlichen Verkehr, für Besuche in der Hauptstadt unumgänglich nothwendig ist, so ist die ganze Bevölkerung — vielleicht ein paar alte Frauen abgerechnet — zweisprachig, und das trägt natürlich nicht sonderlich zur Reinhaltung der angestammten Sprache bei. Trotzdem ist die ganze Deklination und Konjugation rein griechisch geblieben, und der Wortschatz weist mancherlei auf, was absonderlich und alterthümlicher ist als drüben in Griechenland. So gibt es hier zum Beispiel noch einen Ableger des altgriechischen Wortes für „Pferd", das im gewöhnlichen Neugriechisch ganz ausgestorben ist. Man sagt in Kalimera dafür „pari", was aus „hipparion" entstanden ist, der Verkleinerungsform von „ἵππος". Nur aus Cypern ist mir das ebenfalls darauf zurückgehende „apparin" erinnerlich. Da die Regierung keinerlei Veranlassung zu gewaltsamen Italienisirungsversuchen hat, kann sich in den apulischen Dörfern dieser Mischdialekt, freilich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich immer mehr verschlechternd, noch auf lange Zeit hinaus erhalten.

In der kleinen Hütte meiner Gastfreunde hatte sich allmählich eine Anzahl von Gevatterinnen und Bekannten versammelt, die sich neugierig um mich drängten und allerlei auf meine Biographie bezügliche Fragen an mich stellten. Hier herrschte eine vollständige Abgeschiedenheit von der Welt und ihren großen und kleinen Ereignissen, eine glückselige Unkenntniß aller die Zeitung lesenden Sterblichen bewegenden Tagesfragen. Dieses Dorf wenigstens war durch den Rücktritt Bismarcks nicht im geringsten erschüttert worden. Als ich erzählte, ich sei aus Oesterreich gekommen, und eine ungefähre Vorstellung über die Entfernung Kalimeras von Graz hervorzurufen suchte, fragte mich eine der lauschenden Zuhörerinnen, ob denn Oesterreich auch dem Könige von Italien gehöre. Ich bin sonst

nur in türkischen Dörfern Kleinasiens einer ähnlichen Auffassung der staatsrechtlichen Verhältnisse Europas begegnet. Uebrigens bestand die ganze Zuhörerschaft aus Frauen und Mädchen; selbst der Biedermann, der mich in seine Hütte geführt hatte, war nach seinem Frühstück unsichtbar geworden, und ein unternehmender junger Mann hätte sich bei uns daheim in solcher Umgebung so recht als Hahn im Korbe gefühlt. Leider waren alle diese weiblichen Wesen mehr oder weniger häßlich, bis auf eine einzige Ausnahme, ein blühendes, siebzehnjähriges Mädchen, das den hübschen Namen Cesaria Lefonzo trug. Auf ihren vollen, bräunlichen Wangen war ein schönes, gesundes Roth aufgetragen; darüber blitzten zwei dunkle, mandelförmige Augen klug und munter in die Welt, und die weichen, üppigen Lippen brachten den Ausdruck einer frischen, natürlichen Sinnlichkeit hervor, der dem Gesichte zu seiner sonstigen Kindlichkeit ganz prächtig stand.

Es war ein Glück, daß gerade Cesaria mich aufforderte, ein angeblich sehr schönes Madonnenbild anzusehen, das sich in einem eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernten Kirchlein befand. Ich stimmte zu, und sie führte mich nach ihres Vaters Hause, weil sie erst die zu diesem frommen Besuche ziemliche Festtoilette anlegen mußte. Der Vater des jungen Mädchens begrüßte mich freundlich, aber kurz; denn er war eben damit beschäftigt, an einem jüngeren Sprößling eine beim Beginn der warmen Jahreszeit sehr nothwendige Operation vorzunehmen. Der furchtbar brüllende jugendliche Apulier war zwischen die Beine des Alten festgeklemmt, und während ihm ein Freund des Hauses den ungeberdigen Kopf hielt, schor der Vater denselben mit einem durchaus nicht antiken, sondern auch in unseren Barbierstuben wohlbekannten Werkzeuge gänzlich kahl. Es war köstlich, wie er mir dabei

ein paar griechische Verse vorsagte, die zu seiner augenblicklichen Beschäftigung nicht in der geringsten Beziehung standen, sondern aus der Zeit stammten, wo er die jungen Mädchen des Ortes noch mit eingehenden und zum Theil etwas gewagten Schilderungen ihrer Reize bethört hatte. Unterdeß war Cesaria fertig geworden und trat in einfachem, aber sehr kleidsamem blauen Festtagsgewande vor mich hin. Ich will nun eingestehen, daß ich mich der stillen Hoffnung hingegeben hatte, mit ihr allein einen kleinen Spaziergang über Land zu machen. Statt dessen ward ich jetzt inne, daß es sich um eine regelrechte kleine Wallfahrt zu der Madonna handelte; über ein Dutzend Weiblein schloß sich uns an, und ich war aufs höchste bestürzt, als mir eine derselben plötzlich einen Rosenkranz in die Hand drückte mit der Aufforderung, denselben der ganzen frommen Schaar vorzubeten. Ich betheuerte, daß ich, wenn auch ein „buon cristiano“, doch zu diesem ehrenvollen Amte gänzlich ungeeignet sei; und ich rechne es Cesaria sehr hoch an, daß sie mir deshalb ihre Freundschaft nicht entzog, mochte auch ein kleiner Ausdruck von Enttäuschung sich auf ihren Zügen malen.

So zogen wir denn höchst andächtig zum Dorfe hinaus, dem nahen Kirchlein zu. Cesaria, die mich als ihren ganz besonderen Schützling betrachtete, schritt neben mir, und zwischen den Sätzen der Litanei, die sie der Vorbeterin nachsprach, stellte sie allerlei durchaus unheilige Fragen an mich. Aus allem, was sie redete, sprach ein einfacher, heller Verstand, ein klares Gemüth und die Neigung zu Schelmerei und unschuldiger Koketterie. Die Andacht der Frauen vor dem Madonnenbilde, über dessen künstlerischen Werth ich leider etwas anders urtheilen mußte als Cesaria, war bald zu Ende, und wir traten in derselben Weise den Rückweg an. Im Hause Lesonzo wurde dann ein

kleines Zauberfest abgehalten. Der Alte brachte einen vortrefflichen Wein zum Vorschein, die Tochter bot köstliche Orangen dar, und wir stießen auf unser und aller unserer Familienmitglieder Wohl an. Es war sehr behaglich in diesem einfachen, ländlichen Familienkreise, den einige durch die Neugier herbeigelockte Nachbarn und Nachbarinnen erweitert hatten. Ich bat nun um einige Volkslieder, und ohne die Zurückhaltung, der ich im Orient bei Griechen und Albanesen oft begegnet bin, sagten mir die Mädchen eine Anzahl her, zweimal, dreimal, bis ich sie richtig aufgeschrieben hatte. Es sind alles Liebeslieder, in Form und Inhalt den italienischen Strophen, wie sie in Süditalien gesungen werden, nachgebildet, wie diese von zarter Empfindung getragen, dabei aber durch eine gewisse dialektische Zergliederung des Gefühls der Kunstdichtung angenähert, von der sie vielleicht nicht ganz unbeeinflußt geblieben sind, wie diese von den Volksliedern mannichfache Anregung erfahren hat. Cesaria bat mich zuletzt um ein kleines Andenken. Es that mir herzlich leid, daß ich nicht die geringste verschenkbare Kleinigkeit bei mir trug; aber ich legte das feierliche Versprechen ab, nach meiner Rückkehr in die Heimat ihr etwas sehr hübsches zu schicken. Sie gelobte ebenfalls, etwas recht nettes für mich zu arbeiten und mir außerdem noch einen ganzen Haufen Tragudia (Lieder) aufzuschreiben. So nahmen wir Abschied, und ich war wirklich gerührt, als die zahllosen Händedrücke vorüber waren und ich in den Wagen stieg, von lebhaften Zurufen „Auf Wiedersehen!“ begleitet.

Gute, schöne Cesaria! Ich werde Dich aller Voraussicht nach im Leben nicht mehr wiedersehen. Du wirst die Ohrringe, die ich Dir aus dem fernen nördlichen Lande schicken werde, anlegen, wenn Du wieder zu Deiner Madonna wallfahrtest, viel beneidet von Schwester und

Freundinnen. Du wirst vielleicht dem hübschen jungen Postbeamten, der so ersichtlich um Deine Gunst bemüht war, Deine Hand reichen, und Deine Töchter werden von Deinen frischen Lippen dieselben Lieder lernen, die Du dem einsamen Fremdling mit Deiner wohltönenden Altstimme vorgesprochen hast. Diesen selbst aber wirst Du vergessen, denn Du bist jung, und Dein Leben gehört noch ganz der Zukunft an. Ich jedoch werde den fröhlichen Tag in Deinem Heimatsdorfe stets unter meinen angenehmsten Erinnerungen halten und werde niemals vergessen, daß mir hier ein blauer griechischer Himmel schattenlos und kummerlos in die Seele lachte und daß Dein munteres Geplauder mich auf Stunden in die selige Jugendzeit zurückversetzt hat. Nimm meinen Dank dafür, Du liebes, dunkeläugiges Mädchen, und alle guten Wünsche für Dich und für die lachenden Fluren Deiner fernen apulischen Heimat!

4. Tarent.

Nicht ohne lebhafte Befürchtungen verließ ich das hübsche, saubere Lecce, um mich über Brindisi nach Tarent zu begeben. Denn die wenigen Menschen, welche bisher nach dem Besuche dieser Stadt ihre Eindrücke schriftlich wiedergegeben haben, sind einig darin, dieselbe als ein Schmutznest allerersten Ranges hinzustellen. Woldemar Kaden, der 1880 eine Sommerfahrt in die südlichsten Landschaften Italiens unternahm, weiß auf den Tarent gewidmeten Seiten nichts Gutes über dasselbe zu sagen und denkt mit Widerwillen an die „in der erstickend heißen Locanda des Cicillo Maro auf abscheulichem Lager verkämpften“ Stunden; der Franzose Franz Lenormant, dem wir ein gründliches und gut geschriebenes Werk über Großgriechenland zu verdanken haben, schreibt ein Jahr

später: „Die Reisenden finden, um ihr Haupt zur Ruhe zu legen, nur gemeine und verpestete Herbergen von einer Schmutzigkeit, welche selbst für diejenigen abstoßend ist, die aus Liebe zur Alterthumswissenschaft die primitiven Lokanden Apuliens kennen gelernt haben.“ Selten habe ich eine angenehmere Enttäuschung erlebt. Zu später Abendstunde in schüttelndem Omnibus auf weitem Umwege in meine Behausung gebracht, fand ich in dem Albergo Europa eines der freundlichsten und bestgehaltenen italienischen Gasthäuser. Wohl gemerkt, kein Engländerhotel mit der Sklaverei einer Table d'hôte und mit Kellnern, welche in vier Sprachen unverschämt sind, sondern ein ruhiges, bürgerliches Haus, das prächtig gelegene Zimmer, saubere Betten und eine vortreffliche italienische Küche bietet. Als ich das Fenster öffnete, lag vor mir das Mare Piccolo in friedlicher Nachtruhe; zur Linken zeichnete sich das Profil der Stadt ab, und in der Höhe funkelten an dem klaren, wolkenlosen Himmel die Sterne mit wunderbarer Leuchtkraft. Und ich ging zur Ruhe in dem Bewußtsein, mich nun auch einmal in dem Erdenwinkel zu befinden, welcher dem Horaz vor allen anderen lachend erschien.

Was die Nacht versprochen, hat der Morgen in vollem Maße gehalten. Die Lage Tarent's ist eine entzückend schöne. Die weißen Häuser der Stadt spiegeln sich in einem Doppelmeere. Denn der herrliche Golf, der sich nach Südwesten öffnet, ist durch eine schmale Landzunge, die im Mittelalter durch einen breiten Durchstich zur Insel gemacht worden ist, von dem sich wie ein Landsee nach Osten ins Innere ziehenden „kleinen Meere“ geschieden. Die Insel ist im Westen durch eine Schiffbrücke, im Osten durch eine hängende Eisenbrücke, die den größten Dampfschiffen den Durchgang ermöglicht, mit

dem Festlande verbunden; und auf dieser Insel liegt, eng zusammengedrängt, der ältere Theil der Stadt, blos den Raum bedeckend, welchen im Alterthum die Akropolis dieser stolzen Königin der südlichen Meere einnahm. Die neuen Stadttheile, der Borgo Nuovo, siedeln sich nun wieder auf dem östlichen Festlande an, wo sich einst das Straßengewimmel der antiken Stadt ausbreitete. Ganz im Gegensatz zu Lecce kann man sich in Alt-Tarent durchaus nicht verirren. Die drei Hauptstraßen laufen parallel mit einander von dem freien Platze an der Kettenbrücke, wo das aus der Zeit Karls V. stammende Kastell steht, zwischen den beiden Meeren bis zu dem Marktplatze im Nordwesten, der sich zu den Füßen eines ebenfalls mittelalterlichen plumpen Thurmes ausbreitet. Durch zahlreiche enge und wenig saubere Gassen sind sie unter einander verbunden. Dem Mare Piccolo zugekehrt ist die Garibaldistraße. Die hohen Wälle, welche früher die Aussicht auf dasselbe versperrten und dem Quartier Luft und Licht raubten, sind bis auf niedrige Reste seit kurzem gefallen, und die Bewohner dieser Straße, zum größten Theile Fischer, haben, wie es sich gehört, die unverkümmerte Verbindung mit ihrem Lebenselemente wieder erhalten. Hier treibt auf einem durch allerlei Abfälle stets schlüpfrigen Pflaster eine lebhafte Menge durch einander, Leute von eigenthümlichem, unschönem Typus, die, wie es heißt, eine besondere, den übrigen Stadtbewohnern schwer verständliche Mundart reden und die mit der Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung der anderen Stadttheile nicht im besten Einvernehmen leben. Vermuthlich betrachten die Fischer sich als den älteren und erbgesessenen Theil der Einwohnerschaft und bewahren eine überkommene Abneigung gegen die anderen als Fremde und Zugewanderte.

Die mittlere Straße führt, etwas gewundener verlaufend als die beiden anderen, zum Dome. So eng sie ist, vermittelt doch jetzt in ihr ein Omnibus in etwas lebensgefährlicher Weise den Verkehr. Kaufläden und Arbeiterwerkstätten nehmen die Erdgeschosse der Häuser ein, alle den dürftigen Charakter kleinstädtischer Verhältnisse tragend. Eine wirkliche Buchhandlung lockte mich zum Eintritt. Zeitungen, französische Romane und Schulbücher waren hier offenbar die einzigen gangbaren Artikel. Den Abriß der tarentinischen Geschichte von dem patriotischen Apotheker Sferra, dem Gregorovius ein wohl verdientes Andenken geschaffen hat, vermochte der Buchhändler nicht aufzufinden. Dafür bot er mir eine fünfbändige Geschichte der Stadt aus dem Jahre 1878 von einem gewissen de Vincentiis an, auf deren Erwerbung ich indeß verzichtete, weil sie wesentlich Einzeldarstellungen der in Tarent ansässigen Adelsgeschlechter zu enthalten schien. Der Dom, welcher dem Schutzheiligen der Stadt, dem heiligen Cataldus, geweiht ist, macht von außen und von innen einen unerfreulichen Eindruck. Nur die antiken Säulen, welche die Rundbogen tragen, sind unvergänglich schön. An der kassettirten Decke sind die liegenden Kolossalgestalten zweier Bischöfe angeklebt, welche das peinliche Gefühl erzeugen, als könnten sie jeden Augenblick dem Beschauer auf den Kopf fallen. Auf die dem Cataldus geweihte Kapelle des Doms, einen mit prachtvollem, buntem Marmorschmuck verzierten Kuppelbau, sind die Tarentiner sehr stolz; ich fand die barocke Ueberladung derselben höchst abscheulich. Hat man sich müde gelaufen in diesen engen, menschenerfüllten Straßen und Gassen mit ihren hohen Häusern, deren Zusammenbruch im Falle eines Erdbebens eine fürchterliche Katastrophe ergeben müßte, so sucht man mit um so mehr Behagen

den Corso Vittorio Emmanuele auf. Dieser zieht sich als eine vornehme und ruhige Promenadenstraße längs des äußeren Golfes hin, auf der einen Seite mit den etwas schweren und aufdringlichen Palästen der tarentiner Aristokratie besetzt, auf der anderen durch eine Balustrade eingefaßt. In der Mitte derselben steht in einer kleinen Rundnische eine Büste Cavour's. Hier hat man zu allen Tageszeiten freiere und frischere Luft; hier träumt sich's besonders gut am Abend, wenn die Sonne drüben hinter Metapont zur Ruhe gegangen ist und die fernen Berge Kalabriens in ihrem letzten Schimmer erglänzen. Ungehindert folgt hier das Auge den schönen Linien des unvergleichlichen Golfes von Kap Vito bis zur Mündung des Flusses Bradano. Auf den beiden kleinen Inseln San Pietro und San Paolo, den Chöraden des Alterthums, die draußen auf der dunkelnden Flut schwimmen, blitzen die Leuchtthürme auf und weisen dem bei nächtlicher Weile nahenden Schiffer den Weg, wie einst den gewaltigsten Kriegsflotten. Und ohne merklichen Uebergang ist die Nacht gekommen, mondlos, aber durch das Gefunkel der Sterne fast tageshell, wie nur Nächte in Griechenland sind.

Hier stehen wir ja wirklich an der Schwelle des Landstriches, welchem die Griechen selbst den Namen Großgriechenland gegeben haben. An der Küste des Jonischen Meeres, die sich von hier nach Süden zieht und der entlang jetzt die Eisenbahn nach Reggio hinab saust, stand jene Reihe blühender und weltbekannter griechischer Städte, welche in der Geschichte des griechischen Kulturlebens unvergängliche Spuren hinterlassen haben: Metapont, Heraklea, Sybaris, Thurii, Kroton. Der griechische Geist hat hier eine zum Theil sehr eigenartige Entwickelung genommen und in Handel und Wandel, in Kunst und

Wissenschaft Blüten gezeitigt, wie sie manchen weniger begünstigten Theilen des Mutterlandes versagt geblieben sind. Aber auch der jämmerliche Parteisinn und die kleinliche Kirchthurmpolitik war mit übers Meer in die neue Heimat gebracht worden, und so sind alle diese Städte in unfruchtbaren Nachbarfehden untergegangen oder so geschwächt worden, daß sie dem fremden Eroberer ohne Kraft unterlagen. Wohl selten ist anderswo über eine so ungeheuer reiche Kulturstätte eine so vollständige, furchtbare Verwüstung hereingebrochen. Diese ganze Küste Großgriechenlands ist heutzutage die ödeste, menschenverlassenste von ganz Italien. In Metapont stehen noch fünfzehn Säulen eines dorischen Tempels aufrecht über der Erde, rings umgeben von trostloser, melancholischer Wüste, aber allerdings stimmungsvoll genug, wie die Ruinen in Pästum oder in Sizilien. Und in Kroton zeugt gar nur noch eine hohe Säule von verschwundener Pracht, jetzt dem Schiffer ein weithin sichtbares Wahrzeichen, wie die schlanken Schäfte auf dem Vorgebirge Sunion in Attika. Das ist alles.

Tarents Schicksal hat sich am spätesten erfüllt, und man darf ihm das Zeugniß ausstellen, daß es in nicht unrühmlichem, fast ein Jahrhundert dauerndem Ringen der aufstrebenden Weltmacht Rom erlegen ist. Ein brutaler Vertragsbruch Roms gab den Anstoß zu den Entscheidungskämpfen. Bei einem Volksfeste im Theater erblickte das Volk von Tarent eines Tages römische Kriegsschiffe auf der Höhe des Golfes, dessen Befahren denselben untersagt war. In aufschäumender Leidenschaftlichkeit wurden Dreiruderer bemannt und in kurzem Seekampf einige der feindlichen Galeeren in den Grund gebohrt. Der Senat schickte Gesandte, Rechenschaft zu fordern; diese sollen von dem Pöbel der Stadt thätlich

beleidigt worden sein. So wurde der Krieg erklärt. Man weiß, wie die Tarentiner den illyrischen Condottiere Pyrrhos zu Hülfe riefen und wie dieser nach wechselndem Kriegsglück den Boden Italiens verließ, Tarent preisgebend. Die Festung wurde von einem dort zurückgelassenen Epiroten verrathen, und Tarent ward römisch. Die von dem Sieger auferlegten Bedingungen waren hart, aber nicht unmenschlich; nur eine römische Besatzung in der Burg erhielt fortdauernd das Gefühl der Abhängigkeit. Die mannichfache Bedrängniß der Römer im hannibalischen Kriege schien geeignet, den Traum der Selbständigkeit zu verwirklichen, und die Stadt lieferte sich dem karthagischen Feldherrn aus. Das Ende war ein furchtbares. Der große Zauderer Fabius vollzog das Strafgericht. In verzweifeltem, blutigstem Straßenkampf ward Quartier um Quartier erstürmt und die Stadt dann der Plünderung der römischen Soldateska preisgegeben. Um der sicheren Schande zu entgehen, stürzten sich die heiligen Jungfrauen des Athenetempels von den Zinnen ihres Heiligthums auf die Straße. Die Beute war eine ungeheuere; allein was davon für den Staatsschatz zurückbehalten wurde, belief sich auf etwa zehn Millionen Mark, was also an wirklichem Werthe das fünf- oder sechsfache dieser Summe beträgt. Die Mitglieder des tarentinischen Senats wurden gestäupt und enthauptet, dreißigtausend Bürger als Sklaven verkauft. So schrecklich war das Ende Tarents.

Man erzählt, der römische Feldherr habe die meisten Götterstandbilder an Ort und Stelle gelassen. Wahrscheinlich faßte ihn selbst ein Grauen ob so unerhörter Zerstörung an, und in abergläubischer Scheu gebot er, den Tarentinern ihre „erzürnten Gottheiten" nicht wegzunehmen. Und in der That, die Götter mußten wohl

schweren Zorn gegen die unglückliche Stadt hegen; denn niemals wieder hat sie auch nur einen Schimmer der untergegangenen Größe gesehen. Aber auch jene verschonten Götterbilder sind im Laufe der Zeit verschwunden, und an wenig anderen Orten hat der Boden, auf dem eine reiche, kunstliebende Stadt gestanden, so wenig für später kommende Geschlechter aufbewahrt, wie in Tarent. Erst in den letzten Jahren haben die Häuserbauten in dem neuen Stadttheil, sowie die Hafenanlagen im Mare Piccolo mancherlei zu Tage gefördert, so die Reste eines Theaters, eine Reihe von Gräbern, Terrakotten und Bronzen, sowie neue, zum Theil sehr lehrreiche Exemplare apulischer Vasen. Die Sachen sind in einem kleinen provisorischen Museum untergebracht, das unter der kundigen Leitung des Bürgermeisters von Tarent, des trefflichen Archäologen Viola, steht. Manches früher Gefundene war von einem gebildeten Geistlichen, Herrn Ceci, in einer Privatsammlung vereinigt, welche besonders durch ihre reichhaltige Konchyliensammlung eine große Berühmtheit genoß. Gregorovius spricht noch mit lebhafter Anerkennung von ihr; ich habe sie nicht mehr gesehen, denn nach dem Tode ihres Besitzers ist der größte Theil verschleudert worden; der Rest hat, wie man mir sagte, bei dem theilweisen Einsturz des Hauses seinen Untergang gefunden.

Treu ist den Tarentinern nur das Meer geblieben. Aller Wohlstand, den die Bewohner der Stadt heut noch genießen, stammt vom Meere. Die tiefen und dabei ruhigen Gewässer des Mare Piccolo ziehen zur Laichzeit ungeheure Schaaren von Fischen an — man hat bis zu 93 Arten gezählt — deren Fang ein Erträgniß von mehreren Millionen Francs abwirft. Noch bemerkenswerther ist die Fülle und Mannigfaltigkeit der niederen Seethiere. Ein beträchtlicher Theil der in Neapel ver-

kauften Korallengegenstände stammt vom Kap San Vito im äußeren Golf von Tarent; das „kleine Meer" dagegen ist reich an Schalthieren und Mollusken der verschiedensten Gattungen. Besonders charakteristisch ist die Austernzucht, die immer noch nach einer aus dem Alterthum überkommenen Methode geübt wird; man hat die Bestimmungen derselben im 15. Jahrhundert in dem sogenannten „libro rosso" zusammengestellt. Es ist lohnend, sich zu den Austernbänken hinrudern zu lassen; für wenige Soldi kann man dort ein bis zwei Dutzend Austern im denkbar frischesten Zustande schlürfen. Im Alterthume waren zwei mit dem Meere in Verbindung stehende Industrien in hoher Blüte. Die eine war die Purpurfärberei; die mit tarentinischem Purpur gefärbten Wollstoffe waren nach denen von Tyrus die gesuchtesten. Diese Industrie ist ganz untergegangen. Eine andere hat sich in dürftigen Resten erhalten. Aus den seidenartigen Fäden, mit denen die Meerspinne sich an die Felsen klammert, verfertigte man dünne, durchschimmernde Gewandstoffe, ähnlich den berühmten von der Insel Kos; man sieht dergleichen bei den Tänzerinnen auf den herkulanischen Wandgemälden. Jetzt werden aus dem Stoffe Handschuhe, Geldbörsen und kleine Mützen gefertigt, aber nur in geringer Anzahl und deshalb zu sehr hohem Preise.

Vom Meere hängt auch noch in anderer Richtung das zukünftige Schicksal Tarents ab. Die italienische Regierung hat erkannt, daß das Mare Piccolo der vollkommenste und unvergleichlichste Hafen des ganzen Königreiches sei, und daher beschlossen, ihn zu einem Kriegshafen auszugestalten. Seit Jahren wird so rastlos, als es die Geldverhältnisse des Staates erlauben, an dieser Aufgabe gearbeitet, und bereits heute ist recht stattliches geschaffen worden. Nach seiner Vollendung wird dieser

Hafen von Tarent den an Spezzia's „siebenbusigem Golf" bei weitem übertreffen. Und dann mag vielleicht noch einmal jene neue Epoche des Aufschwunges für die Stadt beginnen, auf welche die Tarentiner so sehr hoffen. Gegenwärtig stören noch keine kriegerisch bewehrten Panzerkolosse das friedliche Idyll dieses schönen, großen Sees, an dessen edel geschwungenen Ufern eine unendlich fruchtbare Ebene in leiser Steigung sich weit ins Innere zieht, fern am Horizont hie und da in kleine Hügel auslaufend, auf welchen weiße Häuser aus dem Grün der Anpflanzungen schimmern. Wohl nicht viel anders sieht heute diese beglückte Landschaft aus, als damals, wo Horaz sein schönes Gedicht an Septimius schrieb. Er spricht in demselben zuerst den Wunsch aus, in seinem geliebten Tibur sterben zu dürfen:

Doch wenn mir neidisch dies die Parze wehrt,
Dann will ich ziehn zu jenen stillen Hügeln,
Die, rings umschweift von Lämmern vließbeschwert,
In des Galäsus sanftem Strom sich spiegeln.

Vor allem lacht mir dieser Küstensaum,
Wo Honig fließt wie aus Hymettusquellen,
Und saftgefüllt am silbergrauen Baum
Wie in Venafrum die Oliven schwellen;

Wo mild und lau die Winterlüfte wehn
Und lange weilt des Frühlings duftig Blühen,
Und laubumgrünt wie auf Falerner Höhn
An Aulons Reben Purpurtrauben glühen.

Dahin, mein Freund, laß ziehen uns vereint:
In dieses Paradieses heitrem Frieden
Sei einst dem Sänger, still von Dir beweint,
Des Erdenlebens letztes Ziel beschieden.

XX.

Bei den Albanesen Italiens.

(1890.)

Wohl nicht allzu vielen Menschen dürfte es bekannt sein, daß in den südlichen Provinzen des Königreichs Italien nächste Anverwandte der wilden Bergstämme leben, welche durch nachbarliche Raubzüge über die montenegrinische oder serbische Grenze und durch ihre Widersetzlichkeit gegen türkische Statthalter hie und da die unruhige Aufmerksamkeit des Westens auf sich ziehen. In den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche endlich zur Unterwerfung Albaniens unter die Türkenherrschaft führten, sind diese Albanesen, besonders nach dem Tode ihres heldenhaften Führers Skanderbeg, in Schaaren nach dem benachbarten Süd-Italien ausgewandert und haben dort gastfreundliche Aufnahme gefunden. Durch die Jahrhunderte hindurch haben sie bis auf den heutigen Tag Sprache und Sitten ihrer Vorfahren in anerkennenswerther Reinheit und Treue bewahrt, und da sie im Uebrigen durchaus gute Italiener geworden sind, hat man niemals die geringste Veranlassung gehabt, den Prozeß, durch welchen ihre Muttersprache allmählich in der italienischen aufgeht, irgendwie zu beschleunigen. So giebt es in Sizilien noch vier Dörfer, in welchen Albanesisch ge-

sprochen wird — aus einem derselben stammt die Familie des früheren Ministerpräsidenten Crispi; eine sehr beträchtliche Anzahl von albanesischen Ortschaften ist in den beiden Kalabrien sowie in der Basilicata und Capitanata zerstreut, und ein Dorf endlich, San Marzano, liegt in der Provinz Lecce, etwa drei Meilen von Tarent entfernt.

Da mich mein Osterausflug in diesem Jahre zunächst nach der Terra d'Otranto geführt hatte, so wollte ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, diesem albanesischen Dorfe wenigstens einen flüchtigen Besuch zu machen. Und als ich mich von dem schönen Tarent, wo ich einige unvergeßliche Tage zugebracht, endlich losriß, beschloß ich, den Rückweg so zu machen, daß ich mit einem Wagen bis Oria fuhr, um erst dort in den nach Brindisi gehenden Eisenbahnzug zu steigen. Dabei führte mich der Weg über San Marzano, und ich konnte dem Besuche dort den größeren Theil des Tages widmen. Herr Viola, der gelehrte und liebenswürdige Bürgermeister von Tarent, hatte mir ein Empfehlungsschreiben an den Sindaco von San Marzano gegeben, und so rollte ich denn eines Morgens um 7 Uhr wohlgemuth aus Tarent hinaus in die apulische Landschaft.

Während meines zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Apulien habe ich nur zwei schlechte Menschen kennen gelernt; denn alles Volk in den Städten und auf dem Lande fand ich dort von musterhafter Anständigkeit, Bescheidenheit, Zurückhaltung, Gefälligkeit, kurz mit allen möglichen guten Eigenschaften ausgestattet, die man als Fremder unter Fremden schätzt und liebt. Wodurch der Erste von jenen Beiden sich gegen diesen trefflichen Charakter des apulischen Volkes versündigte, soll durch mich nicht auf die Nachwelt kommen. Der zweite aber war leider der Kutscher, der mich nach Oria führte. Obwohl

ich am Tage vorher in eindringlicher Verhandlung, welche durch seinen Dialekt nicht immer ganz leicht gemacht wurde, einen Wagen mit zwei Pferden ausgemacht hatte, war doch an dem bewußten Morgen nur ein noch dazu wenig unternehmend aussehender Gaul an das Gefährt angeschirrt. Meinen Aerger darüber suchte der Ehrenmann durch die phlegmatische Bemerkung zu besänftigen, wir würden mit dem einen Pferde ebenso rasch vom Fleck kommen, wie mit zweien, und da ich nicht eine weitere Stunde mit frischem Anspannen versäumen wollte, ließ ich die Sache auf sich beruhen. Für ihn kam der Aerger erst auf dem Bahnhofe in Oria, als ich ihm von dem ausbedungenen Lohne fünf Lire abzog; und sein verblüfftes Gesicht und die Bitten, auf die er sich — nutzlos — verlegte, berechtigten mich zu der schönen Hoffnung, daß er das nächstemal wirklich mit zwei Pferden gefahren sein wird. Die Unthaten dieses Rosselenkers waren damit noch nicht zu Ende. Kaum hatten wir das Weichbild Tarents verlassen, so lud er mit freundlicher Handbewegung einen der Straße ziehenden Gevatter ein, neben ihm auf dem Bocke Platz zu nehmen. Da der Wagen zum Schutze gegen den Staub und den empfindlich kühlen Morgenwind geschlossen war, so verwahrte ich mich energisch gegen diese weitere Verfinsterung der Landschaft. Darob großes Erstaunen, aber schließlich Ergebung in den Willen des Padrone. Aber das Herz des Kutschers habe ich mir durch diese egoistische Ausnützung meines Rechtes sicherlich nicht gewonnen.

Ein wunderbar klarer, tiefdunkler Himmel, welcher mehr als alles andere für diese südlichsten Landschaften Italiens den Namen Großgriechenland gerechtfertigt erscheinen läßt, spannte sich über die reiche, gesegnete Ebene, in welche wir hineinfuhren. Noch einmal wendet sich bei

San Giorgio der Blick zurück nach dem leuchtenden Doppelmeere, in welchem sich die weißen Häuser Tarents spiegeln; noch einmal verfolgt er die entzückend schöne Linie des Golfes und winkt den in weiter Ferne verschwimmenden Berggipfeln Kalabriens ein letztes Lebewohl zu. Mit Mühe erklimmt der Gaul die steile Anhöhe, auf welcher das große Dorf Fravagnano sehr malerisch liegt, mit einer bemerkenswerthen Barockkirche und ansehnlichen steinernen Häusern, die hier überall den Ortschaften das Aussehen größerer Wohlhabenheit geben, als sie in der That besitzen. Von hier an verschwindet das Meer, und rings umher liegt nichts als die großartige Einförmigkeit der apulischen Landschaft. Selbst einem Meere nicht unvergleichbar, dehnt sie sich ins Unendliche aus, ein prangender, frischer Garten, so weit das Auge reicht, das dunkle Grün der Orangenbäume abgetönt durch das silberne Grau der Oliven; weiße Landhäuser hie und da auftauchend, und auf mäßiger Höhe die eine und die andere Ortschaft; und das alles von einer Luft umflossen, welche die wundervolle Architektur auch der fernsten Cypresse, die schönen Kronen der vereinzelten Palmen zu malerischester Wirkung kommen läßt, und in ein Sonnenlicht getaucht, wie es in gleicher Weise drüben um die Küsten und Buchten von Griechenland sich breitet.

Etwa zwei Stunden, nachdem wir Tarent verlassen, hielten wir auf dem Marktplatze von San Marzano. Der Laden eines „Gemischtwaaren-Händlers“ flößte mir Vertrauen ein, und ich bewog den Besitzer desselben, mir ein paar Eier kochen zu lassen, die ich mit etwas Salami und Käse, sowie einer Orange und einer frischen Fenchelstaude verzehrte: ein Frühstück, das nicht sehr üppig genannt werden darf, das mir aber trotzdem vortrefflich schmeckte. Auf solche Weise zu weiteren Unternehmungen

vorbereitet, suchte ich das Municipio auf, das durch die, wie es scheint, einzige Straßenlaterne des Ortes äußerlich gekennzeichnet war. Ich fand den Herrn Bürgermeister mitten in seiner Berufsthätigkeit. Das Amtszimmer war mit Leuten angefüllt, die offenbar zum größten Theile zu der vorgenommenen Amtshandlung nicht in der entferntesten Beziehung standen, sondern die Gelegenheit wahrnahmen, hier in Ruhe und Frieden eine Cigarette zu rauchen, ganz wie man das in den Empfangszimmern türkischer Minister gewohnt ist. Mit wohlgesetzten Worten überreichte ich meinen Empfehlungsbrief und versicherte dabei, ich hätte die weite Reise wesentlich deßhalb gemacht, um den Ort San Marzano mit seiner albanesischen Einwohnerschaft einmal persönlich kennen zu lernen. Große Bewegung. Ich redete einen der anwesenden Bauern Albanesisch an, mit den Sprachkenntnissen, die ich mir drüben in Albanien erworben hatte, und siehe da, die Verständigung ging ohne sonderliche Schwierigkeiten vor sich. Wachsendes Erstaunen. Die Amtshandlung wurde bis auf Weiteres vertagt, man brachte einen vortrefflichen Wein zum Vorschein, ich vertheilte ägyptische Cigaretten, und die Stimmung begann sich zu erwärmen. Nun rückte ich mit meinem Wunsche hervor, eine Reihe von Vokabeln abfragen zu dürfen, vielleicht auch einige Volkslieder mir diktiren zu lassen. Ich wurde auf den Amtssitz des Bürgermeisters gesetzt, dieser sowie sein Sekretär nahmen an meiner Seite Platz, und um den Tisch bildete sich ein Kreis von Bauern, der durch Zuzug aus dem Dorfe immerwährend verstärkt wurde, wo sich natürlich das Gerücht von der Anwesenheit eines so sonderbaren Fremden bald mit Blitzesschnelle verbreitet hatte.

Unterdessen hatte man nach dem Apotheker geschickt. Das war der Gelehrte des Ortes, nach dem zu schließen,

was über ihn gesprochen wurde. Bald kam er an, ein kleiner, fetter Herr mit gestutztem Barte. Er war nicht aus dem Orte, hatte seine Ausbildung in Neapel genossen und blickte mit wenig verhehlter, innerlicher Geringschätzung auf sämmtliche Bewohner des Ortes, den Bürgermeister nicht ausgeschlossen, herab. Er behauptete, sich für die albanesische Sprache zu interessiren, obwohl sie nicht seine Muttersprache war, und brachte ein kleines Heft zum Vorschein, in welchem er sich, zum Theil aus gedruckten Büchern, ein albanesisches Wörterverzeichniß angelegt hatte. Dieses wollte er mir mit großer Hartnäckigkeit diktiren, obwohl es mich, weil es zum Theile nicht aus dem Volksmunde gesammelt war und den Dialekt der kalabrischen Dörfer unreinlich wiedergab, nur sehr mäßig interessirte. Ich gewann sein Herz durch einige verbindliche Redensarten, und es gelang mir, ihn dahin zu bringen, daß er sein Heft wieder in die Tasche steckte. Nun begann das Examen. Ich nannte die italienischen Wörter, und aus der Corona tönte mir die albanesische Entsprechung zurück. Es waren wesentlich drei oder vier Zuhörer, die sich an der Debatte betheiligten, darunter ein junger Bursche mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck, der ganz besonders den Ernst der Situation erfaßt zu haben schien. Manchmal entspann sich über die Wahl eines Ausdrucks oder über seine richtige Aussprache ein kleiner Streit, den letzterer gewöhnlich durch seine bestimmten Erklärungen beendete. So habe ich im Laufe einer Stunde einige hundert Wörter abgefragt, Benennungen von Körpertheilen, Geräthen, Pflanzen, Thieren, Verwandtschaftsgraden, was mir eben in den Sinn kam, da ich eigentlich diesmal auf diese linguistische Exkursion gar nicht vorbereitet war.

Weniger Glück hatte ich mit meinen Erkundigungen

nach einem Volksliede, einem Sunett, wie sie hier sagen. Ein Einziger von den Anwesenden wollte sich an eines erinnern, scheute sich aber, es mir vorzusagen, weil es nicht sehr anständig sei. Es gelang mir, seine moralischen Bedenken zu überwinden, und ich schrieb es auf. Es ist ohne jeden poetischen Werth und nicht einmal sonderlich heikel. Hier ist es in deutscher Uebersetzung: „Gestern Abend stieg ich beim Mondschein auf einen Hügel; da sah ich ein Mädchen, das Katharina hieß. Höre, Katharina, deine Mutter hat mir gesagt, um ein Stückchen Brot wolle sie dich mir nicht geben. Wie sehr wünschte ich eine Nacht ganz allein mit dir zu sein, wie viel Knippe und Zwicke (pizzeche und mozzeche, italienische Lehnwörter) würde ich dir geben!" Aber der Apotheker stellte die Thatsache fest, daß die Frau eines Fleischers ein sehr hübsches Liebeslied wüßte. So wurde der Aufbruch nach dem Fleischerladen beschlossen. Der Bürgermeister, sein Sekretär und der Apotheker begleiteten mich, draußen schloß sich uns der Doktor an, ein liebenswürdiger und gebildeter junger Mann, der aus dem benachbarten Francavilla stammte und eines gastrischen Leidens wegen den Aufenthalt in dem etwas höher gelegenen San Marzano gewählt hatte. Er hätte gar nichts zu thun, klagte er, denn die Leute wären hier ungeheuer gesund; höchstens, daß er von Zeit zu Zeit einen Todtenschein ausstellte. Und so suche er mit dem Lesen wissenschaftlicher Werke und französischer Romane seinen Tag auszufüllen.

Die bewußte Fleischersfrau erwies sich als ein schreckliches, dickes Weib, von deren wulstigen Lippen ein Liebeslied vortragen zu hören ein mäßiger Genuß sein mußte. Als wir eintraten, war sie damit beschäftigt, mit ihren braunen blutbefleckten Armen, an denen die Aermel hoch hinaufgestreift waren, einen Körpertheil irgend eines Thieres

kunstgerecht zu zerlegen, und mit einem verschämten Lächeln auf dem breiten Gesichte entsprach sie unserem Ansinnen. In ihrer Verwirrung ließ sie erst zwei Zeilen aus und mußte dann das Ganze wiederholen. Es scheint in der That das einzige Lied zu sein, das in San Marzano noch lebt. Denn wie ich nachträglich zu Hause feststellen konnte, haben die beiden Sprachforscher, welche vor mir in dem Dorfe waren, das nämliche aufgezeichnet; sie haben es vermuthlich denselben reizvollen Lippen abgelauscht. Der eine derselben war Dr. Johann Hanuß, Privatdocent an der Wiener Universität, ein junger Gelehrter, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte; er war im Frühjahre 1887 in Apulien und Kalabrien und wurde bald darauf in Paris durch ein grausames Schicksal der Wissenschaft viel zu früh entrissen. Der andere war Prinz Lucian Bonaparte, ein Sohn des Fürsten von Canino und Neffe des großen Napoleon, der sich als vielseitiger und gründlicher Sprachforscher bekannt und besonders um die Erforschung des Baskischen verdient gemacht hat. In dem Dorfe war die Erinnerung an seinen Besuch noch sehr lebendig, und man erzählte mir viel von dem alten, wohlbeleibten Herrn mit dem charakteristischen Bonaparte-Kopfe, der nicht drei Schritte machen konnte, ohne sich auf einem immer bereit gehaltenen Stuhle auszuruhen.

Auch dieses durch dreifache Anstrengungen der Vergessenheit entrissene Liedchen ist nicht viel werth und steht hinter den italienischen und griechischen Volksgesängen der Terra d'Otranto ganz bedeutend zurück. Es lautet in wörtlicher deutscher Uebertragung etwa: „Ich stellte mich, als liebte ich dich nicht, aber es war eine Lüge, denn du hast von meinem Herzen Besitz ergriffen. Ich ging hochmüthig an dir vorüber; aber nur um der Leute willen habe ich dich nicht angesehen. Meine Liebe ist da geblieben,

wo sie immer war; nur dich will ich nehmen, mein Herz. Jetzt wollen wir uns umarmen, wenn wir uns lieben, denn du sollst meine Frau werden, wenn Gott es will."

Es ist ohne weiteres klar, daß das Erlöschen der albanesischen Sprache auch in diesem Dorfe nur eine Frage der Zeit ist. In vier anderen Orten der Nachbarschaft, in Monteparano, Roccaforzata, Carosino, Faggiano, ist sie bereits seit geraumer Zeit verschwunden. Der Schulunterricht, der Verkehr mit den Aemtern, mit den italienisch redenden Bewohnern der Nachbardörfer, in der Hauptstadt arbeiten langsam an der Italienisirung. Alle Bauern sind gegenwärtig zweisprachig, und auch unter den Frauen dürfte es, wie mir versichert wurde, keine einzige mehr geben, die des Italienischen nicht kundig wäre. Trotzdem wird im häuslichen Verkehre die Muttersprache durchaus noch gepflegt. Die kalabrischen Dörfer sind in einer günstigeren Lage; sie sind an Zahl viel bedeutender, und seit dem vorigen Jahrhundert ist dort das Albanesische bis zu einem gewissen Grade immer auch literarisch gepflegt worden, so noch in unseren Tagen von einem greisen Priester in Corigliano, der langathmige Gedichte verfaßt und eine zeitlang sogar eine albanesisch-italienische Monatsschrift herausgegeben hat.

Um den Kreis der Honoratioren des Ortes zu vervollständigen, fehlte mir blos noch der Pfarrer. Auch dessen Bekanntschaft wurde mir schließlich zu Theil. Man versicherte mir, derselbe wisse eine sehr interessante Geschichte über die Gründung dieser albanesischen Kolonie zu erzählen. Obwohl ich mich über das vermuthlich sehr Legendenhafte derselben keinerlei Illusionen hingab, folgte ich doch gerne meinen vier Begleitern in das Priesterhaus. Der alte, freundliche Herr, der hübsche, große, aber nur mit spärlichem Hausrath angefüllte Zimmer bewohnte,

ließ sich nicht bitten, und nachdem wir um ihn Platz genommen hatten, hob er an. Es war die bekannte Jugendgeschichte Skanderbeg's, die er vortrug, sagenhaft ausgeschmückt, sein Krieg gegen die Türken, und wie nach seinem Tode viele christliche Albanesen jenseits des Meeres Zuflucht gefunden hätten. Alles in Allem war mir die Geschichte viel weniger interessant, als den vier anderen Herren, die sie doch schon oft genug gehört haben mochten. Leider ließ sich der kleine geistliche Herr zu einem Extempore hinreißen, das einen Ausbruch der lebhaften und offenbar etwas nervösen Natur des jungen Arztes zur Folge hatte. Er schilderte die Anfänge Skanderbeg's als die eines Bandenführers und verglich dabei Garibaldi. Mit sehr gereizter, lauter Betonung verbat sich der Doktor einen solchen Ausfall auf den Nationalhelden, und als der Pfarrer verlegen lächelnd sich entschuldigte, dabei aber sich erst recht hineinredete, gerieth der Doktor in eine noch heftigere Erregung, und es wäre ohne Zweifel zu einer scharfen Auseinandersetzung gekommen, wenn ich ihn nicht leise gebeten hätte, mich doch die hübsche Geschichte vorläufig zu Ende hören zu lassen. Aber noch auf der Straße versicherte er mir sehr nachdrücklich, man dürfe solche Verunglimpfungen des großen Todten durch so einen Priester auf gar keine Weise sich ruhig gefallen lassen.

Hiemit sah ich meine Aufgabe als beendet an. Da keiner der Herren, trotz ihrer sonstigen großen Zuvorkommenheit, Miene machte, mir etwas zum Essen anzubieten, ich aber Grund hatte, zu glauben, daß alle bereits gebührendes Verlangen nach ihrem Pranzo empfanden, so nahm ich Abschied. Händedrücke und die üblichen Versicherungen des Wiedersehens wurden ausgetauscht, und mein Wägelchen rollte zum Dorfe hinaus, in der Glut der Nachmittagssonne der alten Messapierstadt Oria zu.

XXI.

Das Jubiläum der Universität in Bologna.

(1888.)

Der schöne Arkadenhof der alten Universität in Bologna, des sogenannten Archiginnasio, ist in einen herrlichen Festsaal verwandelt. Fahnen und Standarten, Wappen und Laubgewinde schmücken die Mauern, oben schirmt ein buntes Zeltdach gegen die Sonne. Gegenüber dem Eingange ist eine Loggia hergerichtet, da sitzen König und Königin, Ersterem zur Seite der blasse Kronprinz, hinter ihnen Minister, Gesandte und Würdenträger des Hofes. Zu beiden Seiten sind sitzend und stehend die Festgäste zusammengedrängt; die Professoren links, rechts die Studenten, ein Bild hell und farbenreich durch die verschiedenfarbigen Amtstrachten der Vertreter aller Universitäten der Erde, durch die bunten Kopfbedeckungen der italienischen und fremden Studenten. Auf den Galerien zu beiden Seiten ein reicher Kranz mehr oder weniger schöner Frauen und Mädchen, auf der mittleren Galerie über der Königsloge das berühmte städtische Orchester Bolognas. Auf der Rednertribüne rechts, nahe dem Könige, steht Carducci, welchen die Italiener selbst ihren bedeutendsten Dichter nennen, im Begriffe, seine Festrede zu beendigen. Eine kleine, gedrungene Gestalt mit leicht ergrautem Haupthaar und Vollbart, gekleidet in den Talar des Bologneser Professors. Hie und da verschiebt

23*

der Wind die baldachinartige Decke des Hofes und das volle Sonnenlicht umflutet die Gestalt des Redners, wie wenn auf der Bühne Held oder Heldin in elektrischem Lichte gezeigt werden. Er spricht von Mazzini und von Garibaldi, er wendet sich an den König und ruft ihm das Wort von der Roma intangibile ins Gedächtniß. Tobender, nicht endenwollender Beifall unterbricht diese Schlußsätze seiner Rede. In der linken Hand einen von den belaubten Zweigen haltend, mit denen das Rednerpult geschmückt ist, winkt er der jubelnden Studentenmasse das Zeichen, es sei genug; und das Schreien verstummt, um gleich darauf mit erneuter Heftigkeit loszubrechen. Wie ein Volkstribun steht er da, welcher die Massen beherrscht und entfesselt.

Diese Szene, welche Jedem unvergeßlich bleiben wird, der sie miterlebt hat, bildete den Mittelpunkt der offiziellen Universitätsfeier bei dem Jubiläum in Bologna. Sie hatte ohne Zweifel etwas stark Theatralisches, aber sie war von packender Wirkung auch für den fremden Zuschauer, für den Italiener gewiß erhebend und weihevoll. Das Königspaar erhob sich und ging Carducci entgegen; und der angeblich so unbeugsame Nacken des Republikaners, um den sich allerdings das Großkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens schlang, neigte sich tief auf die Hand der schönen und lieblichen Margherita. Aber das Bewußtsein, diesem schönen Moment beigewohnt zu haben, war nicht leicht erkauft. Von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags im Festgewande zu existiren bei einer Hitze von 32 Grad im Schatten, mit einer kleinen Tasse schwarzen Kaffees im Magen, theils im langsamen Zuge die Straßen der Stadt durchschreitend, theils in drangvoll fürchterlicher Enge auf mäßig bequemen Stühlen sitzend, dabei das langsame Geplätscher einer schier unendlichen

Reihe von Reden über sich ergehen zu lassen — fürwahr, das ist eine achtunggebietende Leistung. Es ist ein Wunder, daß König Humbert nicht schon diesmal, sondern erst am nächsten Tage, bei den Ehrenpromotionen, am Schlusse von einem Ohnmachtsanfalle ergriffen wurde. Carducci selbst sprach nicht gut. Seine Rede war zu lang, sie dauerte anderthalb Stunden — allerdings nur die Hälfte der Zeit, welche beim Heidelberger Jubiläum Kuno Fischer den Festgästen zumuthete — sie war viel zu sehr eine gelehrte Abhandlung, mit einer Anzahl geistvoller Gedanken allerdings, die aber in der Menge von ermüdenden Einzeldingen erdrückt wurden. Erst am Schlusse kam das Rhetorische, wie es eine solche Festrede durchwärmen soll, zu seinem Rechte. Der Redner war furchtbar aufgeregt; seine zitternde Hand konnte das erfrischende Glas Wasser kaum zum Munde führen. Viel zu viel des Guten thaten die Vertreter der nicht italienischen Universitäten. In Heidelberg hatten die Vertreter sämmtlicher nichtdeutschen Hochschulen sich in der Wahl eines Redners geeinigt; in Bologna war diese Einigung, welche den Festakt um wenigstens eine Stunde verkürzt hätte, nicht zu erzielen. Die Wissenschaft, welche ja angeblich über die politischen und nationalen Schranken hinweg wenigstens die erlesensten Geister der verschiedenen Völker einigen soll, hat sich hier nicht einmal stark genug erwiesen, um die gesonderten Redegelüste der Vertreter wenigstens der kleineren Natiönchen im Zaume zu halten; Dänemark und Schweden, Spanien und Portugal, Griechenland und Rumänien, Belgien und Holland, sie alle, alle traten vor und sprachen. Natürlich waren auch Cisleithanien und Transleithanien nicht unter Einen Hut zu bringen gewesen. Sehr viele von den auswärtigen Vertretern sprachen Italienisch. Natürlich bekam man

dabei recht sonderbare Mundarten dieser Sprache zu hören. Ich habe nicht recht einsehen können, warum beispielsweise der von den deutschen Universitäten gewählte Redner, der berühmte Chemiker Hofmann aus Berlin, es nicht vorzog, ein gutes Deutsch anstatt eines fragwürdigen Italienisch zu sprechen. Es steckte in diesen oratorischen Uebungen zum Theil wohl Liebenswürdigkeit gegen die gastfreundliche Nation, daneben aber auch ein gutes Stück Eitelkeit. Die Italiener ließen sich die Liebenswürdigkeit gefallen und lächelten über den Rest. Der Vertreter Frankreichs war sich keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß er Französisch zu sprechen hatte.

Wurde hier etwas zu viel gesprochen, so ging es dafür um so stiller bei dem Festbankett der Professoren zu, das im Börsensaale zu derselben Zeit abgehalten wurde, zu welcher die Studenten ihr fröhliches Gelage draußen in Casalecchio hatten. Das vortreffliche Menu wickelte sich ohne Störung ab, und die Unterhaltung mit den Nachbarn war nicht aufgeregter, als sie bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt. In Heidelberg gab die Anwesenheit des Großherzogs und des deutschen Kronprinzen dem Ganzen erhöhtere Stimmung, und der Letztere, der damals noch in voller männlicher Kraft unter uns stand, sprach herrliche, unvergeßliche Worte zu der Versammlung. Hier fehlte der König; den Trinkspruch auf seine Gesundheit brachte Graf Solms, der deutsche Botschafter in Rom, in wenigen französischen Worten aus. Das war nicht ohne politische Bedeutung, wie denn überhaupt die deutsche Regierung in hervortretender Weise zu dem Feste in Bologna Stellung genommen hatte. Das Berliner Unterrichtsministerium hatte einen besonderen Vertreter entsendet, und die zahlreichen Abgesandten der deutschen Universitäten waren von ihren Regierungen in reichlichster

Weise mit Geldmitteln zu der Reise ausgestattet worden. Bei uns in Oesterreich ist nichts dergleichen geschehen, und daß österreichische Hochschulen überhaupt vertreten waren, verdankt man der Opferwilligkeit einzelner Professoren oder einzelner akademischer Senate.

Auch die Anwesenheit von Studenten hervorragender deutscher Hochschulen war unter den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt bedeutsam. Sie können sich über die ihnen zu Theil gewordene Aufnahme nicht beklagen. Manch heißes Frauenauge hat voll Bewunderung auf den prächtigen Gestalten und den offenen Gesichtern geruht, und wo sie sich zeigten, in Cerevis oder Barett, den blanken Schläger in der Hand und voran die reich gestickte Fahne der Universität Berlin, da waren sie von einer Hüte und Tücher schwenkenden Menge umringt, deren Theilnahme viel mehr war, als der Ausfluß bloßer Schaulust und Neugierde. Unter den Arkaden vor der Hoffmeister'schen Bierstube wurde tapfer mit den italienischen Kommilitonen gezecht, und bald sah man das Cerevis auf dem dunklen Haare eines wälschen Bruders sitzen, während sich der Germane eine bunte italienische Studentenmütze auf sein Lockenhaupt stülpte. Es waren Szenen, die man gesehen haben muß, um sie zu glauben; ein Eigenartiges, noch nie Dagewesenes. Die Longobarden, die Gothen und die langen Reihen der übrigen Deutschen, die durch die Jahrhunderte hier nur als trotzige Eroberer und widerwillig ertragene Herrscher gehaust haben, mögen sich in ihren Gräbern umgedreht haben. Allerdings — naturam expellas furca — theilten die deutschen Studenten diesen Enthusiasmus mit den französischen. Beim Studentenfestmale in Casalecchio wurde ein Telegramm an den todtkranken Kaiser, aber auch eines an den Präsidenten Carnot abgesendet; und „Evviva la Francia!"

wurde nicht minder laut geschrien, als „Evviva la Germania!“ Nur ein „Evviva l'Austria!“ habe ich niemals gehört. Die deutsch-österreichischen Studenten glänzten durch ihre Abwesenheit. Ihr Erscheinen hätte in mancher Beziehung versöhnend wirken können.

Und doch war das Fest in erster Linie ein echtes und rechtes Studentenfest. Mochten sich auch die Fröhlichkeit und überschäumende Jugendlust vielfach in anderen Formen äußern als bei uns, mochte auch mehr geredet und gelärmt als getrunken werden, spielte sich auch Alles mehr auf Platz und Straße als im Kneiplokale mit Landesvater und Salamander ab, es waren doch echter Festjubel und herzliche Freude, angefangen von dem Empfang der fremden Studenten auf dem Bahnhofe, die im Triumphzuge, zusammen mit dem berühmten Ochsen aus Padua und dem ebenso berühmten Weinfaß aus Turin, an den dichtgefüllten Tribünen vorbei in die Stadt geführt wurden, bis zu dem ausgelassenen, tollen Nachtfest auf der Montagnola, bei welchem bald die antike fescenninische Fröhlichkeit, bald die göttliche Heiterkeit der Renaissance wieder aufzuleben schien. Kein Zug der Rohheit störte das schöne Bild, und es war erhebend aus dem Munde der Jugend, die man bei uns leider so vielfach in den Reihen der Vorkämpfer für Unduldsamkeit und Racenhaß findet, Worte edler und reiner Menschlichkeit zu vernehmen. Die akademische Jugend Italiens hat sich durch ihr Verhalten bei diesem Feste ein schönes, unvergängliches Denkmal gesetzt.

Wir Professoren ließen gern und neidlos der Jugend den Löwenantheil an der allgemeinen Begeisterung, an den Kundgebungen weitreichender Theilnahme. Man hatte uns vielleicht etwas zu ehrwürdig aufgefaßt und uns in dem großen Ausstattungsstücke, das sich in diesen Tagen

in Bologna abspielte, lediglich die Rollen togageschmückter, in feierlichem Schritte einher wandelnder oder auf kurulischen Stühlen sitzender Senatoren zugetheilt. Und ach! wir Oesterreicher waren, zwei Krakauer Kollegen abgerechnet, nicht einmal in eine Toga gehüllt. Daß auch unter uns Mancher ein gutes Glas Wein in fröhlicher Gesellschaft steifen Sitzungen und langen Reden vorzieht, hatte man etwas vergessen. Nicht mit Unrecht ward, besonders zu Anfang, die Klage laut, daß Manches nicht ordentlich organisirt sei. Und doch war viel gearbeitet und vorbereitet worden. Der bewegliche kleine Rektor, der Geolog Capellini, war schon am ersten Tage vollständig heiser und am letzten Tage so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, ob er Italienisch oder Französisch sprach, und doch hatte er jederzeit für Jeden ein entgegenkommendes Wort und einen freundschaftlichen Händedruck. Als er am Montag im Bibliothekssaale des Archiginnasio die Festgäste dem Bürgermeister von Bologna vorstellen sollte, stellte er diesen auf einen Tisch und zeigte ihn der Versammlung wie ein Menagerie-Besitzer ein merkwürdiges Thier, und unter allgemeiner Heiterkeit, in die er selbst einstimmte, fand er erst nachher die richtige Form. Er hat sich in diesen heißen, anstrengenden Festtagen redlich geplagt und sich den Rothen Adler-Orden, den ihm Graf Solms beim Festmahle überreichte, im Schweiße seines Angesichtes verdient.

Den Fremden wie den Italienern näher zu treten alte Freunde zu begrüßen, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, hatte man indessen Gelegenheit genug, sei es am Montag Abends während des Empfanges beim Königspaare, sei es Dienstag Früh während des langen Wartens auf die Eröffnung des Festzuges oder Abends während der noch längeren Zwischenakte im Theater, sei es endlich

bei zwanglos improvisirtem Frühstück oder Mittagessen. Groß war die Zahl der mehr oder weniger berühmten und bekannten Namen, deren Träger aus allen Weltgegenden gekommen waren. Juristen natürlich in großer Zahl; hat ja doch die Hochschule von Bologna ihren ersten und wohl auch ihren größten Ruhm aus der Begründung der modernen Rechtswissenschaft geschöpft. Da ist der kleine Holtzendorff aus München, immer bewegt und immer in lebhaftem Gespräch; der phlegmatischere Kirchenrechtslehrer Friedberg aus Leipzig, etwas gelangweilt dreinschauend, den Frack mit unzählbaren Orden bedeckt; Hofrath Randa aus Prag, ein kluges Gesicht mit energisch vortretender Spürnase; Fitting aus Halle, Schulte aus Bonn, Maassen aus Wien. Aber auch andere Wissenschaften hatten bedeutende Vertreter entsendet. Mit gewinnendstem Lächeln geht der Orientalist Lagarde aus Göttingen umher und läßt nicht ahnen, wie giftig er sein kann, wenn er die Feder in die Hand nimmt. Der Philolog Gaston Boissier vertritt die französische Akademie: er hat den palmengestickten Frack verschmäht und trägt blos das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloche; ein feines und doch unendlich behagliches französisches Bourgeoisgesicht, stets mit einem Scherzworte oder einer Neckerei auf den Lippen. Neben ihm der Romanist Gaston Paris, ein ungemein vornehmer Kopf mit leicht ergrautem Vollbarte, das Monokle ins linke Auge gezwängt, was seinem Gesichte einen etwas hochmüthigen Ausdruck gibt. Aus Petersburg ist der Staatsrath Wesselowsky da, einer der belesensten und scharfsinnigsten Literarhistoriker, echt russischer Typus mit starken Backenknochen und guten, freundlichen Augen; aus Moskau Zwetajew, ein fleißiger Bearbeiter altitalischer Inschriften, offenbar ein Mongole mit unmäßig prognather Gesichtsbildung. Die Schweiz

hat unter anderen das derbe, energische Gesicht von Karl Vogt und die etwas verwahrloste Erscheinung des Physiologen Schiff beigesteuert. Steif und würdevoll schreiten einige englische Geistliche einher, ernst, aber geschmeidig einige jüngere Spanier. Den Abgesandten von Neuseeland suchte ich jedoch vergeblich, da ich ihn mir tätowirt und mit einer Federkrone geschmückt vorstellte; schließlich entpuppte er sich als ein anglikanischer Bischof.

In einem Punkte waren Professoren und Studenten mit gleichem Maße gemessen worden. Beiden wurde in den ihnen zu Ehren veranstalteten Festvorstellungen im Theater „Tristan und Isolde" vorgesetzt. Das konnte in Bologna an und für sich nicht überraschen; weiß man ja, daß diese Stadt die Hauptstätte des italienischen Wagner-Kultus ist, einer der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen in dem geistigen Leben des modernen Italien. Uebrigens waren für den zweiten Gala-Abend eigentlich Bizet's „Perlenfischer" bestimmt; ein besonderer Wunsch der Königin soll die Abänderung bewirkt haben. Die Aufführung war, abgesehen von dem tadellosen Orchester, keine sonderlich hervorragende. Aber wären auch die ersten Künstler der Welt dort oben gestanden, und hätten in den dicht gefüllten Logen noch zehnmal mehr berückende Augen und verführerische Schultern gestrahlt, das Alles hätte nicht verhindern können, daß gar manches ehrwürdige Gelehrtenhaupt zu friedlichem Schlummer auf die Brust niederfiel und daß die Reihen des Parkets sich allmählich in bedenklicher Weise lichteten. Nach Festmarsch, Festakt und Festmahl hätte wohl auch der begeistertste Anhänger des großen Künstlers dieser von 9 bis 2 Uhr dauernden Festvorstellung nur ein mäßiges Interesse entgegengebracht.

Ich trat nach dem zweiten Akte hinaus in die Via Zamboni und schlenderte in der entzückenden Kühle der

sternenklaren Nacht, abseits von dem die Hauptstraßen noch immer füllenden Getümmel, durch stillere Nebengassen. So fand ich mich vor Porta San Vitale, wo mir aus der langen Straße der Vorstadt ein Meer von Licht entgegenflutete. Bunte Decken und Tücher waren über die Straßen gespannt, Teppiche hingen aus den hellerleuchteten Fenstern herab, Blumen und Kranzgewinde schmückten die Arkaden. Bunte Papierlaternen wetteiferten mit den Gasflammen, die Stadt zu erhellen, und das weit geöffnete Thor der Kirche gestattete den Einblick in den weiten, kerzengeschmückten Raum. Hier stand eine Musikbande und spielte lustige Weisen, da machte auf einem Puppentheater Arlecchino seine gemüthlichen Spässe, Verkäufer von Früchten und Süßigkeiten schrien um die Wette und Jungen mit bunten Larven und betäubenden Knarren tobten hin und her. Und durch alles dieses schob sich eine dichtgedrängte Volksmenge in musterhafter Ordnung auf und nieder, ehrsame Bürger mit ihren behaglichen Ehefrauen, Soldaten mit den eng angeschmiegten Liebchen, Trupps von Mädchen mit braunen Wangen und kokett geordnetem Kopftuch, Wärterinnen mit kleinen Kindern auf dem Arme. Es war ein Kirchenfest, das hier gefeiert wurde, und diese ganze Menge, welche hier in harmloser Fröhlichkeit durcheinander wirbelte, hatte wohl keine Ahnung davon, daß wenige Schritte von ihnen entfernt große Gelehrte aus allen Theilen der Welt in einer Wagner'schen Oper gähnten. Hier war das alte, echte Italien, das jeder, der es kennt, trotz aller Verehrung und Bewunderung für die großen Fortschritte der Italia libera, unita doch noch in einem kleinen, verborgenen Winkel seines Herzens fest geschlossen hält. Möge es auch in Zukunft durch Universitäts-Jubiläen und Bühnenweih-Festspiele nicht gänzlich vernichtet werden.

Anmerkungen.

Von den in dieser Sammlung vereinigten Aufsätzen sind I. II. III. IV. VI. VII. XVI. XVII. XIX. zuerst in der „Schlesischen Zeitung“, VIII. IX. XVIII. XX. XXI. in der „Neuen Freien Presse“, V. X. XIV. XV. in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, XIII. in „Nord und Süd“, XI. im „Globus“ veröffentlicht worden; XII. bildete ursprünglich die Einleitung zu den von Frau E. Schreck übersetzten „Finnischen Märchen“.

I.

S. 1. Es ist recht beschämend, daß wir das Andenken Bopps noch immer nicht durch eine seiner würdige Biographie geehrt haben. Allerdings ist in dem Jahre der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages der erste Band einer solchen von S. Lefmann erschienen; aber sie ist des großen Meisters durchaus unwürdig, hat keine Ahnung von der Entwickelung und den Zusammenhängen der Sprachwissenschaft und ist zudem in eine gänzlich unmögliche, stellenweise einfach lächerliche stilistische Form gegossen. Nur die am Schlusse mitgetheilten Briefe verleihen ihr eine Art Existenzberechtigung. Man muß bedauern, daß die schöne Aufgabe in solche Hände gefallen ist.

S. 2. Der Jesuit Joseph Dahlmann hat in seiner Schrift „Die Sprachkunde und die Missionen“ (Freiburg i. B. 1891) eine sehr lesenswerthe Darstellung der sprachwissenschaftlichen Thätigkeit der älteren katholischen Missionen in der Zeit von 1500 bis 1800 gegeben.

S. 7. Friedrich Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit

der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Heidelberg 1808.

Franz Bopp, Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann. Frankfurt a. M. 1816. — Die erste Ausgabe der „Vergleichenden Grammatik" erschien Berlin 1833—1849 in fünf Abtheilungen.

II.

S. 12. Ernst Curtius, der Bruder Georgs, hat in dem Vorwort zu dessen „Ausgewählten Reden und Vorträgen" (Leipzig 1886) warme Worte über den Dahingeschiedenen gesagt. Diese Sammlung bildet den ersten Band der von Windisch herausgegebenen „Kleinen Schriften". Ausführlichere Würdigungen von Curtius Thätigkeit gaben E. Windisch (Georg Curtius. Eine Charakteristik. Berlin, Calvary 1887) und Domenico Pezzi (La vita scientifica di Giorgio Curtius. Turin 1888).

Georg Curtius, Philologie und Sprachwissenschaft. Leipzig 1862.

S. 15. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. 2 Bände. Berlin 1839—1842. G. Curtius, De nominum graecorum formatione linguarum cognatarum ratione habita. Berlin, 1842. Die erste Ausgabe der „Grundzüge" erschien Leipzig 1858, die fünfte 1879.

S. 19. Die „Griechische Schulgrammatik" erschien zum ersten Male 1852 in Prag; die siebzehnte Auflage, die erste nach Curtius Tode, wurde 1888 von Professor von Hartel in Wien bearbeitet.

III.

S. 23. Ueber ältere Versuche einer Universalsprache vgl. Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 2. Aufl., Band II., S. 50 ff. (Leipzig 1870). Einen merkwürdigen Versuch, den ich nirgends besprochen finde, machte ein Ungar, Georg Kalmár, Grammatikalische Regeln zur philosophischen oder allgemeinen Sprache, das ist der Sprache aller Völker, Zeiten und Lebensarten. Wien 1774.

S. 27. Julius Lott, Ist Volapük die beste und einfachste

Lösung des Weltsprache-Problems? Wien 1888. — Derselbe, Eine Compromiß-Sprache als beste und einfachste Lösung des Weltsprache-Problems. Wien, 1889.

S. 30. A. Ellis, in den Transactions of the Philological Society, 1888/89, S. 59 ff.

S. 32. Dr. Alberto Liptay, Eine Gemeinsprache der Culturvölker. Leipzig, Brockhaus, 1891.

S. 34. G. Kreyenberg, Das Pidgin-Englisch, eine neue Weltsprache. Preußische Jahrbücher, Bd. VIII, Heft 6, S. 587—597.

S. 37. F. Gregorovius, Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte. München, 1890. Wieder abgedruckt in seinen „Kleinen Schriften zur Geschichte und Cultur", 3. Band (Leipzig 1892), S. 225—263.

S. 42. Für den Gedanken, das Latein zur Weltsprache zu erheben, kämpft eine in London unter dem Titel Phoenix seu Nuntius latinus internationalis erscheinende Zeitschrift (ich kenne drei Hefte aus dem Jahre 1891), sowie die von einem Herrn C. A. Ulrichs in Aquila in Unteritalien herausgegebenen Alaudae, seit 1889 (bis Februar 1891 17 Hefte); für das Griechische in diesem Sinne setzten sich Gustave d'Eichthal (Le grec comme langue internationale, in La langue grecque, Paris 1887, S. 217—233), A. Boltz (Hellenisch, als die allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft, 2. Auflage, Leipzig, 1890) und Kuhlenbeck (Das Problem einer internationalen Gelehrtensprache und der Hellenismus der Zukunft, Leipzig, 1889) ein.

S. 46. Harmlose Betrachtungen über Volapük. Im Feuilleton der Neuen Freien Presse vom 24. März 1887.

IV.

S. 50. Die etruskischen Mumienbinden des Agramer National-Museums. Beschrieben und herausgegeben von Prof. J. Krall. Denkschriften der Wiener Akademie, phil. hist. Klasse, 41. Band, 3. Abhandlung.

S. 51. Cousin und Durrbach, Bas-relief de Lemnos avec incriptions; im 10. Bande des Bulletin de correspondance hellénique. Vgl. darüber besonders Pauli, Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos, Leipzig 1886; Bugge, Der Ursprung der Etrusker, Christiania 1886; Deecke im Rheinischen Museum Bd. 41, S. 460 ff.

S. 55. E. Lattes in der Perseveranza vom 5. Oktober 1892, sowie in den Rendiconti des Istituto Lombardo vom 24. März, 3. April und 10. November 1892. Seitdem hat sich auch Deecke in der Wochenschrift für klassische Philologie 1892, Nr. 46 über Krall's Publikation geäußert.

V.

S. 58. Eduard Engel, Griechische Frühlingstage. Jena 1887. Ueber die Aussprache handeln S. 423 ff. Seitdem hat der Verfasser es für nothwendig gehalten, seine Ansichten in einer besonderen Schrift „Die Aussprache des Griechischen. Ein Schnitt in einen Schulzopf" (Jena 1887) weiter auszuführen. Es thut mir aufrichtig leid, daß er dieses Buch geschrieben hat; denn es gehen ihm für eine ernsthafte Behandlung der Frage einfach die wissenschaftlichen Vorkenntnisse ab. Es hat seine verdiente Abfertigung von Psichari, der selbst Grieche ist, in der Revue critique, 1887, Nr. 14, gefunden.

S. 61. Blaß, Ueber die Aussprache des Griechischen. 3. Auflage. Berlin 1888. Man vergleiche auch K. Zacher, Die Aussprache des Griechischen. Leipzig 1888.

VI.

S. 67. H. Rückert, Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien. Zeitschrift für deutsche Philologie I 199 ff., IV. 322 ff., V. 125 ff.

S. 68. K. Weinhold, Ueber deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Wien 1853. — Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. Wien 1855. — Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttgart 1887.

S. 69. H. Rückert, Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter. Mit einem Anhang, enthaltend Proben altschlesischer Sprache. Hrggb. von P. Pietsch. Paderborn 1878.

Von kleineren Beiträgen zur Kenntniß des Schlesischen seien noch erwähnt Klesse, Zur Grammatik des in der Grafschaft Glatz gesprochenen deutschen Dialekts, in der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz, III 148 ff. (vgl.

auch den IV., V. und VII. Band): Waniek, Zum Vokalismus der schlesischen Mundart, Programm von Bielitz 1880; F. Held, Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien, Brünn 1888, und eine Breslauer Doktordissertation von Mätschke (1888).

S. 74. Ueber die Zusammensetzung der deutschen Studentensprache hat seitdem Professor Kluge in einem Vortrage gehandelt, der in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 1892, Nr. 297, abgedruckt ist.

Einige Zuschriften aus Schlesien, die ich nach der ersten Veröffentlichung dieses Aufsatzes erhielt, suchten mich zu belehren, daß „Abgemacht, Seefe" aus „c'est fait" entstanden sei. Meine Erklärung ist mir immer noch wahrscheinlicher. Möglich, daß beides zusammen gewirkt hat. „Abgemacht Seefe" und „Abgemacht Sela" werden im ersten Akte von Gerhart Hauptmanns „Webern" in demselben Sinne gebraucht.

S. 76. A. Genthe, Deutsches Slang. Eine Sammlung familärer Redensarten und Ausdrücke. Straßburg, Trübner 1892.

VII.

S. 78. A. Schönbach, Ueber Lesen und Bildung. 3. Aufl. Graz 1889.

S. 86. Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. 2. Aufl. Berlin 1890. Das Buch ist nicht nur wissenschaftlich von seltener Gediegenheit, sondern gehört auch in seiner darstellenden Form zu den glänzendsten Erzeugnissen unserer wissenschaftlichen Literatur. Ich habe in der Schilderung des Entwicklungsganges des indischen Denkens häufig nichts besseres thun können, als mich auch im Ausdrucke an Oldenberg anzulehnen.

L. v. Schröder, Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung. Leipzig 1887.

S. 88. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. II. 418, § 184 der Ausgabe von Grisebach.

S. 94. Neuerdings verfolgen besonders die Vedischen Studien von Pischel und Geldner (1. Band, Halle 1889; 2. Band, erstes Heft 1892) die Tendenz die Kulturzustände der vedischen Inder als ganz fin de siècle darzustellen. Geldgier ist nach ihnen die treibende Kraft für allen und jeden; die sexuelle Moral ist tief gesunken, Ehebruch ist an der Tagesordnung und die Rolle

der Hetären eine sehr bedeutende; Meineid, Diebstahl, Raub, Falschspielen sind gewöhnlich, das Laster der Trunksucht weit verbreitet, man macht Schulden und bezahlt sie nicht. Und so weiter, was man in der Einleitung zum ersten Bande nachlesen mag. Mir ist nicht zweifelhaft, daß die Verfasser, deren Grundanschauungen in Bezug auf die Interpretation des Veda und auf die Auffassung der Gedichte ich durchaus beistimme, im einzelnen vielfach über das Ziel hinausschießen.

S. 95. Otto Gruppe, Die griechischen Culte und Mythen. 1. Band. Leipzig 1888.

Geldner und Kägi, Siebzig Lieder des Rigveda, übersetzt, mit Beiträgen von R. Roth. Tübingen 1875. Graßmanns Uebersetzung erschien in zwei Bänden bei Brockhaus in Leipzig, 1876 u. 1877. Die Uebersetzung von Alfred Ludwig (Prag 1876, 2 Bände) ist in deutscher Prosa, die aber manchmal schwerer verständlich ist, als der indische Text.

S. 97. Neuerdings sind an der im Text vorgetragenen Ansicht wieder starke Zweifel geäußert worden. Die von Fergusson herrührende Ansetzung der Aera Vikramas ist von Fleet bedenklich erschüttert worden, und Bühler hat Müllers ganze Theorie von der Renaissance der Sanskritliteratur zu bekämpfen gesucht. Man vergleiche besonders seine Abhandlung „Die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie", Wien 1890 (aus den Sitzungsberichten der Akademie), besonders S. 67—83. Ins fünfte oder sechste Jahrhundert setzt den Kâlidâsa auch noch Huth, Ueber die Zeit des K., Berlin 1890.

S. 104. Windisch, Der griechische Einfluß im indischen Drama. Abhandlungen des fünften Orientalisten-Kongresses. Berlin 1882.

S. 105. Auch „Das irdene Wägelchen" — indisch Mrcchakatikâ — ist vor kurzem in einer Bearbeitung von Emil Pohl im Berliner Schauspielhause zu neuem Leben erweckt worden, unter dem Titel „Vasantasena". Das ist der Name der in dem Stück auftretenden Hetäre.

VIII.

S. 108. Journal of the Gypsy Lore Society, erscheint in Edinburgh seit 1888.

A. F. Pott, Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnographisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und

Sprache. Zwei Bände. Halle 1844 und 1845. Die Untersuchungen von Miklosich sind hauptsächlich niedergelegt in seinen zwölf Abhandlungen „Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas", die 1872—1880 in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienen sind. Dazu kommen seine „Beiträge zur Kenntniß der Zigeunermundarten", Wien 1874—1878, in vier Heften, aus den Sitzungsberichten der Akademie.

S. 112. Liszt, Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie. Neue Ausgabe. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1881. Der Verfasser des Buches über die ungarischen Zigeuner ist Erzherzog Josef; es trägt den Titel Czigány nyelvtan románo csibákero sziklaribe irta József föherczeg. Budapest 1888.

v. Wislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890. — Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner, Wien 1890. Aeltere Arbeiten von ihm sind: Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner, Leipzig 1884; Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner, Berlin 1886; Zur Volkskunde der tr. Zigeuner, Hamburg 1887. Soeben ist von dem unermüdlichen Sammler eine neue Schrift erschienen: Aus dem inneren Leben der Zigeuner, Berlin 1892. Die Besprechung von Pischel in den Göttinger Gelehrten Anzeigen charakterisirt die philologische Unfähigkeit von Wislockis Büchern scharf, aber richtig; trotzdem behalten seine Sammlungen ihren Werth.

v. Sowa, Die Mundart der slovakischen Zigeuner. Göttingen 1887. Vgl. desselben Abhandlung über „Die Mundart der ostpreußischen Zigeuner", in der Zeitschrift für Völkerpsychologie XVIII, 82 ff.

S. 113. J. H. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teschen 1883. — Pischel, Die Heimat der Zigeuner. Deutsche Rundschau, Band IX., S. 353-375.

S. 115. Adriano Colocci, Gli Zingari. Storia d'un popolo errante. Turin 1889.

IX.

S. 120. Heyses Italienisches Liederbuch ist jetzt sammt der Einleitung dazu wieder gedruckt in seiner Sammlung „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts", Vierter Band (Berlin 1889), S. 175 ff.

Nigra, La poesia popolare italiana, in der ‚Romania‘, Band V (1876), S. 417—452.

S. 131. Das griechische Volkslied ist in meinem Büchlein „Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung“ (Stuttgart, Cotta 1890) S. 49 übersetzt.

X.

S. 132. L. v. Schröder, Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Berlin 1888.

S. 135. *Παπαζαφειρόπουλος, Περισυναγωγὴ γλωσσικῆς ὕλης καὶ ἐθίμων τοῦ ἑλληνικοῦ λαοῦ, ἰδία δὲ τοῦ τῆς Πελοποννήσου.* Patras 1887. Anderweitige Mittheilungen über griechische Hochzeitsgebräuche sind in Reisewerken, in griechischen Zeitschriften, z. B. der in Athen erscheinenden *Ἑστία*, in den Jahrbüchern des Syllogos in Konstantinopel u. s. w. zerstreut. Vgl. auch Bötticher in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884, Nr. 96. Die Literatur über Hochzeitsbrauch der Albanesen habe ich in meiner „Kurzgefaßten albanesischen Grammatik“ (Leipzig 1888), S. X. f. verzeichnet.

XI.

S. 145. Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889; zweite Folge. Leipzig 1890. — Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889. — Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890. — Haussprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890.

S. 146. Ausführlich habe ich mich über das Schnadahüpfel und die verwandten Arten vierzeiliger Volksdichtungen geäußert in der ersten Sammlung meiner „Essays und Studien“ S. 332 bis 407.

S. 154. M. Haupt, Französische Volkslieder. 1877.

S. 156. Kanellakis, *Χιακὰ Ἀνάλεκτα.* Athen 1890.

Ueber die Rechbreter vgl. W. Hein, Die Todtenbretter im Böhmerwalde, in den Mittheilungen der Wiener anthropologischen

Gesellschaft, Bd. XXI. (1891), S. 85 ff., wo S. 100 ältere Literatur angeführt ist.

XII.

S. 164. Ehstnische Märchen. Aufgezeichnet von F. Kreutzwald. Aus dem Ehstnischen übersetzt von F. Löwe. Halle 1869. Zweite Hälfte. Dorpat 1881. Aeltere Mittheilungen estnischer Märchen zählen W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen III. 353 (1856) und Schiefner im Vorwort zum ersten Bande von Kreutzwald-Löwe S. V. auf.

Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen von J. C. Poestion. Wien 1886.

Finnische Märchen übersetzt von Emmy Schreck. Weimar 1887.

S. 165. Vgl. Porthan, De poesi fennica. 1766. Lencquist Specimen academicum de superstitione veterum Fennorum theoretica et practica. Åbo 1782. Ganander, Mythologia fennica. Åbo 1789.

Goethe, Hempelsche Ausgabe I. 97: „Käm' der liebe wohlbekannte". — Voyage pittoresque au Cap Nord par A. F. Skjöldebrand. 1801. — Das finnische Original steht im Kanteletar, 2. Ausgabe, S. 113: Jos mun tuttuni tulisi u. s. w.

Morhof S. 375 f. in der mir vorliegenden Ausgabe Lübeck und Frankfurt 1700, deren Orthographie und Interpunktion beibehalten sind.

S. 168. J. Grimm, Ueber das finnische Epos. In Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I. 13 ff.

Castréns Vorlesungen über finnische Mythologie. Im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften aus dem Schwedischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet von H. Schiefner. Petersburg 1853.

Kalevala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Helsingfors 1852.

S. 169. Kalevala, das Volksepos der Finnen. Uebersetzt von Hermann Paul. I. Helsingfors 1885. II. 1886. Der zweite Band ist nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Vgl. dazu die lesenswerthe Besprechung von Roman Wörner in der Beilage

zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1886, No. 210 und 211. Die Bedeutung der Kalevala für die vergleichende Geschichte der Volksdichtung ist neuerdings eingehend gewürdigt worden von Domenico Comparetti in seinem schönen Buche Il Kalevala o la poesia tradizionale dei Finni. Studio storico-critico sulle origini delle grandi epopee nazionali. Rom 1891.

S. 170. Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutsche übertragen von Hermann Paul. Helsingfors 1882.

Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben von Gustaf Retzius. Autorisirte Uebersetzung von C. Appel. Berlin 1885. S. 128 ff.

Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita. I. Helsingissä 1852. II. 1854. III. 1863. IV. 1866. Die ersten beiden Hefte liegen mir in zweiter Ausgabe, 1871 und 1873, vor.

S. 172. Ich habe mich über diese Fragen ausführlicher an mehreren Stellen der früheren Sammlung meiner „Essays und Studien" ausgesprochen, z. B. S. 177 ff. 221 ff.

S. 173. O. Donner, Lieder der Lappen (Helsingfors 1876), S. 22.

S. 174. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, XXII, 614.

S. 176. Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Wien 1885. S. 4. In dieser Einleitung ist die Frage der Thiermärchen — im Gegensatz zu Haltrich, der ganz Grimm'schen Anschauungen huldigte — ansprechend auseinander gesetzt. Vgl. jetzt auch die lichtvolle Darlegung in Reissenberger's Einleitung zu seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs (Halle 1886).

Die zyklisch verbundenen Siebenbürger Märchen stehen in dem Buche von Haltrich-Wolff S. 29 ff. und bei Haltrich, Deutsche Volksmärchen in Siebenbürgen, 3. Auflage, Wien 1882, S. 269 ff; die finnischen bei Schreck S. 183 ff. In No. 9 der „Finnischen Märchen" sind nur zwei Erzählungen kombinirt, die von der Sau, die ihre Ferkel taufen will, bevor sie der Wolf frißt, und die von dem Erlaubnißschein, den die Stute dem Wolf an ihrem Hufe sehr deutlich vordemonstrirt. Beide Geschichten stehen auch bei Haltrich-Wolff, dort in einem größeren Zyklus, aber ohne gerade aneinander angereiht zu sein. Sie gehören auch sonst zu den ver-

breitetsten Thiermärchen: vgl. Grimm, Reinhart S. LXXVII, 12. LXXV. CCLXIII. Hahn, Griechische und albanesische Märchen No. 92. Wagner, Carmina graeca medii aevi S. 120. 135. Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven I. 1.

S. 177. Wie aus der neuen Sammlung der finnischen Thiermärchen (s. zu S. 183) hervorgeht (S. 355 ff.), sind die in der Anmerkung erwähnten Erzählungen vom Sichtotstellen des Fuchses und vom Fischfang des Wolfes (oder des Bären) auch bei den Finnen bekannt.

S. 178. Zielinski, Die Märchenkomödie in Athen. Abdruck aus dem Jahresbericht der deutschen Schulen zu St. Annen. St. Petersburg 1885. S. 71. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee. Magdeburg 1869. — Man vergleiche jetzt den trefflichen Vortrag von O. Crusius, Märchenreminiscenzen im antiken Sprichwort, in den Verhandlungen der 40. Philologen-Versammlung, S. 31 ff.

S. 180. Eine Version des einen Theiles der Polyphemsage aus russisch Karelien ist schon in der Zeitschrift Suomi XIV, 13 bekannt gemacht worden: Thomsen, Deutsche Literaturzeitung 1887, Spalte 927. — Schiefner, Ueber den Mythengehalt der finnischen Märchen. Bulletin de la classe historico-philologique de l'académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. XII (1855), 369 ff.

S. 182. Mélusine. Revue de mythologie etc. dirigée par H. Gaidoz. II. 66. — Herr J. Krohn ist der Wissenschaft leider durch einen plötzlichen Tod — er ist bei einer Bootfahrt ertrunken — entrissen worden.

S. 183. Von der neuen, durch K. Krohn besorgten Sammlung der Thiermärchen ist der erste Theil erschienen: Suomalaisia Kansansatuja, Helsingfors 1886. Der Herausgeber hat auch eine treffliche vergleichende Studie über die Thiermärchen erscheinen lassen (1887), die unter dem Titel „Bär (Wolf) und Fuchs. Eine nordische Thiermärchenkette" von O. Hackman ins Deutsche übersetzt (Helsingfors 1888) und dadurch allgemein zugänglich geworden ist.

XIII.

S. 189. Mir ist natürlich nicht unbekannt, daß von mancher Seite die Schrift dem Lukian abgesprochen wird.

S. 191. Vgl. Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, S. 357.

S. 192. The present state of the Ottoman Empire, by Paul Rycaut. London 1668.

S. 194. Panajot Hitow lebt gegenwärtig als Pensionär der bulgarischen Regierung in Ruschtschuk.

S. 196. Jireček, Das Fürstenthum Bulgarien. Wien 1891. S. 273 ff.

S. 199. H. v. P., Sechs Jahre in Griechenland. Grimma, 1892. S. 82 ff. -- Nach dem Vorfalle von Marathon erschien in der Revue des deux mondes vom 15. Juni 1870 ein sehr lesenswerther Aufsatz von E. Burnouf, der mir leider erst nach dem Abdrucke des meinigen bekannt geworden ist: Le brigandage en Grèce, le drame de Marathon, les Vlaques, leurs origines et leurs moeurs.

S. 200. *Τριάκοντα ἕξ ἡμερῶν αἰχμαλωσία καὶ συμβίωσις μετὰ λῃστῶν*, d. h. Sechsunddreißig Tage Gefangenschaft und Zusammenleben mit Räubern, von Sotirópulos. Athen 1866.

S. 204. Jireček, Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. S. 474.

S. 206. Während meines vorjährigen Aufenthalts in Griechenland (1892) las man in den Zeitungen wieder von allerhand Räubergeschichten, als deren Schauplatz Gegenden Thessaliens, des Peloponnes, ja sogar Korfu (!) angegeben wurden. Es war damals die lebhaft bewegte Zeit vor den Wahlen zur Kammer, und das meiste davon mögen tendenziös erfundene oder ausgeschmückte Berichte gewesen sein, die das Ministerium diskreditiren sollten. Seit Trikupis wieder Minister ist, scheint es davon still geworden zu sein. Es ist natürlich leicht möglich, daß besonders in Thessalien an der türkischen Grenze unter einer schwachen Regierung die alten Gewohnheiten wieder aufleben.

XIV.

S. 208. Bikelas, *Περὶ Βυζαντινῶν*. London 1874. Deutsch von Wihelm Wagner unter dem Titel: Die Griechen des Mittelalters und ihr Einfluß auf die europäische Cultur. Gütersloh 1878.

S. 210. Geschichte der byzantinischen Litteratur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches, von Karl Krumbacher. München 1891. Die von dem Verfasser dieses Buches

begründete und herausgegebene „Byzantinische Zeitschrift", deren erster Band vor kurzem vollendet worden ist, soll den auf die byzantinische Philologie bezüglichen Studien fortan zum Mittelpunkte dienen.

S. 214. J. Hergenröther, Photius, Patriarch von Konstantinopel. 3 Bände. Regensburg 1867—1869. — Alfr. Rambaud, L'empire grec au dixième siècle. Constantin Porphyrogénète. Paris 1870. Zur Charakteristik des Psellos vergleiche man Gregorovius, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, I, S. 176 ff.

S. 218. Außer den genannten Gelehrten ist jetzt als ein jüngerer Forscher auf dem Gebiete der neugriechischen Linguistik noch Dr. Albert Thumb in Freiburg im Breisgau zu nennen. Seine kleine Schrift „Die neugriechische Sprache" (Freiburg i. B. 1892) kann allen, die sich für den Gegenstand interessieren, als brauchbare Einführung dienen.

XV.

S. 220. Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, von Ferdinand Gregorovius. 2 Bände. Stuttgart 1889.

XVI.

S. 237. Was hier von dem Fehlen eines guten deutschen Buches über Neugriechenland gesagt ist, das ist auch heute (1893) noch wahr. Das vielfach angepriesene Buch von P. von Melingo, Griechenland in unsern Tagen, Wien 1892, hat die Lücke in keiner Weise ausgefüllt. Das Beste, was in deutscher Sprache über die Zustände des heutigen Griechenland geschrieben worden ist, sind die zwei Aufsätze von Gustav Hirschfeld, Griechenland im letzten Jahrzehnt, in „Unsere Zeit" 1882, Heft 5, und 1883, Heft 5; sie sind leider vom Verfasser nicht weiter geführt worden. Vor kurzem ist ein mit viel Sachkenntniß verfaßtes und vortrefflich geschriebenes Buch des französischen Archäologen Gaston Deschamps, La Grèce d'aujourd'hui, Paris 1892, erschienen. Seine deutschen Leser dürfen an einigen kindlichen chauvinistischen Ausfällen keinen Anstoß nehmen. Die Franzosen, denen für ihre Ausgrabungen in Griechenland unendlich reichere Geldmittel zur Verfügung stehen, als den Deutschen, haben von diesen in allem, was Ordnung und Genauigkeit beim Ausgraben und Abschreiben und Sauberkeit und

Gründlichkeit beim Publizieren betrifft, noch sehr, sehr viel zu lernen.

S. 241. Ueber die Slavenfrage in Griechenland vgl. den ersten Band der „Essays“ S. 134 ff.

S. 256. Die Erlebnisse Coquelins in Athen kann man bei Deschamps a. a. O. S. 142 ff. nachlesen.

S. 263. Eine Geschichte der neueren griechischen Literaturentwicklung ist noch zu schreiben. Die Bücher von Nicolai, Rangabé und Sanders sind kümmerliche Notbehelfe. Auch Frau Juliette Lamber in ihren Poètes grecs contemporains (Paris 1881) tastet an der Oberfläche.

Ueber die Verhaftung und den Tod des Rigas haben Legrand und Lambros im zwölften Hefte des Jahrbuchs der historisch-ethnologischen Gesellschaft in Athen (1891) neue, wichtige Dokumente mitgetheilt. Vgl. auch Lambros in der „Hestia“ 1892.

S. 266. Rangabé, Der Fürst von Morea. Uebersetzt von Dr. A. Ellissen. Breslau, Schottländer 1884. Zum ersten Male war die Uebersetzung erschienen in Ellissens Analekten zur mittel- und neugriechischen Literatur (Leipzig 1855—62, 5 Bände). Von Ellissens Sohne sind die Verdeutschungen der Dramen „Dukas“, „Der Vorabend“, „Die dreißig Tyrannen“. Rangabé selbst hat die „Hochzeit des Kutrulis“ ins Deutsche übertragen (Breslau 1883), nachdem Dan. Sanders dies bereits 1848 gethan hatte. — *Ἐρρίκου Ἄϊνε Τραγούδια. Μετάφρασις Ἀ. Βλάχου.* Athen 1887.

S. 267. Eine von M. Ralli trefflich illustrierte französische Ausgabe des „Louki Laras“ in der Uebersetzung des verstorbenen Marquis Queux de Saint-Hilaire ist in Paris 1892 erschienen. Derselbe hat auch die ‚Nouvelles grecques' übersetzt (Paris 1887).

S. 268. Die von Barth und v. Hirst herausgegebene *Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη* ist, so viel ich weiß, mit dem 25. Hefte eingegangen. Auch die *Βιβλιοθήκη τοῦ λαοῦ* von Sakellarios scheint es nicht weit gebracht zu haben; ich kenne blos 12 Nummern. Dagegen macht das ebenfalls von Herrn Barth ins Leben gerufene und jetzt auch von ihm redigirte Konversationslexikon (*Λεξικὸν ἐγκυκλοπαιδικόν*) rüstige Fortschritte.

Ein Lektorat für Neugriechisch ist seit einiger Zeit am orientalischen Seminar in Berlin geschaffen und mit Herrn Mitsotakis besetzt worden.

XVII.

S. 272. Ueber die beiden Inseln unterrichtet man sich jetzt am besten aus „Kephallenia und Ithaka. Eine geographische Monographie" von Joseph Partsch. Gotha 1890, dessen Schrift über Korfu (Gotha 1887) ebenfalls für jeden Besucher dieser Insel der beste Führer ist. Ueber Kephallenia erschien gleichzeitig eine sehr lobenswerte Arbeit des griechischen Geographen Miliarakis. Eine Uebersicht über die Fragen der homerischen Topographie Ithakas findet man in einem Aufsatze von J. Partsch in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1888, oder in dem Büchlein von Menge, Ithaka nach eigner Anschauung geschildert, Gütersloh 1891.

S. 281. Die arme junge Prinzessin Alexandra ist bekanntlich seitdem an den Folgen ihres ersten Wochenbettes gestorben.

S. 293. Der karische Sophist Julius Apellas hat die an ihm geschehenen Wunderkuren ausführlich selbst erzählt: Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 83, S. 227 ff.; J. und Th. Baunack, Studien I, S. 110 ff.

XVIII.

S. 296. Zante, das durch das furchtbare Erdbeben im Anfang dieses Jahres (1893) wieder zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, hat ebenfalls durch Partsch eine zwar kurze, aber treffliche Schilderung erhalten in Petermann's Mittheilungen, 37. Band (1891), 7. Heft.

S. 304. Die Gleichsetzung des Skopós mit dem plinianischen Elatus wird von Partsch a. a. O. S. 172 bestritten.

XIX.

S. 310. Deecke, Zur Entzifferung der messapischen Inschriften. Rheinisches Museum Bd. 36, S. 576 ff.; Bd. 37, S. 373 ff.; Bd. 40, S. 133 ff.; Bd. 42, S. 226 ff.

S. 317. Gregorovius, Lecce. Im fünften Bande der „Wanderjahre in Italien", S. 213 ff.

S. 327. Comparetti, Saggi dei dialetti greci dell' Italia meridionale. Pisa 1866. — Morosi, Studi sui dialetti greci della Terra d'Otranto. Lecce 1870.

S. 334. Einige Proben dieser Lieder habe ich in meinen „Griechischen Volksliedern" übersetzt.

S. 335. W. Kaden, Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens. Berlin 1880.

F. Lenormant, La Grande-Grèce. 3 Bände. Paris 1881. S. 338. De Vincentiis ist auch der Verfasser eines Wörterbuches des tarentinischen Dialekts (Tarent 1872).

Gregorovius, Wanderjahre, 5. Band, S. 253 ff.

XX.

S. 345. Vgl. die erste Sammlung meiner „Essays" S. 66. 75 ff.

S. 350. Ich habe das in San Marzano gesammelte sprachliche Material in der „Zeitschrift für romanische Philologie" 1891, S. 546 ff. mitgetheilt.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt